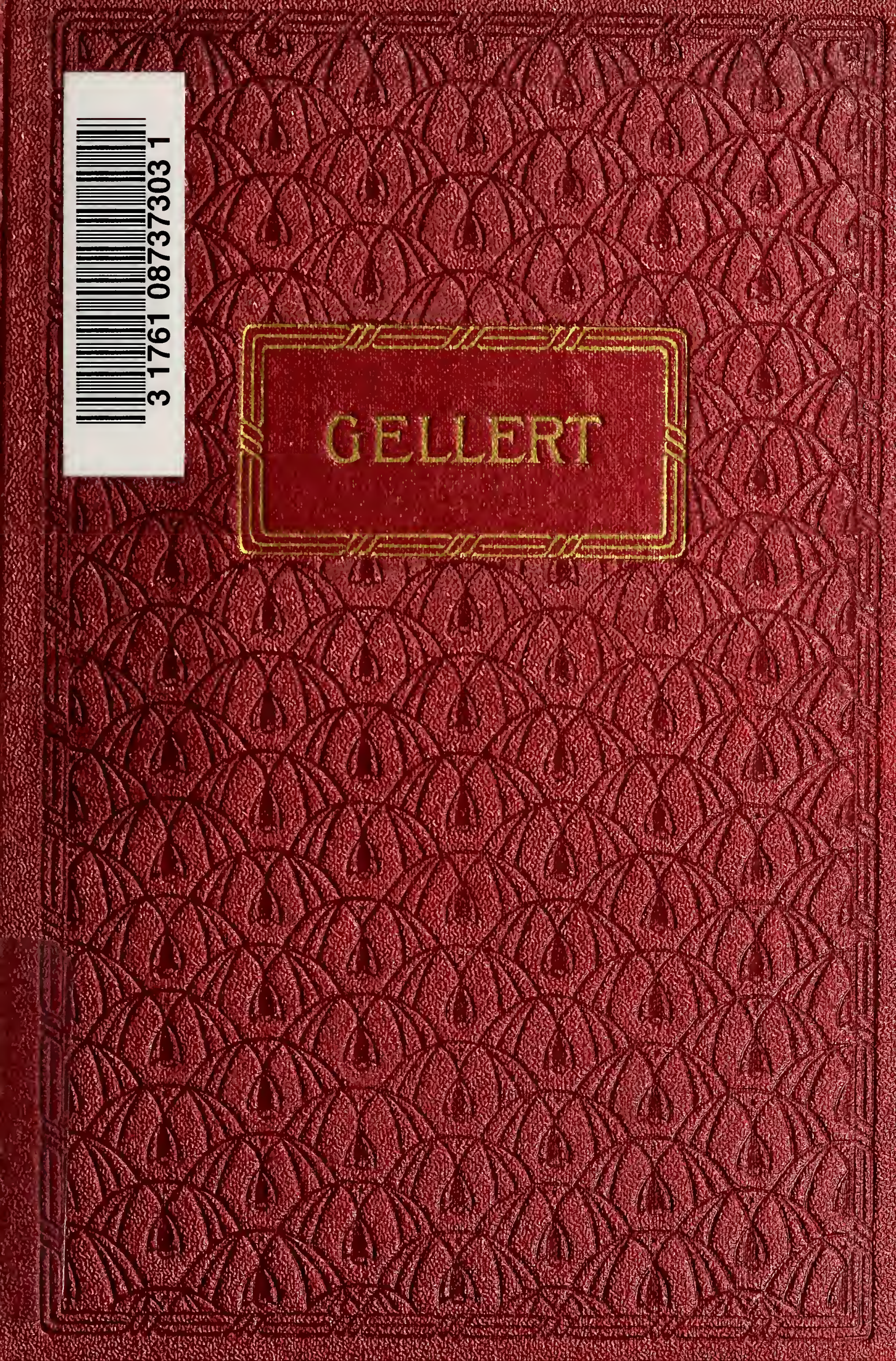

GELLERT

2

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

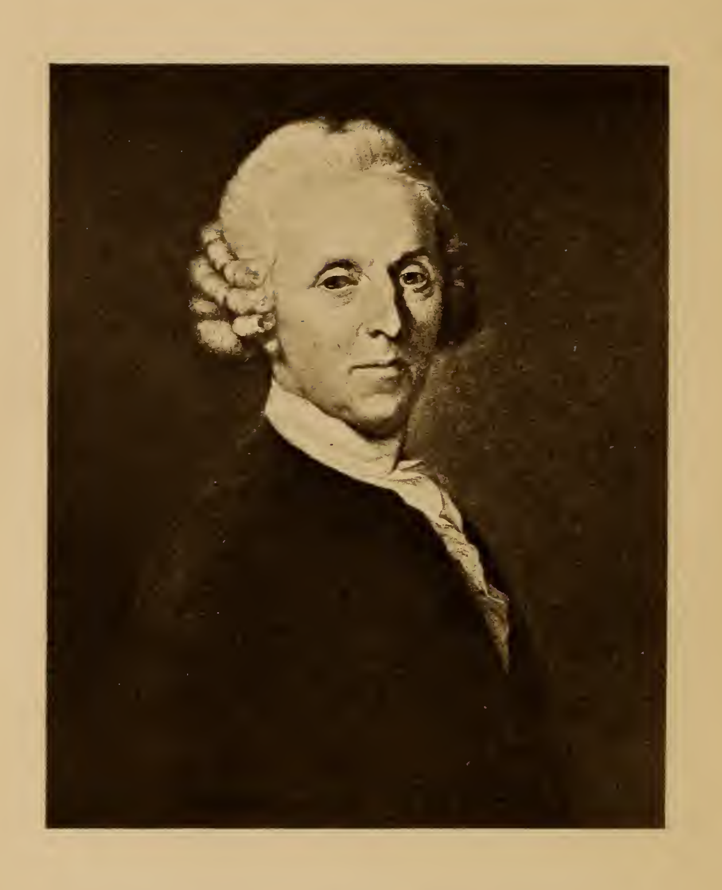
Mitarbeiter

von Hempels Klassiker-Ausgaben

Dr. W. Freiherr von Biedermann
Dr. Robert Boxberger
Prof. Dr. H. Düntzer
Dr. Friedr. Förster
Dr. Christian Groß
Direktor Dr. E. Große
Prof. Dr. H. J. Heller
Dr. G. Hesekiel
E. Hiersemenzel
Prof. Dr. S. Kalischer
Dr. H. Kletke
Dr. A. Lindner
G. von Loeper
W. Frhr. von Maltzahn
Dr. R. Pilger
Dr. Carl Chr. Redlich
Prof. Dr. Alfred Schöne
Dr. Fr. Strehlke
Dr. Th. Vatke
Dr. Ad. Wilbrandt
Dr. Wollheim da Fonseca
Prof. Dr. Georg Zimmermann

der Neubearbeitung

Privatdozent Dr. Karl Alt
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Dr. Max Drescher
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Dr. Karl Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Curt Hacker
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Privatdozent Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Dr. Christian Waas
Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Walther Ziesemer
Privatdoz. Lic. Leopold Zscharnack



C. F. Gellert.

Gellerts Werke

Auswahl in zwei Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Fritz Behrend

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Gellerts Werke

Erster Teil

Didaktik und religiöse Lyrik

Die Betschwester

Herausgegeben

und mit einem Lebensbild versehen

von

Fritz Behrend

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.



Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 1. Teiles.

Lebensbild.

Schwer läßt sich der Anteil, den unser protestantisches Pfarrhaus am deutschen Geistesleben hat, abschätzen; schwerlich kann er überschätzt werden, wenn wir es auch als Vaterhaus so vieler unserer Denker und Künstler in Anschlag bringen.

Es traf sich, daß um das erste Viertel des 18. Jahrhunderts aus Pfarrhäusern der Lausitz zwei Männer hervorgingen, die bestimmt waren, wichtige Missionen für unser Volk zu erfüllen. Der ältere, der ruhigen, wurzelfesten, aber gefälligen Sachsen einer, der andere, 13 Jahre jünger, eine Kampfesnatur, wie Thomasius vor ihm, ein Treitschke nach ihm, voll reformatorischen Geistes: Gellert und Lessing.

Lessing noch heute ein Nothelfer im Streite der Geister; was Gellert an Echtem besaß, ist längst eingeschmolzen und übergegangen in die deutsche Gesamtkultur. Wer aber mit Liebe das Wachsen deutscher Bildung überschaut, wird gern bei ihm als einem sorgsamen Wegebereiter haltmachen. —

Gellert wurde am 4. Juli 1715 zu Hainichen unweit Freiberg im sächsischen Erzgebirge als fünfter Sohn geboren und erhielt als Vornamen Christian Fürchtegott: bedeutsame Wegweiser fürwahr! Mit weltlichen Gütern war der Vater als Prediger einer großen, aber armen Gemeinde nicht gesegnet. Dafür konnten die Kinder von ihm Entsagsamkeit und frommen Sinn mit ins Leben nehmen. Wenig wissen wir von seiner theologischen Richtung, dürfen aber schließen, daß er den herrschenden, streng orthodoxen Anschauungen, die das kurfürstliche Konsistorium bestimmte, entsprach. Es war eine feste Hochachtung vor der weltlichen Obrigkeit, die ja katholischen Bekenntnisses war, in ihm, zugleich aber auch das Bewußtsein seiner reinen, treuen Pflichterfüllung; beides spricht sich in einem Schreiben an den Kurfürsten aus, das er zugunsten seiner Söhne abfassen mußte. Es ist das einzige, wesentliche Dokument, das wir von ihm be-

sitzen. Noch weniger wissen wir von der Mutter Johanna Salome, einer geborenen Schütz. Die Liebe, die sie ihren Kindern schenkte, wurde ihr vortrefflich vergolten. Und der Freiherr von Craussen, der ihr im Alter ein kleines Jahrgehalt bis zu ihrem Tode aussetzte, hätte dem Dichter keinen stärkeren Beweis seiner Zuneigung geben können. Die Eltern hatten die Freude, ihre frommen Wünsche an den Kindern erfüllt zu sehn; drei von ihnen, außer dem Dichter, der älteste Friedrich Leberecht und Christlieb Ehregott erreichten auch angesehene Stellungen; jener, etwas derb geartet, wurde Oberpostkommissär, dieser ein auch durch seine wissenschaftlichen Einsichten geschätzter Bergrat.

Früh lernte der Dichter entbehren, früh gehorchen: er nannte es später eine vortreffliche Kunst; ob sie nicht aber auch dem Schwächlichen Lebensfrische raubte? — Was ihm als ersten Unterricht in den Elementarfächern, Religion und Latein die Heimatschule mitgab, wird kaum beträchtlich gewesen sein. Durch Abschreiben von Kaufbriefen und gerichtlichen Akten half schon der Elfjährige miterwerben; den Kanzleistil, den er als Gereifter mit aller Energie bekämpfte, lernte er also frühzeitig kennen. Er scherzte später, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Kontrakten mehr von seiner Feder besitze, als seine literarischen Werke ausmachten. Früh aber regte sich auch die Lust zum Fabulieren, die sein Vater, der sich selbst in Gelegenheitsgedichten versuchte, nicht hemmen wollte. Aber nicht umgaukelte den Knaben eine Märchenwelt, nicht schuf er sich, wie Jung-Mörike, ein wundersames, verträumtes Orplid, die harte Wirklichkeit umspielt die schüchterne Phantasie des Dreizehnjährigen. Das Haus des Vaters, baufällig, von 15 Stützen gehalten, gab dem Jungen den Einfall, zum Geburtstage des Familienhauptes die Gellertschen Kinder und Kindeskinder, deren gerade 15 waren, als Stützen des Vaters aufzuführen. Dieser Jugendversuch und andere mehr[1]) sind von dem Dichter später vernichtet worden; überliefert ist uns noch der treffliche Anfang eines mündlich fortgepflanzten Jugendgedichts:

„Als ich von dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam —“.

Einen angeborenen Sinn für Rhythmus hatte dieser Knabe gewiß. Als er berühmt wurde, mochte sich neckend einen Teil seines Verdienstes ein älterer Bruder zuschreiben, der die kindlichen Reimversuche unterstützt hatte.

---

[1]) Zwei Jugendgedichte wurden noch mitgeteilt in der Schrift: „Die Gellert-Stiftung und das Gellert-Denkmal in Hainichen“ (1862).

Gellert war ein überaus schwächliches Kind, und doch mußten sich die Eltern, um seine Ausbildung wirksam zu fördern, entschließen, ihn die längst bewilligte Freistelle an der Meißner Fürstenschule antreten zu lassen. Zwei Brüder waren vor ihm den gleichen Weg gegangen. Die Mahnung, daß sie dem Schwächlichen schützend zur Seite stehen sollten, wurde so peinlich erfüllt, daß es zu einer Katastrophe kommen sollte. Von 1729 bis 1734 genoß unser Christian Fürchtegott, wie nach ihm Lessing, den Unterricht der von alters her gerühmten Anstalt, die St. Afra gewidmet war. Wenn wir aufklärerische Zeitgenossen befragen, so sprechen sie wie G. Friedrich Rebmann, der seine „Wanderungen durch einen Teil Deutschlands" als Anselmus Rabiosus der Jüngere herausgab, harte Worte über die Klosterschulen; sie ragen ihm „wie verräucherte, stinkende Trümmer des verabscheuten Mittelalters" in die helle Gegenwart. Solch rabiaten Anklagen werden wir ebensowenig Gehör schenken wie den krassen Schilderungen in der Lebensgeschichte Bahrdts, und als unbefangenen Zeugen eher Professor Krug, Kants Nachfolger in Königsberg, gelten lassen. In seiner „Lebensreise" hat er reizend plaudernd seine Schulzeit in Schulpforta, der nach gleichen Gesetzen geleiteten Schwesteranstalt, geschildert[1]). Religion und Latein standen danach beim Unterricht weitaus im Vordergrunde und erstickten die übrigen Fächer. Das Ziel der alten Humanisten, für das der berühmte Straßburger Schulrektor Johannes Sturm einst das hübsche „sapiens atque eloquens pietas" — eine weise und wohlredende Frömmigkeit — geprägt hatte, mochte noch, freilich etwas verschwommen, vorschweben. An deutsche Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte wurde wenig gedacht. „Allerdings", fährt Krug fort, „war das eine zu große Beschränktheit in der geistigen Ausbildung der Jugend. Aber da man jenen Mangel nachher auf der Universität wohl ersetzen konnte, wenn man nur auf der Schule einen tüchtigen Grund gelegt hatte, so war der Schade nicht so groß als bei der jetzt auf den meisten gelehrten Schulen herrschenden Vieltreiberei, die in allem etwas, aber im ganzen nichts leistet." Trotz aller klösterlichen Strenge wurde doch auch der Privatneigung Freiheit gelassen. Die vielen Repetierstunden waren vor allem der Privatlektüre gewidmet, bei der sich die Zöglinge auf eigene Faust oder angeregt durch einen wohlgesinnten Lehrer Spezialkenntnisse aneignen konnten; Studien,

---

[1]) Vgl. zu der Schulzeit die kenntnisreiche Monographie von Flathe: „St. Afra", 1879. Einige deutsche Stunden waren in Meißen durch die Neuordnung von 1727 schon vorgesehen.

die alle Freuden des jungen Gelehrten ahnen ließen. Lessing dachte später gern an diese Stunden in St. Afra zurück: „Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe.“ Das war gewiß geklärter als jener jugendliche Studentenbrief an den Vater: „Ich habe es in Meißen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt garnicht brauchen kann und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein.“

Was aber den kräftigeren Lessing nicht so drückte, das war die Zucht und Tyrannei der Schul- und Klassengemeinde. Gegen den Teufel der Deposition war schon vor Jahrhunderten vorgegangen, in milderer Form führte er sein zähes Leben weiter. Noch Krug entwirft eine abschreckende, wenig bekannte Schilderung:

„Je höher man gleich anfangs kam, desto eher durfte man von der fast sklavischen Dienstbarkeit, in welcher die Unteren gegen die Obern standen, erlöst zu werden hoffen. Denn jene mußten diese förmlich bedienen, Wasser holen, Stuben fegen oder Schuhe putzen, Kleider ausklopfen und sogar Locken und Zöpfe machen, die damals noch allgemein getragen wurden. Wenn ein Primaner rief: ‚Komm einer her!‘, so mußte gleich eine Schar von Untern herbeieilen! Kam einer nicht und wurde bemerkt, so bekam er Ohrfeigen und Stockschläge und mußte dann doch noch obendrein den verlangten Dienst verrichten.“

Wehe aber, wenn sich einer bei den Lehrern beschwerte; er hieß ein „Pfeifjunge“ und war verfemt!

So war denn der schüchterne, kränkliche Knabe auf den Beistand der Brüder angewiesen, die sich wohl in der Helferrolle auch mal vergriffen und dadurch schlimme Stunden heraufbeschworen. Hatte sich der Jüngste beim Einschenken des Tischweins eine Ungebührlichkeit zuschulden kommen lassen, so strafte ihn dafür der beaufsichtigende Lehrer, der Mathematiker Klimm, der wohl, wie Lessing bezeugt, ein anregender Lehrer war, überstreng mit Karzerarrest. Der nächst ältere Bruder, der für die Gesundheit des Kleinen mit Recht fürchtete, stellte den Lehrer zur Rede und vergaß sich so weit, ihn zu schlagen. Die Folge war, daß dieser hilfreiche Bruder trotz seiner aufrichtigen Reue, trotz des flehenden Schreibens des Vaters von der Schule verwiesen wurde. Aus dem Gutachten des Amtsphysikus Müller ersehen wir, daß der Vater unsern Christian Fürchtegott wegen starker

Geschwülste der Schenkel und Fieber auf 13 Wochen nach Hause hatte nehmen müssen, daß das Kind beständig Blut huste, an kurzem Atem, Engbrüstigkeit und Sticken leide, überhaupt herzschwach sei. — Noch später versichert der Dichter, daß er sich lange um kein Amt beworben habe, da er kein langes Leben habe erhoffen dürfen.

Doch würde dieses Leidensbild allein verzeichnet sein: es gab gewiß Zeiten, wo Gellert fröhlich mit den Fröhlichen war und teilnahm an den Freuden, die ihren Höhepunkt in den Schulausflügen hatten. Er gewann treue Freunde: Gärtner und Rabener. Noch später erinnerte er frohgemut einen Kameraden, wie sie Verse auf der Schule geschmiedet, „periodos simplices und compositas, adversativas und concessivas in Reime gebracht" hätten; auch in Meißen war die Lust an deutschen Versen, die noch unlängst der Rektor der Anstalt Rabener gepflegt hatte, nicht erstickt worden. Und eine kleine Opposition zeigte sich auch hier. Nicht Homer, Virgil oder Horaz reizten zur Nachahmung, sondern die ganz Neuen: Neukirch und Günther versetzten die Jungen in helle Aufregung.

„Dimissus ob infirmitatem corporis"[1]), lautet der schlichte Eintrag in das Schulalbum; so scheint er auch die übliche Valediktion, die über seinen geistigen Zustand erwünschten Aufschluß gewähren würde, nicht gehalten zu haben[2]).

Halb Knabe, halb Jüngling, siechen Leibes, den Geist gefüllt mit weltfremden, formalen Kenntnissen, geübt in strenger Erfüllung kirchlicher Pflichten, gewöhnt an Gehorsam gegen die Obrigkeit, verließ der Dichter die Klosterschule, die seine Welt gewesen war. Den Abscheu gegen rein gelehrte Studien, die ja auch des Leibes Schwachheit verbot, brachte er in Opposition gegen seine Erziehung gewiß mit in das Leben. Doch auch holde Fäden der Freundschaft, die sein Leben durchdauern sollten, waren angesponnen.

Unter dem Rektorate des Professors Kapp wurde Gellert 1734 als Theologe den akademischen Bürgern der Alma mater Lipsiensis zugeschrieben. Es war ja das Gegebene, daß er als Landeskind nach Leipzig strebte, wo ihm wohl auch besondere Vergünstigungen zuteil wurden. Doch Leipzig war mehr als Landesuniversität, es war die erste Stadt Deutschlands. „Was

---

[1]) Wegen Leibesschwäche entlassen.

[2]) Die Akten, die über die Schulzeit unterrichten, wurden mir auf das freundlichste von der Fürstenschule übersandt, auf weitere Fragen Nachforschungen angestellt. Dafür auch an dieser Stelle meinen Dank!

Leipzig geworden ist", heißt es im Vorwort der aufschlußreichen „Geschichte des literarischen Lebens Leipzigs" von Witkowski, „verdankt es dem Handel. Nicht fürstliche Gunst, nicht vor feindlichen Angriffen gesicherte Lage, nicht eigenartige geistige oder künstlerische Begabung der Einwohner, nicht günstige Bedingungen für gewerbliche Tätigkeit haben dieser Stadt Wachstum gefördert."

Eine Zeitlang mochte es scheinen, daß das politische Schwergewicht Deutschlands im Kurfürstentum Sachsen mit der Hauptstadt Dresden als Vormacht des Protestantismus liegen würde. Ohne jene politische Verirrung, die dem Kurfürsten Friedrich August 1697 die polnische Königskrone und mit ihr das vom Stammland trennende Glaubensbekenntnis brachte, hätte die Wage noch länger geschwankt. Der Siebenjährige Krieg entschied, daß nicht Sachsen, sondern Preußen dereinst mit Österreich um die politische Vorherrschaft in Deutschland ringen müsse. Doch wußte Sachsen — ein Zeichen seiner festen Fügung — trotz des überaus harten Schlages die Schäden materiellen Reichtums und der Bildung allmählich zu überwinden. Viel traf zusammen, um Leipzig gegen die Mitte des Jahrhunderts eine überragende Stellung zu geben. Die Leipziger Messen hatten europäische Bedeutung; dauernd hatte sich der Buchhandel, der einst in Frankfurt a. M. seinen Sitz gehabt hatte, an die sächsische Handelsstadt gewöhnt. Leipzig besaß eine weltmännische und wohlhabende Bürgerschaft, die den Wälschen den Schmuck der Bauten, den Holländern die Freude an Gärten abgesehen hatte. Zugleich war es die besuchteste Universität Deutschlands, ein Magnet nicht nur der vornehmen jungen Herren, sondern auch der armen Brotstudenten. Eines frischen Aufschwungs erfreuten sich die Künste. An der Thomaskirche wirkte seit 1723 Deutschlands erster Musiker Johann Sebastian Bach. Vortreffliche Sammlungen dienten den Freunden der Malerei und Skulptur. Die erste Schauspielerin der Zeit, die Neuberin, weilte oft und gern mit ihrer Truppe in der Stadt. Und was Besitz der vornehmen Klassen war, sickerte in hundert Kanälen und Kanälchen in die niederen Schichten der Bevölkerung. Hatten doch selbst die galanten Dienstmädchen den Ehrgeiz, gezierte Briefchen wo nicht abzufassen, so doch abzusenden, wozu denn auch zahlreiche gedruckte Briefsteller verhalfen. — So finden wir ein buntes Treiben von Genießenden und Strebenden, bei dem freilich nach der geistigen Seite hin der Polizeistaat eines Brühl durch die stramm gehandhabte Zensur allenthalben hervortritt. Etwas preziös nannte man

Leipzig — mit seinen etwa 36000 Einwohnern[1]) — ein „klein Paris"; doch wäre Sachsen das Machtzentrum des Reichs gewesen, keine Stadt hätte mehr Aussicht gehabt, sich zur geistigen Metropole Deutschlands auszuwachsen.

Die Universität Leipzig aber verstand es auch nicht, ihre bedeutendsten Söhne festzuhalten. Den genialsten Deutschen dieser Zeiten vor Goethe, Leibniz, stieß die verknöcherte Gelehrtenhierarchie, die uns durch Jahrhunderte gleiche Namen nennt, ab; ja, sie vermochte nicht einmal die frische, gedankenzeugende Kraft eines Thomasius zu ertragen. Angezogen und festgehalten wurde ein Gottsched.

Leipzig ist für Gellerts Geistesbildung entscheidend gewesen, in ihm aber niemand mehr als Gottsched[2]). Hatte die religiöse Not dem 16. Jahrhundert Luther einen Melanchthon zur Seite gestellt, so schienen die erwachenden ästhetischen Nöte des 18. Säkulums Gottsched einen Gellert, dem Willensmenschen einen ausgleichenden Freund gesellen zu müssen. Doch welch ein Unterschied! Die Gewissensnot der Reformationszeit hat den ganzen Menschen aufgerufen; der Generation Gottscheds war die Kunst, wie sie sie verstand, nur Zierat. Luther rang in der Stunde der Entscheidung mit seinem Gott, ein Gottsched befragte im letzten seinen nüchternen Verstand, wenn nicht gar die Eigenliebe. So war die Zeit noch nicht erfüllt. Die Botschaft vom künstlerischen Menschen als Forderung an die ganze Persönlichkeit brachten uns erst Goethe und Schiller.

Unter unsern Großen erscheint Gottsched winzig; Lessing war es, der seine angemaßte Größe, allen sichtbar, entlarvte; doch die Alltagsmenschen überragte er, auch an Leib ein Riese, um Haupteslänge. Fassen wir seine unstreitbaren Verdienste kurz zusammen! Durch ihn und seine Sprachgesellschaften vollzog sich die von Luther geförderte Spracheinigung, indem das nach dem Dreißigjährigen Kriege vorherrschende Schlesiertum abgesetzt und der Süden und der Südwesten des deutschen Sprachgebiets erobert wurde. Er schrieb grundlegende Werke, gestützt auf den

[1]) In der Zeit nach dem Kriege, als Goethe in Leipzig studierte, betrug die Einwohnerzahl, wie Vogel („Goethes Leipziger Studienjahre", 1899) angibt, nur 25000.

[2]) Das bleibt zu Recht bestehen, wenn auch Gellert in einem kurzen Lebensbericht der fünfziger Jahre der Vorlesungen Gottscheds mit keinem Worte gedenkt. Briefe sind zwischen ihnen naturgemäß nicht viel gewechselt worden, da durch mündliche Aussprache alles Wichtigere geordnet werden konnte. Ein interessanter Brief Gellerts vom 20. Juni 1742, der schon eine Erkältung zeigt, ist abgedruckt bei Döring, „Gellerts Leben", 1833, Teil I, S. 20. Doch suchte Gellert 1755 noch den in der öffentlichen Meinung Gesunkenen zu verteidigen, so daß er den Tadel davontrug, er wolle „überall liebes Kind sein"; siehe Danzel, „Gottsched und seine Zeit", Leipzig 1848, S. 260.

Philosophen Wolff, der die philosophischen Gedanken Leibnizens mit den Maschen eines Systems eingefangen hatte, über die Redekunst, die deutsche Sprachkunst und die Dichtkunst. Das Werk, das dieser galt, sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst" wurde lange als die Habeaskorpusakte der Poesie betrachtet, bis die gefühlsmäßig gerichtete kritische Dichtkunst der Schweizer ihr den Boden streitig machte. Den Reichtum unserer alten Dramendichtung erwies Gottsched durch seinen „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen Dichtkunst", eine Sammlung, für die noch heute die Germanisten dankbar sind. Vor allem aber gelten seine Bemühungen der Verbesserung des Schauspiels; in seiner „Deutschen Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet" gab er nach seiner Meinung mustergültige Stücke, die freilich von den Alten nichts, höchstens von dem Formzwang der französischen Bühne etwas hatten. Er war ein willensfester Organisator und unerschrockener Kämpfer: hatte er doch gleich bei seinem Leipziger Eintritt ohne Scheu die üppig wuchernde Schmutzdichtung angegriffen. Einer strebsamen, aber unerfahrenen Jugend mochte er in der Tat als Reformator gelten. —

So belegt denn der junge Theologe, wie uns die panegyrici Lipsienses berichten, Vorlesungen in der Heiligen Schrift bei Klausinger und Weise, im Hebräischen bei Hebenstreit, daneben aber in philosophia ac mathesi bei Gottsched und Hoffmann. Wenn wir ihn dann noch in den historischen Vorlesungen von Christ und Jöcher, in denen der schönen Wissenschaften von Christ und Kapp finden, so müßte uns die Tafel überreich vorkommen, wenn nicht die damalige Schule die Ergänzung so vieler Lücken nahegelegt hätte. Leider besitzen wir nicht mehr die Berichte des jungen Studenten an den Vater; so müssen wir vorliebnehmen mit einem Hinweis Garves, der als Freund Christian Felix Weißes einen gediegenen, kritisch wägenden Aufsatz[1]) über ihn schreiben konnte. Er berichtet, daß der Dichter in seinen ersten akademischen Jahren die tiefsinnige spekulative Philosophie sehr geliebt und mit Eifer betrieben habe. Es werden damit seine Studien bei Gottsched, aber auch bei Hoffmann gemeint sein, der einen Christian Wolff entgegengesetzten Standpunkt einnahm und uns als ein etwas konfuser, aber immerhin anregender Kopf geschildert wird. Für einen schneidenden Geist hätte das eine vortreffliche Schulung sein können. Wir fürchten, daß diese verschiedenen Auffassungen auf Gellert nur verwirrend

[1]) „Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, seine Schriften und seinen Charakter" in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", 1771.

wirkten und in ihm den Grund zu seiner späteren Geringschätzung der Philosophie überhaupt legten.

Nach vier Studienjahren berief ihn sein Vater nach Hause. Mit großer Schüchternheit betrat der Studiosus die heimatliche Kanzel. Nicht waren es religiöse Zweifel, die ihm die Sicherheit benahmen, vielmehr die Erinnerung an einen früheren mißglückten Predigtversuch. Da dieser Mißerfolg von bleibendem Eindruck gewesen ist, hören wir ihn am besten selbst hierüber.

„Die erste Probe meiner Beredsamkeit legte ich in meinem Geburtsorte in meinem fünfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu sein, das wenige Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubnis dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittag begraben werden. Früh um 8 Uhr fing ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit einer Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indes beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtnis, und der vermeßne Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuskripte, das aktenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen, ebenso erschrockenen Zuhörern langsam auseinander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich ziemlich dreist wieder fort. Indes hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet. Der Gedanke daran verfolgte mich bei jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich nie ganz verlassen hat."

Wir wissen von einer rhetorisch-lebhaften Predigt, in welcher er die Christen anklagte, die auf eine plötzliche Bekehrung harren, ohne sich recht für diesen Moment vorbereiten zu wollen. Etwas gesucht geistreich nennt er sie „Minutenchristen"; das Ziel, das er treffen will, ohne es direkt zu nennen, ist der Moment des „Gnadendurchbruchs", wie ihn die Pietisten, oft in läppischer Weise, erharrten. Zwar finden wir noch nicht das volle Orgelspiel, das ihm gelegentlich in seinen „Moralischen Vorlesungen" zu Gebote steht, aber es offenbart sich schon hier die Fähigkeit, die Gewissen wachzuschütteln, und die Gabe eines reinen deutschen Stils, der in kurz andrängenden Forderungssätzen seiner Wirkung gewiß ist. Seine Schwächlichkeit, Schüchternheit und ein wenig treues Gedächtnis reiften jedoch in

ihm den Entschluß, nicht die Laufbahn des Vaters zu wählen, die ihm ohne diese Hemmungen gewiß hohe Anerkennung und innere Befriedigung gewährt hätte.

Dem Genügsamen flossen diese Jahre des Reifens in stiller Arbeit dahin, bis ihm die Empfehlung des Professors Löscher die Erzieherstelle bei den Söhnen eines Herrn von Lüttichau, unweit Dresden, verschaffte. Es war wichtig, daß er, der später so viele Hofmeister bilden sollte, selbst dieses Amt eine Zeitlang bekleidete, wichtig aber auch, daß er im Umgang mit dem Adel seine Sitten abschliff und die Überzeugung gewann, die vor ihm Gottsched, nach ihm mit reichem Erfolge Wieland vertrat, daß eine deutsche Nationalliteratur nur geschaffen werden könne, wenn auch der Adel deutscher Nation lebendigen Anteil an ihr nähme. Für die würdigere soziale und gesellschaftliche Behandlung der Hofmeister, in den meisten Fällen in bedauernswerter Lage, hat später niemand eifrigere Sorge durch schriftstellerische öffentliche und private mündliche Mahnung getragen als Gellert. Schon hier bei Dresden mag er, mit dem ihm eigenen offenen, weltklugen Augen seine Beobachtungen gesammelt haben. Nachdem er dann noch ein Jahr lang den Sohn einer Schwester zur Universität vorbereitet, seine jüngeren Geschwister unterrichtet hatte, bezog er als Tutor seines jungen Neffen 1741 abermals die Universität Leipzig. Es sind die frischesten Jahre im Leben des Dichters. Ohne die Pflicht der Produktion, die seine mehr rezeptive Natur drückte, konnte er ganz seiner für die verschiedenartigsten Anregungen aufnahmefähigen Natur leben. Zwar hörte er keine Vorlesungen mehr, aber in Privatstudien vertiefte er seine Kenntnis der Alten, deren formalen Fähigkeiten er Schätzung abgewann, ohne doch ihren Weltsinn zu verstehen. Eifrig vertiefte er sich in die französische Literatur, um schließlich in dem gefühlsseligen Nivelle de la Chaussée einen Dichter zu finden, dessen Saat er auch in Deutschland ausstreute. Bei Freund Ebert lernte er Englisch; waren die englischen Wochenschriften mit ihrer Menschenfreundlichkeit und Vernünftigkeit ganz nach seinem Sinn, so sollte vollends Richardson, der Romanschreiber, sein helles Entzücken erregen. Er dankte ihm, wie er selbst später in seinen literarischen Vorlesungen bekannte, Stunden wollüstiger Tränen. Zwar durften Fronarbeiten nicht fehlen; wie er denn hochmögenden, geldkräftigen Gönnern manch Gelegenheitspoem widmete, doch boten sie ihm auch gelegentlich inneren Zuwachs wie seine Arbeit an der Übersetzung des großen Dictionnaire critique von Bayle, zu der ihn nebst vielen andern Gottsched

heranzog. Freilich, wie konnte es anders sein, als daß der weltweise französische Skeptiker, der doch frivol manche Schlange durch das Gras schleichen ließ, in ihm eine Gärung erzeugte, für welche die ganze Leipziger Stadtluft überhaupt günstig war. So dürfen wir uns nicht zu sehr wundern, wenn Gellert Frivolitäten unterliefen, wie jene Strohkranzrede auf ein adliges Fräulein! Und Lächeln erweckt es nur, wenn der junge Fabeldichter sich gelegentlich bei obszönen Verslein des Abstemius oder Frischlins in die Brust wirft; war er doch eben erst ihre Straße gezogen.

Freundliches Licht fällt auf diese Jahre durch die Freundschaft; noch häufig weiß unsere Literatur solche Kreise strebsamer Jünglinge zu nennen, die sich auf der Alma mater auch der Muse der Dichtkunst mit Ernst weihten, — wir brauchen nur an den zeitlich nahen Göttinger Hain zu denken —; die sich hier zusammenfanden, waren Gottschedschüler zumeist und Sachsen. Ihr fähigster freilich, Johann Elias Schlegel, ging bald eigene Wege, die oft an Lessing gemahnen, und wollte von einer Meisterschaft Gottscheds nichts wissen; doch früh verließ er Leipzig, Gellert, der ihn schmerzlich entbehrte, als schwachen Ersatz den Bruder Johann Adolf Schlegel hinterlassend. Wir alle kennen diese „Bremer Beiträger", wie sie nach ihrem Organ den sogenannten Bremer Beiträgen hießen, und sie werden bekannt bleiben, so lange man Klopstocks Freundschaftsode „Wingolf" liest. Da sehen wir Ebert, den Freund der englischen Muse, dem die Trunkenheit des Dichterquells aus hellem entzückten Auge glänzt, Cramer, im Rhythmustanz mit hochgehobener Leier Iduna vorschreitend, Giseke, voll Schmerz um die gestorbene Geliebte, dann der Torheit Hasser, aber auch Menschenfreund, Rabener, und die andern alle. Es war eine Gemeinschaft, wie sie nur der Jugend gegönnt ist. Was den einen drückte, lastete auf den andern; liebte der eine, so waren sie alle liebesbeglückt. Die Wertherstimmung, die Goethes leidenschaftlicher Roman nur verdichtete, hatte schon hier ihr Präludium. Der „schönen Seele" war zur älteren Schwester die „empfindliche, großmütige Seele" gegeben. Unter den Freunden waren Gärtner, Rabener und Gellert die bemoosten Häupter: Gärtner, dessen Schwester Gellerts ältester Bruder heimführen sollte, der Herausgeber der neuen Zeitschrift, selbst wenig produktiv, ein überlegener Charakter, Rabener, quecksilbern, verliebter Komplexion und stets zu Scherzen aufgelegt, Gellert, eifrig um die Gunst der Muse ringend, doch schweigsam, höchstens leise wohlwollend lächelnd. Seine Poetenbesorgnis und seine

etwas steife Würde mußte er gelegentlich entgelten; schalt ihn doch einst der junge Fuchs Giseke einen alten Oheim, der nachgerade kindisch würde. Ein andermal weiß er in flotten Verslein zu berichten, selbst Gellert verjünge sich bei ihnen täglich. Gar ergötzlich schildert er im „Jüngling“, den er mit Cramer und Ebert (1747—48) herausgab, die pedantischen Lebensgewohnheiten des doch verehrten „Mentors“, die Figur der „Betschwester“ leicht karikierend:

„Er hat sich in allen seinen Verrichtungen oder kleinen Vergnügungen zu einer so strengen Ordnung gewöhnt, daß er unter seinen Bekannten deswegen recht berühmt ist. Er hat seine gewisse Stunde, wo er aufsteht und Kaffee trinkt, seine besondere Zeit, wo er Tabak raucht, und auch sein bestimmtes Maß, wieviel er raucht. Lesen, Schreiben, Wein- und Wassertrinken, Besuchen, Spazierengehen, alles hat bei ihm seine eigne Stunde, und er tut fast nicht ein Mal anders als das andre Mal. Er mag so sehr beschäftigt sein, wie er will, das wird ihn nicht bewegen, eine einzige halbe Stunde länger zu arbeiten, als er sich vorgesetzt hat. Alsdann kleidet er sich an und geht spazieren oder besucht seine Freunde. Zur Zeit seines Besuchs ist man nirgends vor ihm sicher. Denn da ihm seine Gesundheit das Gesetz auferlegt hat, nicht lange an einem Orte zu bleiben, so besucht er alle seine Freunde innerhalb einiger Stunden. Wenn er uns nicht zu Hause antrifft, so verfolgt er uns sozusagen von einem Hause in das andre, bis er uns findet. Er überschleicht uns mit seinen Umarmungen, wo wir es oft am wenigsten vermuten, und er verliert sich wieder, sobald der Zeiger geschlagen hat. Wenn wir beschäftigt sind, so steht er uns bei und sieht unsre Bücher durch, bis seine Zeit um ist. Wer wollte aber seine Geschäfte so liebhaben, daß er sie nicht gern beiseite legte, um sich mit ihm zu unterhalten oder ihn anzusehen? Denn man muß wissen, daß er so wenig redet, daß oft sein ganzer Besuch hauptsächlich nur darinnen bestehet, daß er uns ansieht . . . Sein Scherz ist oft nichts weiter als ein Lächeln oder ein witziges Kopfschütteln, wenn ich mich so ausdrücken darf . . .“[1]).

Gellert, nicht ohne Autoreneitelkeit[2]), bedurfte des An-

---

[1]) Siehe Erich Schmidt, „Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik“ (Quellen und Forschungen, Bd. 39, S. 63 f.).

[2]) Aus häufigen Belegen dieser Epoche ein vollgültiges Beispiel! Johann Elias Schlegel schreibt am 15. April 1747 an Bodmer („Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer“, hsg. von Stäudlin, Stuttgart 1797, S. 53): „Herr Gärtner und andere haben ihn [Gellert] nach und nach mehr davon [einem falschen Glanz der Gedanken] abgebracht, wiewohl dieses alles wegen der großen Zärtlich-

triebes von außen. Damals um die Mitte der vierziger Jahre entstanden nach verschiedenen unwesentlichen Versuchen[1]) seine gereiften Fabeln, seine Komödien, sein Roman; damals wagte er es unter dem Einflusse der Freunde, in ihrer, der Abtrünnigen, Zeitschrift zu schreiben. Wir sagen nicht zuviel: Gellert hätte gewiß auch ohne die Freunde gedichtet, aber er wäre nur ein Gelegenheitsdichter etwas höherer Art geblieben; was ihn zu einem Meister der Kleinkunst steigerte, dankt er wesentlich ihrer produktiven Kritik.

Nach dem Weggange der Freunde am Ende der vierziger Jahre — Ebert und Gärtner fanden in Braunschweig einen Wirkungskreis, Cramer als Hofprediger den seinen in Kopenhagen, Rabener, der etwas länger in Leipzig blieb und Gellert zur Herausgabe seiner Briefsammlung vermochte, ging nach Dresden — versiegt die Lust zu dichten. Zwar hatte er in den fünfziger Jahren noch eine literarische Epoche, da er die „Moralischen Gedichte" und seine „Kirchenlieder" dichtete, aber nur unter Mühen rann der Quell und auch hier sehen wir, wie die Freunde aus der Ferne durch ermunternde, intensive Kritik helfen. —

„Es sind unter denen, die an den ‚Bremer Beiträgen' arbeiten, etliche geschickte Männer, die man aus Nationaleifer nicht verkleinern muß. Gellert selbst fassoniert sich mehr und mehr", schrieb Bodmer 1747 an seinen Freund Hirzel, der damals in Potsdam weilte. Doch Gottscheds Schweizer Antipode irrte, wenn er glaubte, das „finstre Reich Teutobochs" sei in Sachsen durch die Beiträger bereits erschüttert. Nicht prinzipielle, sondern persönliche Gründe hatten sie zur Sezession von Gottsched bewogen. Sie waren der höchst persönlichen Fehden des Professors überdrüssig geworden und wünschten, daß die Beiträge einer strengeren Kritik unterzogen würden, als sie der schlaffe Professor Schwabe gehandhabt hatte. Doch wie hätte Bodmer aus der Entfernung sich nicht täuschen sollen; waren doch die Jungen in freundlichen Briefwechsel zu ihm getreten, war doch ein Jüngling, ganz nach seinen Herzen, einer der Ihren geworden: Klopstock. Doch der Dichter, dem die Beiträger ihren Nachruhm durch die drei ersten Gesänge des „Messias"[2]) unverlierbar

keit, die er gegen seinen Ruhm hat, mit vieler Behutsamkeit geschehen müssen. Mich dünkt, er hat eine etwas zu große Sorgfalt für denselben, die er dann und wann durch Lobeserhebungen gegen diejenigen, von denen er wieder Lob erwartet, verrät." Höchst ergötzlich sind Gisekes Verslein über Gellerts Schriftstellernöte, abgedruckt im „Archiv für Literaturgeschichte" (hsg. von Schnorr von Karolsfeld), Bd. V, S. 48 f.

[1]) Außer zwölf Liedern, die 1743 selbständig erschienen und sehr selten geworden sind, wurden sie in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" veröffentlicht.

[2]) „Bremer Beiträge", 1748. IV, 283—378.

verdanken, gehörte nicht innerlich zu ihnen: durch eine Ironie des Geschicks, das ja oft frischer Jugend wundersame Paarungen bereitet, war er unter sie geraten. Schon damals mag den Freunden dunkel das Trennende zum Bewußtsein gekommen sein; nur auf eifriges Zureden Hagedorns und Bodmers wurden jene weltberühmten Gesänge von ihnen aufgenommen; das hat auch Sulzer, der eine Art Emissär der Schweizer im Reiche war, beglaubigt[1]). Stammelnde Leidenschaft, die überfließen will in das Unendliche, war diesen zwar gefühlsseligen, aber doch abgezirkelten Geistern unverständlich. Wohl mochte man in sich hinein weinen, auch in sich hinein lachen, aber nicht ziemte es, außer sich zu geraten. Bei Engländern und Franzosen suchten sie gleichmäßig Gesinnungsgenossen, uns den Beweis liefernd, daß jene durch Lessings spätere großen Zweikämpfe zugespitzte Antithese: hie Engländer, hie Franzosen! einseitig sei. Mit Männern wie Richardson, Addison und Steele, nicht weniger mit Destouches, der ja in hoher politischer Mission dem Kreise Addisons in England persönlich nahegetreten war, mit Nivelle de la Chaussée fühlten sich Gellert und die um ihn wesensverwandt. Dieser Männer Tageshelle setzte sich Klopstock in Dämmerung um und empfand damals keinen Widerspruch. Wie die Freunde, suchte er die deutsche Vergangenheit und die reine deutsche Sprache. Aber sein Sinn haftete im Mittelalter, das ihm seine Heimatstadt Quedlinburg und das nicht ferne Goslar in ehrwürdigen Bauten leibhaftig machten; die Freunde aber wurden mit Notwendigkeit ebenso wie Gottsched in ihrer Geistesart Fortsetzer jener starken rationalistischen Bewegung, die vor dem Dreißigjährigen Kriege sich auch in der deutschen Literatur gezeigt und in Straßburg mit seiner blühenden Universität und seinem reichen Handel einst ihre rüstigsten Vertreter gehabt hatte.

In einem überaus charakteristischen Brief späterer Zeit, der doch auch die früheren Empfindungen streift, hat sich Gellert über Klopstock ausgesprochen. Er zeigt, wie nicht weniger als eine Welt zwischen ihnen lag. An eine hochmögende Gönnerin, die Gräfin Bentinck, geborenen Gräfin von Oldenburg, ist er gerichtet und lautet[2]):

---

[1]) „Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner", hsg. von Körte, 1804, S. 111.

[2]) Abgedruckt in dem selten gewordenen Buch von Wilhelm Schubert, „Johann Daniel Kluge, Superintendent des Fürstentums Anhalt-Zerbst. Ein Lebensbild aus der Kirche des 18. Jahrhunderts". Zerbst 1848, S. 56 f.; später wiederholt in den „Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde", 4. Bd., 1886, S. 285 f. Dieser Brief wird 1757 geschrieben worden sein.

„Teuerste Gräfin,

Wie kommt es doch, daß ich keiner Seele so gern und so schnell gehorche, als Ihnen und Ihrer Fürstin? Der Baron Malzan hat itzt von 10 bis 11 Uhr Kollegium bei mir. Er kömmt. ‚Mein liebster Baron,‘ rufe ich ihm von weitem zu, ‚heute kann ich nichts lesen, und wenn auch der König zu mir käme!‘ Er geht ganz traurig fort, und ich fange ganz getrost an, meine Meinung von Klopstocks Poesie und insonderheit von seiner Messiade zu sagen. Ich befürchte, daß meine großen Richterinnen meinen Ausspruch nicht billigen werden, aber ich bin auch so bescheiden, daß ich's nicht einen Augenblick verlange.

Gesetzt, Sie sollten beide Ihre gute Meinung von meinem Geschmacke vermindern: so werde ich doch auf der andern Seite gewinnen, wenn sie sehn, daß ich die Tugend der Aufrichtigkeit noch höher schätze als den Ruhm des guten Geschmacks, und wenn er auch von dem größten Throne käme. Mit einem Worte, es ist itzt meine Pflicht zu sagen, was ich denke, es mag auch überhaupt noch so falsch sein. Klopstock ist nach meinen Gedanken ein großes, aber schwer denkendes Genie.

Schwer denken heißt deswegen nicht dunkel denken, und es kann dem einen Leser eine Schreibart dunkel sein, die es dem andern nicht ist. Da ich die drei ersten Bücher seiner Messiade zum ersten Male las, so bin ich davon trunken worden, als von einem alten Weine, der nicht angenehm schmeckt, sehr stark ist, aber doch keine Kopfschmerzen zurückläßt. Da ich diese Bücher zum andern Male las, das Fremde, Harte, Rauhe, Verwegene seiner Sprache und seinen Ton mehr gewohnt war: so fielen mir seine Gedanken noch besser und größer in die Augen. Ich konnte nicht leugnen, daß er viel melancholischen Tiefsinn, kühne, jähe, herabstürzende Vorstellungen hatte; aber sie gefielen mir meistens, so wie uns in der Natur eine bergichte unwegsame Gegend mit herabhängenden Felsen und drohenden Klippen in dem einsamen Tale oft mit einer gewaltsamen, doch majestätischen Empfindung erfüllt. Seine Gedanken und auch seine Ausdrücke scheinen mir den alten Eichen in heiligen Hainen ähnlich zu sein, die weniger Anmut und mehr Ehrwürdiges haben. Ich sahe, daß ihn der Himmel mit viel Witz gesegnet hatte, aber weniger mit der Gabe, ihn zu gebrauchen. Und das sehe ich noch heute. Er versteht die Kunst vortrefflich, sein geflügeltes Pferd mutig zu machen; aber die

Kunst, es zu regieren, weiß er weniger; und gleichwohl muß man es erst anzuhalten wissen, ehe man ihm seinen Lauf lassen kann. Ich rede von Klopstocken vielleicht in Klopstocks Tone, aber kurz von seinen Gedanken zu reden: so glaube ich, daß sie richtig und im Grund wahr gedacht sind, ob sie gleich oft die Mienen des Übertriebenen haben. Er hat große Gedanken, die kein Homer hat; und sein Größtes, sein Prächtiges in dem Gedanken und in dem Ausdrucke ist oft die Beredsamkeit der Psalmen und Propheten, die ihn inspirieret. — Seine Sprache ist stark, aber hart; kühn, aber auch zuweilen fremd. Er bedient sich zu oft gewisser Leibredensarten, die selbst durch den öftern Gebrauch ihr Starkes verlieren. Sein Versmaß, das lateinisch ist, ist für deutsche Ohren rauh und nicht musikalisch. Er hätte wohlklingender schreiben können und sollen.

Es wird nie ein Poet für die Welt, sondern nur für wenig Leser sein. Die Schweizer haben ihn zu heftig und ausschweifend gelobt; die andere Partei hat ihn zu seicht und zu beleidigend getadelt. Seine unglücklichen Nachahmer haben seinem Ansehn mehr geschadet als seine zu gütigen Lobredner und seine zu unbilligen Tadler. Die englische Nation würde groß mit Klopstocken tun, wie mit Milton, aber erst nach ein paar Menschenaltern. Es ist kindisch, daß man seine Schreibart, die nur in dem Heldengedichte und in der höchsten Ode stattfinden kann, zu andern Gedichten und zu geringen Gegenständen angewendet hat. Seine Nachahmer haben auch immer nur das Leichteste nachgeahmt, nämlich seine Fehler. Klopstocks übrige Gedichte, als seine Oden, mag ich nicht gern, und etliche ganz und gar nicht lesen. Er bessert nicht genug, hört den Rat seiner Freunde auch nicht genug und ist itzt zu sehr von Kennern und Freunden entfernt. Das anfangs gar zu große Lob hat sein Genie etwas berauscht. Er ist zu entschuldigen. Wenn ich so jung von so großen Männern in einem so enthusiastischen Tone, wie er, wäre gelobt worden, ich würde nicht schwindelicht, sondern närrisch geworden sein.

Man kann sein Gedicht nicht gründlich beurteilen, da es nicht fertig ist. Es sind Teile, aber man muß erst das Ganze und die Übereinstimmung dieser Teile sehn. Da ich den ‚Menschenfreund‘ geschrieben hatte, so sagte Rabener zu mir: ‚Mein liebes Kind, wenn ich Ihnen raten soll, sterben Sie bald; itzt wissen Sie sicher, daß Sie mit Ruhm sterben‘. Das Gedichte, als ein Gedichte betrachtet, so kann ich die Erfindung für poetisch schön halten, das Gedichte von der Seite der Religion und der Erbauung betrachtet: so störet mich auch die

geringste menschliche Erfindung bei einer so wichtigen Sache. Wenn die menschliche Einbildungskraft die Lücken der Religion und dieser Geschichte ausfüllen soll: so sind Klopstocks Erfindungen poetisch gut und hypothetisch wahrscheinlich; allein, wenn mich die Religion erheben und bessern soll: so mag ich nichts, keine Geschichte wissen, außer die wahr ist und wie sie wahr ist. Die Reden indessen und viele Beschreibungen in seiner Messiade sind oft in mein Herz gedrungen. Klopstock hat ein größer Genie, als ich und meine Freunde, nämlich zum Heldengedichte. Er ist mein Lehrling und mein Freund gewesen. Ich habe ihn, da er hier studierte, kritisiert; er hatte aber den Fehler des zu großen Zutrauens. Sein Charakter ist gut. Er hat Verstand, Stolz und gewaltsame Empfindung; Ehrlichkeit und Melancholei.

Nun habe ich mein Herz ausgeschüttet. Verhüten Sie, daß ich nicht zufälligerweise ein Märtyrer der Aufrichtigkeit werde. Wenn ich verspreche die Wahrheit zu sagen: so ist sie meine größte Pflicht; aber es ist nicht meine Pflicht, der Welt alles zu sagen, was ich denke, solange sie selbst denken und Bescheidenheit und Nachsicht von andern fordern kann. G.

P. S. Ich lese Hallern lieber zehnmal, als Klopstocken einmal, lieber den Virgil, als Klopstocken; ich glaube, daß man viel Geschmack haben und sich doch nicht überwinden kann, ihn zu lesen, wenn man nicht seine Sprache gewohnt ist."

Der Unterschied war in der Tat noch größer, als dieses maßvolle Schreiben verrät. Sehen wir von der so verschiedenen Dichterbegabung ab: Klopstock, gleich Winckelmann und Lessing, ein moderner Mensch, mit dem Drang, seiner eingeborenen Natur zu folgen, mit naivem freudigsten Kraftgefühl, das die Gefahr eines Persönlichkeitskultus in sich birgt; Gellert beseelt von einem edlen Altruismus, der aber zu der Krankheit neigt, im Getriebe des Alltages sich in Kleinmünze zu verausgaben.

Wir wissen heute, wie selbst die von Italien ausgehende Renaissance, die stolz das Recht des künstlerischen Menschen verkündigte, aus religiösen Urgründen hervorwuchs; auch die wunderbar schnelle Blüte unserer klassischen Literatur im 18. Jahrhundert ist einem Boden entsprossen, den religiöses Gefühl gelockert und befruchtet hatte. Wie sich dieses Gefühl mit der Vernunft verbindet, ist eins der vornehmsten Probleme dieser Menschen der Vorblüte.

Ich habe zu zeigen versucht[1]), wie der gereiftere Gellert,

[1]) Vgl. die Einleitung zur „Schwedischen Gräfin".

der Mann von dreißig Jahren, stark von der rationalistischen Zeitströmung ergriffen wurde, neben der sich doch als schwaches Rinnsal der Pietismus behauptete. Freilich reiner Deist ist er nie gewesen und der Freigeist gar erschien ihm der Verachtung wert. Seine Ironie ist meist zu deutlich erkennbar, als daß ein Zweifel über seine Meinung[1]) aufkommen könnte, zumal er es nicht selten liebt, eine Person seiner Dichtung zum Sprachrohre seiner selbst zu machen: Der Herr R. der „Schwedischen Gräfin" z. B. hat nicht nur sein Alter, manche seiner Eigenheiten, sondern auch seine Überzeugungen und Ideale von ihm überkommen. Voll reformatorischen Eifers will der Dichter die wichtigsten Lebensverhältnisse umformen: für die Kinder, die Dienstboten, für die Juden, für die Verbrecher, für die Frauen, ja für die Nationen sollen neue befreiende, der Vernunft gemäße Grundsätze Kraft gewinnen. Jene zahlreichen späteren Schriften über „bürgerliche Verbesserung" eines Lebenskreises — z. B. der Juden von Dohm, der Dienstboten von Borchward, der Weiber von Hippel — sind zum Teil mit bewußter Anlehnung an Gellert entstanden. Auch von Basedows pädagogischen Neuerungen ist manches vorweggenommen. Gellert jedoch einen sozialen Reformer zu nennen, verbietet sein eingewurzelter Respekt vor herrschender Rechtsatzung. Bei jener großen Bewegung der neueren Zeiten, welche die mittleren Schichten der Gesellschaft in die Höhe brachte, ist er in Deutschland dadurch wichtig geworden, daß er dem tüchtigen Bürger, ja auch dem Bauer, zu dem er in manchen Fabeln verständlich genug sprach, das Selbstbewußtsein stärkte: nicht Ruhm, nicht Reichtum, sondern die innere Zufriedenheit, welche schlichte Pflichterfüllung gibt, ist ja allein erstrebenswert. —

Gellert war dreißig Jahre alt geworden, nicht ohne daß ihm auch äußere Erfolge seiner Studien beschieden gewesen wären. War er Magister der freien Künste geworden, so erwarb er sich am 30. Dezember 1744 durch seine Fabelabhandlung „De poesi apologorum eorumque scriptoribus" das Recht, philosophische Vorlesungen zu halten. Das wissenschaftliche Verdienst dieser Arbeit[2]) ist gering; wichtig ist sie uns deswegen, weil wir sehen, daß der Fabeldichter eigene Wege gehen will.

Als aber die Freunde, einer nach dem andern, gegen Ende der vierziger Jahre Leipzig verließen, um Lebensstellungen zu übernehmen, mochte auch er besorgt nach einer „Bedienung"

[1]) Die Tendenz seiner „Betschwester" konnte jedoch mißverstanden werden; siehe die Einleitung zu dieser Komödie.
[2]) Vgl. die Einleitung zu den „Fabeln".

ausschauen. Mit einiger Heftigkeit begrüßt er Freund Ebert in Braunschweig[1]) um Vorsorge. Ja, er erwägt mit dem befreundeten Hofrat Borchward in Berlin[2]) die Möglichkeit, sich bei der preußischen Universität Halle, die damals gerade in pietistischem Fahrwasser war, um eine Professur zu bewerben. Aber nichts konnte ihm erwünschter sein, als daß ihm 1752 eine außerordentliche Professur in Leipzig samt einer Pension zuteil wurde. Die Abhandlung[3]), welche er bei dieser Gelegenheit schrieb, „Pro comœdia commovente", war eine theoretische Verteidigung des rührenden Lustspiels, das er in Anlehnung an Nivelle de la Chaussée als erster nach Deutschland verpflanzt hatte; in der Antrittsrede behandelte er den „Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten". Seine Vorlesungen betrafen Poesie und Beredsamkeit, späterhin auch Moral und Pädagogik. Wie es damals und noch lange üblich war, legte er brauchbare Kompendien zugrunde, wie zum Beispiel Büschings „Anleitung für Hofmeister" oder Stockhausens „Neue Bibliothek für Liebhaber der schönen Wissenschaften". Seine moralischen Vorlesungen, denen er sehr glücklich geformte Charakterbilder[4]) einfügte, sind nach seinem Tode auf seinen Wunsch von Freunden durch Druck allgemein zugänglich gemacht worden; von der Vorlesung über Stockhausen hat uns der Zufall eine sorgfältige Nachschrift bewahrt, die beweist, daß Studiosus Goethe nicht dauernd den Worten des Meisters lauschte[5]). Vom Professor, „Bekenner", haben die moralischen Vorlesungen freilich genug, vom Forscher hingegen so gut wie nichts; auf dem ästhetischen Gebiet sehen wir ihn auch mit dem Urteil zurückhalten, wenn er auch gelegentlich Geßner, Wieland und Lessing streift. Besonderen Reiz wußte er seinem Vortrag durch

---

[1]) Siehe Johann Arnold Ebert, „Episteln und vermischte Gedichte", 2. Teil, 1795, S. XXIV; Gellert an Ebert, 17. Mai 1750: „ . . . Sind Sie denn nunmehr bei ihrem Prinzen? Lieber Ebert, werden Sie doch mein Patron und machen Sie mich zu was. Das ist das beste Mittel, wenn Sie sich verewigen wollen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich noch nichts bin, und ich wüßte beinahe auch nicht, was ich Narr werden sollte."

[2]) Gellert an Borchward am 8. Mai 1750 (abgedruckt bei Döring, „Gellerts Leben", 1833, I, S. 52). „ . . . Ich will diesen Wunsch nicht von aller Schwachheit freisprechen, noch weniger will ich glauben, daß ich ihn, wenn es mein Schicksal wollte, nicht vergessen könnte. Die Einrichtungen auf den preußischen Akademien sind mir nicht bekannt genug; allein ich glaube doch, daß sie vortrefflich sind, und ich würde eine philosophische oder oratorische Professur in Halle allerdings für ein Glück halten, wenn die Lebensart der Studenten sittsamer und friedfertiger wäre. Dies ist alles, was ich Ihnen sagen kann."

[3]) Vgl. die Einleitung zur „Betschwester".

[4]) Siehe die Einleitung zu den „Kleineren Prosaschriften", Teil II, S. 149.

[5]) Ebenda, Teil II, S. 150; das Kollegheft, das mir gütigst längere Zeit überlassen wurde, ist im Gewahrsam der „Oberlausitzischen Akademie der Wissenschaften" zu Görlitz.

eingelegte, gut gewählte Beispiele zu geben. So wurde er allmählich ein Hauptanziehungspunkt der Universität; häufig sah er sich wegen des Zudrangs genötigt, von dem kleinen Hörsaal in seiner Behausung, dem sogenannten „Schwarzen Brett“, in die öffentlichen akademischen Hörsäle überzusiedeln. Neben den Vorlesungen liefen praktische Übungen, in welchen er die von Teilnehmern verfaßten Arbeiten so peinlich durchging, daß gar mancher, wohl zu seinem Heil, zu dichten sich verschwor; doch auch einem Goethe wurde durch diese Kleinkritik eine Zeitlang der Mut gedämpft. Seine pädagogischen Einsichten verschafften Gellert nicht nur in der engeren Heimat und Deutschland, sondern auch im Auslande ein hohes Ansehen. Viele Adlige, namentlich hochgeborene Dänen, wünschten, daß ihre Söhne seines Rates teilhaftig würden; bei der Wahl eines Hofmeisters wandte man sich mit Vorliebe an ihn. Bedeutete Gellert wissenschaftlich nicht viel für seine Universität, so hatte er doch einen lebendigen Sinn dafür, daß wissenschaftliche Koryphäen ihr erhalten blieben. Charakteristisch für den Professor Gellert, der die Grenzen seines Könnens genau kannte, ist es, daß er mit Festigkeit die ordentliche Professur in Leipzig 1761 ablehnte, trotz des Zuredens der Kollegen, trotz des Mißmutes hoher Gönner. Er erstrebte auch hier nie mehr, als er zu leisten vermochte.

Deutlich lassen sich bei dem früh alternden Dichter Wandlungen seiner früheren Interessen beobachten. Früh suchte er, der Kränkelnde, nach „Trostgründen wider ein sieches Leben“; immer weltunfroher wurde sein Sinnen und Trachten. Wie der mittelalterliche Mensch, eingespannt in die Ideen und Dogmen der Kirche, um eine Ars moriendi sich mühte, so will auch Gellert gleichsam die Kunst des Sterbens lernen. Nicht der Mensch in der Fülle seiner Kraft, nicht der mit seinem Gewissen ringende Mann erlebt seine wichtigste Stunde: nein, der Augenblick, da alle irdischen Güter verfallen, alle Freunde weichen, der Mensch mit seiner bangenden Seele allein ist, die Todesstunde entscheidet.

In der Epoche der Entwicklung überwog der Vernunftglaube, in der Professorenzeit erhält das orthodoxe Bekenntnis höhere Bedeutung. Die entscheidenden Anregungen und Wandlungen seines religiösen Lebens im einzelnen wird die wissenschaftliche Biographie, die Gellert noch entbehrt, darzulegen haben[1]). Das wiederholte Studium des schottischen

[1]) In markigen, aber knappen Zügen, wie es der Zweck forderte, hat Erich Schmidt in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ von ihm ein Bild entworfen.

Philosophen Hutcheson, Saurins und der Mosheimschen Schriften hat sie begleitet. Gellert im Kern zu begreifen, wird dadurch erschwert, daß er als echter Pädagog, wenn man will Hofmeister, sich immer dem Ton seiner Zuhörer anpaßt. Seine „Moralischen Gedichte", die den Weltkindern gelten, halten zwar den Standpunkt der Bibel fest, sind aber ohne jeden dogmatischen Hintergrund[1]). Doch neben der Dogmenflucht dieser Gedichte stehen die später erschienenen, zum großen Teil aber gleichzeitig abgefaßten Kirchengesänge mit ihrer Verherrlichung der christlichen Feste und Erhebung der kirchlichen Dogmen. Die Zeit nahm sie auf ohne den Gegensatz zu spüren; nicht nur in protestantischen, sondern auch in katholischen Landen fanden sie Eingang[2]). Ja, ein katholischer Geistlicher Böhmens fand heraus, daß der Dichter den Lehren der katholischen Kirche entspräche und bat ihn in einem Briefe, er möge sich doch öffentlich zum Katholizismus bekennen! Gellert protestierte und bekannte sich als Lutheraner. Und doch waren in ihm, ihm vielleicht nicht ganz bewußt, unzweifelhaft Elemente, die dem Glauben Luthers fremd waren; so offenbart pietistische Züge seine Befriedigung am privaten Katechisieren, seine Freude am Seelenretten, vor allem das Zerfasern seiner Gefühle, das uns sein Tagebuch von 1761 zeigt. Mit Recht hat man es ein Krankenjournal genannt. Und ist es nicht unverständliche Schwäche, wenn er vor der bekannten Unterredung mit Friedrich dem Großen seinen Gott anfleht, er möge ihn bewahren, etwas Unziemliches gegen den Glauben zu sagen? — Auch seine Kirchlichkeit spiegelt seine komplizierte, nicht zur Klarheit durchdringende Natur wider. Das teilt er mit den besten Kirchenmännern seiner Zeit, wie etwa dem edlen Mosheim[3]). Was ihm aber Kraft über die Herzen gab, war die Überzeugung seiner Gemeinde, daß Wort und Tat dieses Mannes einander

---

„Gellerts Leben" von Cramer, das den 10. Band der alten Gesamtausgabe füllt, ist eine liebenswürdige Freundesgabe. Die Arbeit von Heinrich Döring („Gellerts Leben", 2 Teile; Greiz 1833), so wertlos sie auch ist. kann wegen mancher abgedruckten. seitdem verschollenen Materialien nicht entbehrt werden.

[1]) Vgl. die Einleitung zur didaktischen und religiösen Lyrik, Teil I, S. 28 f.

[2]) In Österreich bereiteten die Zensoren den Gellertschen Schriften nicht nur keine Schwierigkeit, sondern sie begrüßten sie. Charakteristisch ist die Besorgnis des Jesuiten Hermann Goldhagen, der 1774 eine „Schriftgemäße Moral . . nebst einigen Anmerkungen über die moralischen Vorlesungen des Herrn C. F. Gellert" herausgab. Er befürchtete von diesen Vorlesungen, daß sie „leicht und unvermerkt den katholischen Lesern eine Hochachtung der protestantischen Sitten und Glaubenslehre beibringen" möchten; vgl. Falk, „Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz . . .", Mainz 1901.

[3]) Noch Dinter in Ostpreußen, der aus der Aufklärung hervorging, bezeichnet sich charakteristischerweise als „rationalen Supranaturalisten"; vergl. W. Wendland, Ludwig Ernst von Borowski, Königsberg i. Pr. 1910, S. 46.

suchten. Geschlossenheit gab seiner Persönlichkeit der unbedingte Wille zu helfen.

Was Gellert als Lehrer der Moral auszeichnet, ist das starke Betonen der Pflichterfüllung. Von Luther bis Kant ist dieses Gebot in protestantischen Landen kräftig verkündet worden. „Gib, daß ich tu' mit Fleiß das, was ich tuen muß!" sangen die alten Grenadiere des Preußenkönigs am Abend der Schlacht von Leuthen: den Geist dieser alten Kirchenliedstrophe wünschte Gellert allen Berufsständen einzusenken. Als er müde geworden war, hoffte man noch auf seine Ermahnung; im sogenannten „Meisenkriege" mußte er auf Wunsch der Universität den unbotmäßigen Musensöhnen ihre Pflichten vorhalten. Doch weinerlich klangen die Worte und verrauschten im Tumult des Tages. Geistlich war sein Gebaren, kirchlich-orthodox seine Lehre geworden, auch die von ihm gepredigte Humanität steht im Bannkreis des Dogmas. Er verkennt nicht der Griechen „männlichen Schritt" und ihre „Einfalt", die schon Freund Oeser vor Winckelmann so begeistert pries; aber nicht sucht er wie unsere großen Humanitätsbekenner Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt, vertrauend gottgegebener Kraft, das Land der Griechen mit der Seele. Verwandt ist ihm vielmehr Humanus Herder, der, aus pietistischem Kreise hervorgegangen, sich vom „Geist der hebräischen Poesie" tiefer erfaßt fühlte als dem der Hellenen; und sollte ein Dritter, nicht ganz Unähnlicher genannt werden, so wäre es Schleiermacher. Das stets gegenwärtige Gefühl „schlechthiniger Abhängigkeit" überschattet ihnen alles Menschentreiben. —

Gellert war unverheiratet geblieben, so herzlich er am Eheglück der Freunde Anteil nahm; gelegentlich scherzte er wohl „Ehestand: Wehestand". So stand ihm denn statt der Familie der Famulus zur Seite; der Treuesten einer war Goedeke. Aber schlimm war es, wenn der Preußenkönig den Dichter beschied und der Vielgetreue nicht da war; da mußte er sich selbst unter vielem Bemühen einen Barbier und eine Perücke besorgen, wie er uns das getreulich und anschaulich berichtet hat. Goedeke sorgte auch, daß der Professor in den Sprechstunden nicht überlaufen wurde: wußten doch die Studenten, welch teilnehmendes Herz er hatte, wie er Verstoßene wieder mit den Ihrigen aussöhnte. Mit priesterlicher Würde, steifer Haltung, den Kopf zur Seite beugend und etwas weinerlicher Stimme kargte er dann nicht mit dem Zuspruch. Wer hier Trost gefunden hatte, der mochte dieses feingeschnittene Gesicht mit der Adlernase, wie es uns Graffs Bildnis zeigt, nie vergessen.

Es lag in seinem Bedürfnis, nur mit wenigen Vertrauten Umgang zu haben. Weiße berichtet uns in seiner Selbstbiographie, wie Gellert gern den Frauen seiner Freunde aus seinen Vorlesungen vorgetragen habe. Und er war mit Leib und Seele Freund; als er die Kunde erhielt, ein ihm nahestehender Mann stehe unverschuldet vor dem Bankrott, bot er sein mühsam erspartes Sterbegeld an. Offen standen ihm die Tore der Vornehmen und der Geringen. Drückte ihm ein Bäuerlein aus Dankbarkeit für die „Fabeln" biderbe die Hand, so gab sie ihm wohl eine Stunde später ein Prinz von Geblüt. Gar häufig ward ihm die Freude, vor Mitgliedern des Herrscherhauses im Saal der Universitätsbibliothek Privatvorlesungen zu halten, und der namenlosen Geschenke hoher Gönner war kein Ende; die arme Jugend seiner Heimat konnte des genießen. Etwas von Weltglanz fiel auf ihn, als ihn Friedrich der Große zu sich berief und nach einem langen Gespräch[1]) zu seiner Umgebung erklärte, er sei der Vernünftigste aller deutschen Gelehrten. So unecht uns die häufigen Ehrentitel „deutscher Anakreon", „deutscher Tyrtäos" anmuten, mit denen das 18. Jahrhundert freigebig seine Dichter beschenkte, an echtes Griechenland erinnert es uns doch, wenn der preußische General die Heimatstadt Hainichen um des Dichters willen milde behandelt. Gellert war nicht unempfänglich für äußere Ehren, aber tiefer rührte es ihn, wenn er in die Kirche trat und sein eigner Kirchengesang tönte ihm entgegen. Hiller hatte ihrer viele komponiert, und mit Andacht lauschen wir noch heute den gewaltigen Tönen, durch die Beethoven mit den Himmeln des Ewigen Ehre rühmte[2]).

Seiner schwachen Gesundheit, zu der sich Unterleibsbeschwerden und quälende Kopfschmerzen gesellten, suchte er durch peinlichste Diät aufzuhelfen: gab ihm doch Friedrich der Große selbst gute Ratschläge; wirksamer war wohl, daß ihm des Königs Bruder Heinrich ein zahmes Pferd zu leichter Körperbewegung schenkte. Auch sein Landesherr sorgte später in aufmerksamer Fürsorge für Ersatz. Kleine Reisen zu adligen Freunden nach Welkau oder Bonau verscheuchten für kurze Zeit die Hypochondrie, die sich an ihn kettete. Aber auch die großen Badereisen nach Pyrmont und Karlsbad verschafften keine langdauernde Besserung; im Kreise bedeutender Adliger, wie Laudon und Zieten, aber fühlte er sich im Bade wohl. Geringes Behagen hingegen

---

[1]) Siehe den brieflichen Bericht hierüber, Teil II, S. 222 f.

[2]) Da diese sechs Kompositionen seltener geworden sind, wurden sie beigefügt: Seite 337.

bereitete ihm eine Reise nach Berlin zu Borchward und Sulzer. Die Gesellschaft enttäuschte ihn, und er wohl, wie er fühlen mochte, die Gesellschaft: man hatte einen Belesprit erwartet und fand nur einen Charakter. Einen guten Teil des Tages nahm seine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz in Anspruch[1]); wenn wir auch nicht mit Lessing[2]) behaupten möchten, seine Briefe seien „durchweg Meisterstücke", die man „ebensowenig wie die ‚Fabeln' aufhören" würde „zu lesen", so ist doch gewiß, daß man sie damals außerordentlich schätzte. Wie gebunden aber der Dichter bei der anekdotenhaften Ausschmückung kleiner Erlebnisse sein sollte, zeigt jener fatale, törichte Vorwurf Mosers, der Briefschreiber sei nicht immer bei der Wahrheit geblieben[3]). —

Längst war Gellert auf seinen Tod gerüstet; am 15. Dezember 1769 um die Mitternachtsstunde verschied er, voll freudiger Zuversicht. Die Trauer in Deutschland war allgemein; nicht nur in Sachsen sammelten die Freunde mit reichem Erfolg für eine öffentliche Ehrung, auch in Halberstadt eröffnete Gleim eine Kollekte. Das von Oeser lange geplante stilgerechte Monument wurde in schlichteren Formen ausgeführt. Die Wallfahrt zu seinem Grabe nahm schließlich so übertriebene Formen an, daß der Magistrat einschreiten mußte. Heute ruhen seine Gebeine in der Gruft der 1900 umgebauten Johanniskirche zu Leipzig, hinter der sie früher eine Stätte gefunden hatten. Auch die Vaterstadt Hainichen ehrte sein Andenken durch eine Statue.

In den vollen Chor lobender Verehrung klang doch vereinzelt die Stimme des Tadels. Die Briefe von Mauvillon und Unzer „über den Wert einiger deutscher Dichter" (1771) fällten das später oft wiederholte Urteil: „Gellert war ein seichter Schriftsteller; als solcher gefiel er den seichten Köpfen und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages war. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigerstöchter — welch ungeheures Kontingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!" Der junge Goethe änderte in der Rezension dieser Briefe („Frankfurter Gelehrte Anzeigen" von 1772) nichts Wesentliches an diesem Verdikt: „Er war nichts mehr als ein Belesprit, ein brauchbarer Kopf." Später nannte

---

[1]) Siehe hierüber die Einleitung zu den „Kleineren Prosaschriften", Teil II, S. 155.

[2]) In der „Vossischen Zeitung" vom 8. Mai 1751.

[3]) Gellerts Briefwechsel hierüber liegt auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

er ihn einen „anmutigen Fabulisten“. Über Wert und Unwert hat die Zeit entschieden, die einige Fabeln und Kirchenlieder Gellerts des dauernden Besitzes für würdig erklärte. Die historische Betrachtung hat hinzuzufügen, daß Gellert ein Schmeidiger unserer Sprache in Vers und Prosa war, auf dessen Bahnen Wieland mit Glück weiterschritt. Den Kanzleistil wie den Schwulst, vor allem auch die Sprachmengerei hat er andauernd und mit Erfolg bekämpft. Hörte Deutschland in allen seinen Schichten auf ihn — nur Luther war vor ihm ein solcher Erfolg beschieden gewesen —, so war er der erste, der internationale Beachtung fand. Seine Fabeln wurden in sämtliche Kultursprachen übersetzt.

Doch mehr gilt uns der Mensch, dessen komplizierte Natur die „Einfalt“ pries, weil er sie entbehrte. An „Gellert, Gott und die Tugend glauben“ sei eins gewesen, versichert uns der junge Goethe; wir sahen, wieviel Widerstände Gellert in seinem Innern hatte; ehrlich aber hat er gerungen, sie zu überwinden. Er erwarb die seltene Kunst, zuerst an seinen Nächsten, nicht an sich zu denken.

Didaktik und religiöse Lyrik

Einleitung des Herausgebers.

In den Zeiten literarischer Ebbe gewinnen Gattungen die Vorherrschaft, denen sonst geringe Beachtung geschenkt wird. Wie wichtig macht sich etwa beim Ausgange des Mittelalters die Schwankliteratur! Und vor dem Sturm und Drang, der unsere zweite, klassische Blüte einleitete, stand die Fabel im Vordergrunde!

Manche Ursachen wirkten zu dieser Wertschätzung zusammen. Die führenden Theoretiker, Gottsched auf der einen, Breitinger im Bunde mit Bodmer auf der anderen Seite, beide redeten aus verschiedenen Rücksichten der Fabel auf das nachdrücklichste das Wort. Entscheidend war aber, daß die Fabel in dieser Zeit der literarischen Kinderstube sich besonders eignete, auf angenehme Art Lehren auszustreuen. Aut prodesse volunt aut delectare poetae, so hatte es Horaz vorgesagt, seine Nachbeter und ihre Leser fühlten sich aber erst recht „ergötzt", wenn ihnen durch eine zugelernte, kleine Lebensweisheit ein greifbarer „Nutzen" im Leben vorschimmerte. Je dicker der Moralzopf, desto besser!

Wie beißend klingt noch das Xenion, das Goethe und Schiller, schon längst auf ihrer Siegesbahn, dem deutschen Philister widmen:

„‚Bessern, bessern soll uns der Dichter' — So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nimmer und nimmermehr ruhn!" —

Wohl gab es vor dieser klassischen Epoche einzelne Dichter, Dichtergruppen, es gab Gebildete, die Liebhaber der Kunst waren und wohl auch in „Nebenstunden" der Muse opferten: ein literarisches Publikum gab es noch nicht. Es bedurfte eines langen Bildungsprozesses, ehe der Dichter auf eine Gemeinde

rechnen durfte. Und solange unsere Dichtung werbende Kraft hat, wird dieser Prozeß fortdauern. Nicht müde darf sie werden, ihre Fackel zu tragen zu denen, die noch, frischen Sinnes, seitab stehen.

Als Gellert zu dichten begann, mußte unsere Dichtung erst von einer grotesk verzerrten oder niedrigen Sprache zur Natürlichkeit, von einer verblasenen Luftwelt zur Wirklichkeit geführt werden. Wie Antäus mußte die Muse erst die Mutter Erde berühren, um aus ihr neue Kraft zu gewinnen. Gellert, dem „anmutigen" Fabulisten, wie ihn auch Goethe nennt, ist es vor allem bestimmt gewesen, seinem Volke ein Erzieher zur Wirklichkeit zu werden: zu einer Wirklichkeit, deren Inhaltsleere wir, die Erben unvergänglicher Geistesgüter, politischer Macht und großer Zukunftsaufgaben, uns schwer wieder lebendig machen, die aber in diesem poetischen Spiegel doch Rundung und Abschluß gewinnt. Wie Lessing, der als Anfänger Gellert, dem älteren Schulgenossen von Meißen, so manches absah[1]), hat auch er das Bedürfnis, sich aus der praktischen Übung heraus ein theoretisches Bild zu entwerfen, aus der Theorie wiederum für den Kunstgebrauch zu lernen. Freilich Lessing macht durch schärfstes Teilen und feinstes Wägen der argen Wirrnis der Poetik ein Ende, Gellert ist vielmehr darauf gerichtet, sich über den historischen Punkt, auf dem er steht, zu unterrichten. Nicht dankt ihm die Poetik wesentlich neue Erkenntnisse, ihm selbst aber wuchs bei dieser Arbeit der Instinkt der Eigenart.

Die ersten Fabeln, die wir von Gellert besitzen, erschienen in den ersten Bänden der unter Gottscheds Ägide stehenden, von Professor Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes"; es sind ihrer 35, von denen Gellert später nur einen Teil der Umarbeitung für wert hielt. Im 7. Band dieser Zeitschrift findet sich nur noch der „Unbedacht", im 8. Band (vom Jahre 1745) keine Fabel mehr. Es ist die Zeit der höflichen Loslösung von Gottsched — Gellert hat nie so schroff wie seine Freunde, „die Bremer Beiträger", gegen seinen einstigen Lehrer und künftigen Universitätskollegen geeifert. Wie er aber schon damals von dem Leipziger Diktator abgerückt war, bewies seine Disputationsschrift de poesi apologorum eorumque scriptoribus durch ein beredtes Schweigen[2]). Am 30. Dezember 1744 erwarb sich der junge Magister, der

---

[1]) Erich Schmidt, „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", II, 54 ff.

[2]) Er nennt ihn einmal in einer Anmerkung.

im 30. Lebensjahre stand, damit auf dem philosophischen Katheder das Recht, Collegia zu lesen. Sein Studienfreund Johann Andreas Cramer, der dem Toten 1774 die bekannte Biographie schreiben sollte, disputierte damals unter ihm. Dieser Arbeit „Über die Fabeldichtung und ihre Vertreter", die ich nach der Übersetzung eines Ungenannten[1]) hier zitieren will, kommt für die Beurteilung des Fabeldichters, wie ich meine, eine größere Bedeutung zu, als ihr bisher zugestanden worden ist. Bevor ihre Gedankengänge dargelegt werden, wird es aber nötig sein, den von Gellert häufig angeführten Discours sur la fable ins Auge zu fassen, mit dem de la Motte seine Fabeln bevorwortete. Gellert dankt nicht nur die Disposition in Haupt- und Nebenteilen dieser Vorlage: er hat sie bei der Arbeit neben sich auf seinem Schreibpult liegen gehabt, ihr wörtlich folgend oder sie bestreitend. Sagt der selbstbewußte Franzose, da er sich mit Lafontaine vergleicht: N'y aurait-il pas même quelque justice à me compter en compensation de beautés qui me manquent, le mérite de l'invention que mon prédécesseur ne s'est pas proposé? so schreibt das Gellert getreulich nach: „Wenn er — wir folgen der Übersetzung — den Fontaine in weiter keinem Stück übertroffen hat, so hat er ihn doch in der Erfindung übertroffen." Dieser Fabelabhandlung des de la Motte dankt Deutschland erst die Kenntnis Lafontaines, den Boileau — merkwürdig genug — totgeschwiegen hatte[2]).

---

[1]) In Leipzig 1773 mitsamt der Übersetzung der späteren Abhandlung Gellerts, de comedia commovente, die auch Lessing verdeutschte, erschienen. Die Vorrede ist gezeichnet mit C. A. S.

[2]) Sie ist nicht nur für Gellert, sondern für die deutsche Poetik überhaupt von solcher Bedeutung gewesen, daß es nicht unnütz ist, hier die Hauptsätze herauszuheben.

Ich zitiere nach der Ausgabe der Fables nouvelles par de la Motte . . . avec un discours sur la fable. La Haye 1720.

La fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. C'est un petit poème épique, qui ne le cède au grand que par l'étendue et qui moins contraint dans le choix de ses personnages, peut choisir à son gré dans la nature ce qu'il lui plaît de faire agir et parler pour son dessein; qui peut même créer des acteurs, s'il lui en faut, c'est-à-dire, personnifier tout ce qu'elle imagine. . . . (les hommes) veulent qu'on les instruise humblement . . . La fable est une philosophie déguisée, qui ne badine que pour instruire et qui instruit toujours d'autant mieux qu'elle amuse. Une suite de fictions, conçues et composées dans cette vue, formerait un traité de morale, préférable peut-être à un traité plus méthodique et plus direct . . . Un fabuliste doit dédaigner ces vérités triviales, qui n'échappent pas aux plus stupides . . . La vérité une fois choisie, il faut la cacher, sous l'allégorie . . . C'est à la fable même à faire naître la vérité dans l'esprit de ceux à qui on la raconte . . . La morale est mieux placée à la fin qu'au commencement de la fable . . . L'image pèche contre la justesse, quand elle ne présente pas assez distinctement une vérité . . . L'image pèche contre l'unité, quand tous les traits ne s'en réunissent pas à un certain point de vue . . . Une image pèche contre la nature, quand elle n'est pas conforme aux idées qu'on a des choses. . . . (il suffisait) que l'image fût fondée sur l'opinion, et

An die Spitze seiner Abhandlung stellt Gellert die Definition. Die Fabel ist ihm eine kurze und auf einen gewissen Gegenstand anspielende Erdichtung, die so eingerichtet ist, daß sie zugleich ergötzt und zugleich nützt. (Fictionem breviorem et allegoricam ita instructam, ut delectando prosit, apologum dicimus.) In stillschweigender Ablehnung Gottscheds, der unwahrscheinliche, wahrscheinliche und gemischte Fabeln unterschieden hatte, unterbleibt die Teilung der Gattungen, „weil sie mehr dem Namen als der Sache nach voneinander unterschieden sind". Ein Hauptton fällt auf das Moment, daß die Fabel erdichtet sei, wobei wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß schon Aristoteles gelehrt hatte, die Dichtung sei philosophischer als die Geschichte. Breitinger und de la Motte finden Beifall, daß sie die Fabel eine ins Kurze gezogene Epopöe nennen. Da aber nichts recht ergötze und belehre, was nicht Neues enthielte, so müsse der Fabeldichter das Reich des Wunderbaren aufsuchen. In diesem Punkt ist Gellert völlig abhängig von Breitinger, der 1740 in seiner „Kritischen Dichtkunst" die Fabel als ein „lehrreiches Wunderbare" bezeichnet hatte. Das „Neue", sagt dort Breitinger weiter, besitze die höchste Gewalt, das Herz zu rühren, dieses Neue sei nicht so sehr in den „Sachen" als in den „Begriffen" zu suchen, da „ein poetisches Auge auch in der alten Natur ewig neue Dinge" entdecke. Der höchste Grad des Neuen sei aber das Wunderbare. — Dem Wunderbaren, deduziert Gellert weiter, muß sich das Wahrscheinliche gesellen. Den Nutzen aber befördere der der Fabel angemessene Schmuck und die Übereinstimmung des Inhalts der Fabel mit der aus ihr gezogenen Moral.

---

j'ajoute, sur une opinion même dont on est revenu . . . La pensée dominante emprunte presque toujours son effet des pensées accessoires qui l'accompagnent et qui forment avec elles ces assortiments qu'on appelle force, grâce, élégance ou finesse . . . Le familier est le ton général de la fable . . . mais ce familier que demande la fable ne laisse pas d'avoir son élégance . . . Il peut arriver même que la matière y (au familier) résiste absolument, et en ce cas, il faut être magnifique sans scrupule . . . Une source du riant dans la fable, c'est de transporter aux animaux des dénominations humaines: maître corbeau, compère renard, sa majesté lion . . . une autre source du riant, c'est d'appliquer quelquefois de grandes comparaisons aux plus petites choses . . . Les réflexions sont encore un des ornements de la fable . . . ces sortes de traits jettent du sens et de la solidité dans la fable . . .

Aus dem zweiten Teil, der die Fabeldichter behandelt, interessiert hier nur, was er über Äsop und über Lafontaine sagt. Content de renfermer la leçon dans l'image, il (l'Ésope) laissait à l'auditeur le plaisir de l'en tirer . . . en un mot, je vois dans Ésope un philosophe qui s'abaisse pour être à la portée des plus simples . . . il semble que par les fables, il (Lafontaine) ait voulu rendre aux mœurs ce qu'il leur avait ôté par ses contes . . . son esprit n'avait pour ainsi dire qu'une affaire, et débarrassé du soin de l'invention principale il s'épuisait tout entier aux ornements . . . Il a fallu enfin d'être tout à la fois et l'Ésope et le Lafontaine . . .

Die Alten hätten sich der Fabel zum Zweck einer angenehmen Unterweisung bedient. Die Grenzen seien erweitert, das Tierreich und das Reich der unbelebten Dinge einbezogen worden[1]. Gellert betont — diese wichtige Beobachtung, die den echten Äsop von den Neueren scheiden lehrt, fanden wir auch schon bei de la Motte —, daß die alten Fabeldichter bei ihren Fabeln, die sie in den Versammlungen und Gesellschaften erzählten, nicht eine ausdrückliche Anwendung derselben gemacht hätten.

Worin besteht das Wahrscheinliche der Fabel? — Darin, daß die Handlung, gewisse dabei vorkommende Umstände für wahr angenommen, leichtlich geschehen könne. Von der Verwendung lebloser Dinge wird abgeraten, dabei stillschweigend dem fruchtbaren Triller das Urteil gesprochen. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Tiere sich unterreden? Gellert weist darauf hin, daß die Natur uns täglich zeige, wie die Tiere zu gewissen Endzwecken handelten und sich ihre Empfindungen durch das Gesicht, durch das Geschrei und durch körperliche Bewegung mitteilten. Es folge der Fabeldichter nur der Natur und tue nichts weiter, als daß er sie durch einen höheren Grad des Verstandes und durch das Vermögen zu reden, welches er ihnen zuschreibt, ausschmückt. „Und ob man schon beides auf dieser Welt nicht findet, so ist doch dessen Möglichkeit nichts Widersprechendes.“ Nur müsse man den bekannten Charakter der Tiere einhalten, und mit Recht habe de la Motte einige Fabeln des Äsop des Mangels der Wahrscheinlichkeit beschuldigt. Aber derselbe Fehler wird de la Motte vorgerückt, wenn er zwei Tauben als Träger einer Liebesbotschaft sich wie zwei Zofen unterhalten lasse.

Die Nebenumstände müssen dem Hauptziel angepaßt sein. Häufig fehle der Dichter darin, daß seine Moral nicht mit der Fabel übereinstimme. Gute Fabeln würden die sein, welche die Moral aus sich selbst erzeugten. Aber es dürfe in ihnen durchaus nicht mehr enthalten sein, als was der Endzweck der Fabel erfordere. De la Motte wird getadelt, weil er in der Fabel (lib. III, 1) mehr, als in ihrer Anwendung enthalten sei, erzähle. Auch Lafontaines Fabel „Der Schwan und der Koch“ wird abgelehnt. Wichtiger erscheint uns, daß diesem Theoretiker das heitere, sorglose Sichgehenlassen eines Lafontaine nicht als Ideal wird gelten können. — Eine Fabel könne zweierlei lehren.

---

[1]) Das Mittelalter und die neuere Zeit bis zu Lessing kannte den echten Äsop nicht; Phädrus, der überall die Fußtapfen Äsops zertreten und verwischt habe — so Lessing —, wurde im frühen Mittelalter in Gallien viel abgeschrieben. Eine prosaische Auflösung seiner Fabeln aus unbekannter Zeit unter dem Namen Romulus (spätestens aus dem 10. Jahrhundert) galt dem ganzen Mittelalter und den meisten Dichtern der neueren Zeit als der wahre Äsop der Griechen.

Einfach heißt sie deswegen, weil eine einzige Handlung ganz und in ihrem ganzen Umfange dargestellt werde. Das Selbstfinden der Moral des Lesers sei zweckmäßig: deswegen wird, auch hier Gottsched entgegen, la Motte zuliebe gelehrt, daß die Nutzanwendung besser am Ende als am Anfang stehe.

Dem Schmucke der Fabeln ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Beschreibungen könnten lang oder kurz sein — der Verfasser selbst habe sich der längeren bedient —, das Entscheidende sei, daß das Hauptmoment durch die Beschreibung sinnfälliger gemacht werde. Ein breiteres Ausmalen halte den Leser hin und mache ihn auf die Pointe neugierig. Die kurzen, gleichsam nur berührten Schilderungen vermöchten die Fabel außerordentlich zu verschönern. Als Beispiel führt er de la Mottes Fabel „Achill" an. Hier wird erzählt, daß Chiron, der Lehrer Achills, von den Göttern unter die Sterne versetzt sei, und zugefügt:

„Et c'est ce sagittaire
Qui du ciel encore nous éclaire."

Sind die Beschreibungen ein integrierender Teil der Fabel — er führt die Beschreibung des Hahns und der Katze in Lafontaines Fabel „Die alte und die junge Maus" an — so verdienen sie höchstes Lob. In diesem Punkt hätten die Neuern — Lafontaine, de la Motte und Hagedorn werden genannt — die Alten übertroffen. Wir wissen, wie Lessing es war[1]), der gerade in der Prägnanz einen Hauptvorzug der Alten gegen die Neuern finden und Äsop als das unerreichte Vorbild gegen all die Neuern ausspielen sollte. — Ein wesentlicher Schmuck seien die beiläufig eingestreuten Sentenzen: Lafontaine sei voll von scherzhaften, de la Motte von erhabenen, Hagedorn von gesalzenen, im Vorbeigehen gesagten Sentenzen. — Sorgfältig sei der Stil zu beachten. Auch in der niederen Schreibart sei eine gewisse Wahl zu beachten, „damit man nicht, da man niedrig schreiben wolle, niederträchtig und schmutzig schreibe". Gellert denkt vornehmlich an Stoppe, ohne ihn hier zu nennen. Ebenso sei das Frostige zu meiden; auch dürfe der Schmuck nicht in die Augen fallen. Aber die Fabel dürfe nicht nur dem Kenner gefallen. „Eine Fabel kann und soll den, der diese Kunst versteht, und den, der sie nicht versteht, in Bewegung setzen; diesen, weil er einsieht, daß die Fabel mit den Vorschriften der Kunst übereinstimmt,

---

[1]) „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts". (1759) Über diese fünf Abhandlungen, die 1758 verfaßt wurden, s. Erich Schmidt, „Lessing", I³ 392 ff.

jenem, weil er das Künstliche und den Nachdruck fühlt, ob er gleich nicht sagen kann, worin er hauptsächlich liegt." Wenn de la Motte den Tieren menschliche Beinamen und Titel beizulegen empfiehlt, so lehnt das Gellert, nicht ungeschickt, ab. „Vielleicht haben Lafontaine und andere, welche auf diese Benennung gefallen sind, nicht ganz mißfallen; allein vieles, das, wenn es neu ist, gefällt, verliert seine Anmut, wenn es oft gebraucht ist.

Vom Nutzen der Fabel handelt der letzte Abschnitt dieses Hauptteils. Den Leitsatz: „Eine gute Fabel nützt, indem sie vergnügt", müßten wir als eine neue Erkenntnis von der größten Wichtigkeit für die gesamte Poetik begrüßen, wenn wir nicht später die alte Tante Nützlichkeit wieder in behaglicher Breite fänden: „Da die Fabeln aber desto mehr vergnügen, je nützlicher sie sind, und beides miteinander verbunden ist, so darf nie das Nutzbare von der Fabel getrennt werden." Mit allem Nachdruck wird weiter betont, daß die Fabel nicht nur den Kindern und dem Pöbel bestimmt sei.

Aus dem zweiten, historischen Teil sei als wichtig herausgehoben, daß der Verfasser sich für den orientalischen Ursprung der Gattung entscheidet. Trotz der gewichtigen Einsprache Gelehrter will er an die Persönlichkeit Äsops glauben, fügt jedoch mit Recht hinzu: „ob aber die Fabeln, welche wir jetzt haben, wirklich von Äsop sich her schreiben, daran zweifle ich sehr". Die Sammlung des Nevelet trifft der verdiente Tadel, daß sie echte Fabeln Äsops habe fallen lassen, dagegen solche, die „mehr nach dem müßigen und ungebildeten Geist der Mönche als dem Äsopischen Scharfsinn schmecken", zugefügt habe. Sein Hauptverdienst wird in der „schönen Kürze und in ganz vortrefflichen Schilderungen, die sich von selbst erklären", gefunden. — Nikodemus Frischlin und Absthemius werden als schmutzig und obszön abgelehnt. — Lafontaine wird des breiteren behandelt mit lautem, doch nicht uneingeschränkten Lob: „Er ist der einzige in seiner Art, dem niemand seinen Beifall versagen kann, nicht weil er von allen Fehlern frei ist (denn sein Ausdruck ist zuweilen niedrig und altväterisch, und er bedient sich der Digressionen und Episoden zu häufig), sondern weil er seine kleinen Fehler mit so vielen und großen Schönheiten ersetzt hat, daß sie uns nicht mehr beleidigen als ein Schmuckpflästerchen, welches sich ein schönes Mädchen ins Gesicht geklebt hat." Nach einigem weniger Wichtigen wendet sich der Kritiker zu de la Motte (dem trotz Fuselier laut Beifall gespendet wird), dem Theoretiker und dem Praktiker. Einige Lieblingsfehler, die leider nicht ge-

nannt werden, werden zugestanden, ihm aber Lafontaine gegenüber der Vorzug des eigenen Erfindens eingeräumt. „In des Lafontaines Fabeln herrscht die bloße Natur, in denen des la Motte die Kunst, welche sich nach der Natur bildet. Jener ist in seinen Erzählungen spaßhaft und angenehm, dieser schön und männlich[1]). Im folgenden wird der alten deutschen Fabulisten gedacht und eine Spur des guten Geschmacks gefunden. Die wichtigeren Einzelheiten besprechen wir später bei der Abhandlung über die deutschen Fabeldichter. Die Allegoristen wie Harsdörffer, dem jedoch einige vortreffliche Einfälle nachgerühmt werden, werden abgelehnt, dagegen pietätvoll freundliche Anerkennung Justus Gottfried Rabener, einem alten Rektor der Fürstenschule zu Meißen, und seinen 1694 erschienenen „Natürlichen Lehrgedichten" gezollt. Riederer, Triller, der frostig, Stoppe, der nachlässig und trocken gescholten wird, werden schnell abgetan, nur Hagedorn erhält Beifall für seine Fabeln, „die er von alten und neuen Schriftstellern entlehnt und in ganz vortreffliche Verse gebracht hat . . . Diese Fabeln lehren, wie man der Einfalt der Erfindung durch einen bedächtigen und mit Blumen bestreuten Ausdruck zustatten kommen und wie man die Natur mit der Kunst vereinigen müsse."

Ziehen wir die Summe, so ergibt sich, daß Gellert in den meisten und wichtigsten Punkten de la Motte, in der Lehre vom Wunderbaren sonderlich Breitinger gefolgt ist. Aber er ist doch bemüht, auf keine Richtung zu schwören. Wird Gottsched durch Stillschweigen abgelehnt, so erhält auf der anderen Seite Bodmer wegen seiner Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln von Meyer von Knonau eine elegante, doch schneidende Absage[2]). Wie sehr aber Gottsched, dem Verfasser unbewußt, selbst da, wo er dem Gegner folgt, noch nachwirkt, zeigt drastisch die Begründung der Tierdispute. Wo bleibt da „das Wunderbare" Breitingers! Wichtig ist, daß Gellert Lafontaine im wesentlichen mit den Augen de la Mottes betrachtet, ihn nicht für den Gipfel hält. Freimütig kritisiert er ihn, ebenso aber auch de la Motte. Die eigene Erfindung erscheint noch als ein wesentliches Moment, und so hinkt das Lob Hagedorns, der nicht Eigner seiner Fabeln ist. Den bestimmten Eindruck hinterläßt diese rhetorisch gebundene, in ihren Gedankengängen stark abhängige Arbeit doch, daß ihr Verfasser eigene Wege gehen will, daß ihm der Gipfel nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liege.

---

[1]) In ejus (Fontani) fabulis sola natura, in Mottii ars, naturam imitans regnat. Ille in narrando facetus et dulcis, hic pulcher et masculus.

[2]) S. 40 der Abhandlung.

Eigentlich theoretische Erörterungen bringen die „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln", mit denen Gellert 1746 die erste Sammlung seiner Fabeln eröffnete, nicht; aber die Art der Kritik zeigt sein inneres Wachsen. Da die hier niedergelegten Anschauungen für die Geschichte der Germanistik von Interesse sind, so drucken wir die Abhandlung im Text ab. Wenn man auch nicht vergessen darf, daß die Wahl des Themas ein näheres Eingehen auf unsere alten Fabeldichter erforderte, so ist doch beim Vergleich mit der ersten Abhandlung die wachsende Freude an alter deutscher Art und Kunst unverkennbar. Namentlich wird jetzt Boner, sein Ungenannter, ausgezeichnet: „Vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Lafontaine geschickt als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen." Gewiß, der Mann des 14. Jahrhunderts ist dem Sohn des „selbstklugen" Jahrhunderts zu unpoliert, — er warnt Ohrenzarte vor der Härte der schwäbischen Mundart —, sicherlich ist der Ehrentitel „deutscher Lafontaine", wie wir wissen, ihm nicht der höchste, aber er betont doch nachdrücklich als einer der ersten, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alter Wörter nicht genug verstehen. Er ist wenig zufrieden mit der Art, wie Riederer in seine Fabeln Äsopi 1717 alte deutsche Fabeln verhudelt hat: „Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort hört man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Silbenmaßes, nur einen Reimer." Ja germanistisch mutet es an, wenn er zu Hugo von Trimberg bemerkt: „Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverlässigkeit urteilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt a. M. in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist und die schwäbische Mundart des Trimbergs nach der Sprache des 16. Jahrhunderts verbessert oder verderbet hat." Und wird dieser Kritiker nicht auch eine „unzeitige Sorgfalt" finden bei der Ausgabe, die Gottsched 1752 vom „Reineke Fuchs", das Niederdeutsche in hochdeutsche Prosa umschreibend, veranstaltet? Er würde selbst bei dem Germanisten schwerlich Anklang finden, da in dieser Form, was beim niederdeutschen Text wohl unterblieben wäre, Goethe die alte Tierdichtung kennen lernte und sich zur herrlichen Um- und Neudichtung anregen ließ.

Befangen in seiner alten Theorie, die nicht Tierepos und Tierfabel recht zu unterscheiden vermag, hat Gellert zum „Reineke Fuchs" nie Fühlung gewonnen. In der älteren Abhandlung wies er ihn schroff ab. „Ich komme zu Heinrichs von Alk-

mar[1]) Reineke Vos. Diese Schrift ist eine geraume Zeit hindurch bis in den Himmel erhoben worden, und es haben sich einige eingebildet, es lägen darin alle politische Geheimnisse verborgen; ich halte aber dafür, daß dieser Lobspruch ein wenig zu hoch sein mag . . . Man mag daher sagen, was man will, so kann ich doch nichts weiter darinnen finden, als unvollständige Stücke einer Fabel, die erst durch die Kunst polieret und in eine gewisse Ordnung gebracht werden müssen, bevor sie wirklich gefallen können." Von selbst gleitet unser Blick zu jener genialen, wenn auch nicht von Einseitigkeit freien Abhandlung zum „Reinhart Fuchs" von Jakob Grimm[2]), der den „schönen Traum eines gemein-arischen Tierepos träumte", von dem die alten Äsopischen Fabeln nur Bruchstücke seien. In der späteren Fabelabhandlung tut Gellert den Reineke Fuchs, Rollenhagens Froschmäuseler und andere — wir sehen auch hier, wie Gellert in dieser kurzen Zeit zugelernt hat — kurz ab, allerdings jetzt mit dem Bemerken, „daß sie nicht sowohl unter die Äsopischen Fabeln als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören".

Nicht ohne theoretische Bedeutung sind auch die „Beurteilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen". Sie führen uns in die Werkstatt des Dichters — hier wird wirklich gehobelt und gebosselt —, geben zugleich ein anschauliches Beispiel für die Art, wie Gellert Arbeiten zu zensieren pflegte. Und auch Goethes jugendliche Versuche sind so gemustert worden! So möge ein Beispiel genügen, statt der gesamten Arbeit, zu der sich Gellert nur verstand, um die Richtigkeit seiner Jugendfabeln, die wieder abgedruckt zu werden drohten, darzutun.

Der Sperling und die Taube[3]).

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.

---

[1]) Auch Gottsched schrieb fälschlich, aber angesichts der herrschenden Meinung verdienstlich genug, ihm das Gedicht zu. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte ein ostflämischer Dichter Willem die französische branche, welche des Löwen Hofhaltung behandelte, in seiner Mundart geschickt nachgedichtet und die Erzählung selbständig weitergeführt. Mit geringer Kunst überarbeitete dann — etwa 1375 — ein westflämischer Dichter diese Dichtung, seinerseits einen zweiten, umfänglicheren Teil zufügend. Im 15. Jahrhundert teilte Hinrik von Alkmar dieses Ganze in Bücher und Kapitel, die er mit Überschriften versah, und fügte eine Prosaglosse zu, welche den Text moralisch auslegte und auf politische und soziale Zustände hindeutete. Diese Fassung wurde dann von einem Unbekannten mit geringen Änderungen ins Niedersächsische übertragen. Dies ist der Werdegang des „Reynke de Vos", der zuerst 1498 in Lübeck mit Holzschnitten gedruckt und wieder und wieder aufgelegt worden ist.

[2]) Berlin 1834.

[3]) „Belustigungen", 1742, I., S. 100.

Früh, wenn beim ersten Sonnenschein
Der Hauswirt sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Tieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich als gekünstelt vor.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frei,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt' auch alt noch zärtlich küssen,
War schön und doch dem Manne treu.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh'
Wohl zwanzig Kinder auferzogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
„Die Körner, die in Furchen liegen,
Die", lehrte sie, „sind euch bestellt!"

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh' es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
„Bist du", so fragt sie, „tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dies ist der Bösen Eigenschaft!"

Der Sperling ward sogleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen
Zu diesem Siege beigetragen.
Die Überzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
„O," spricht er, „gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!"

Er hält sein Wort auch ohne Schwur
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spatz so gut gewußt.

Einst frißt er in der schönsten Ruh',
Da sieht ihm unsre Taube zu
Und spricht: „Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!"
Der Sperling hüpft sogleich empor:
„Nun," schreit er, „kannst du mich noch hassen?
Hab' ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer als zuvor?"

„Du frömmer?" rief die Taube nach;
„Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bei;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen
Und suchst dir schmeichelnd beizubringen,
Daß deine Brust gebessert sei."

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu sein;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: „Nein, denn du hast noch die vorige Neigung und stillst sie nur mit andern Dingen." Die Moral: Unsre Tugend ist die meisten Male ein Tausch. Man verläßt ein Laster und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar

keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses tun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird karg, und nennt sich fromm und klüger." Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerei nur durch andre Dinge. Aber dies alles beiseite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bei der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja notwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dies habe ich nicht getan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet sein: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redete ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Taube und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naiv. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Silbenmaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht." Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht" sollte heißen: als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben." „Half rauben", anstatt: er raubte, ist der liebe Reim. „Half rauben" heißt: er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beim ersten Sonnenschein der Hauswirt sang und Futter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein." „Beim ersten Sonnenschein", nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nötig, außer weil der Reim „ein" den Sonnenschein verlangte. „Der Hauswirt sang"; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beiträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. „Futter streute"; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. „Mehr frech als scheu", welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er „fand sich zum Frühstück ein"; das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nötig. Und wenn der Umstand nötig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen sein. „Fremdling" ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. „Schelmische Gefieder", was ist hier Gefieder? „Wo heute nicht, gleich morgen"; langweilig. Das „Taubenchor" ist sehr poetisch. Im Scherze ging es an. „Die ältste von den stillen Tieren"; wer wird die Tauben durch „stille Tiere" beschreiben? So kann ich die Hühner, die Schafe und alles ebenfalls „stille Tiere" nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf „überführen" reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor". Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das „gekünstelt" eine Satire auf die schlechten Redner sein? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind „redlich" und gekünstelt einander entgegengesetzt? „Natürlich" ging nicht in den Vers. Wie kann ich mir „gekünstelt etwas vornehmen"? Das weiß ich nicht. Gekünstelt etwas tun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dies ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Teile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Teilen abziehen? War der Schmuck hier nötig? Die Taube mochte schön sein oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu tun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht sein, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee so weiß"; sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln", sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum „Mann?") oft zu bespiegeln schien. Warum nur „schien"? Tat er's nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frei"; die Brust freitragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dies auch an? Vielleicht bei den Tauben! „Die schönsten Latschen an den Füßen"; sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist „trug" das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beinahe durch das Wort „tragen" auf Bärlatschen oder Filzschuhe. „Sie konnt' auch alt noch zärtlich küssen, war schön und doch dem Manne treu". Ist „treu zu sein" eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satire sein? Oder ist es nur Üppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch größre Dinge zierten sie." Die „Dinge" schicken sich weder auf

das Vorhergehende noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie „ihre Kinder mit ins Feld nahm“ und „sie nicht zu Schaden fliegen ließ“? „Mit geschickter Müh'“ ist gezwungen. „Wohl“ ist hier matt, prosaisch. „Zwanzig Kinder“; nicht schön. „Die Körner, die in Furchen liegen, die“, lehrte sie, „sind euch bestellt“; das „lehrte sie“, ist hart, gezwungen; „sind euch bestellt“ anstatt: sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. „In Furchen“, nein! in „den“ Furchen. „Nicht ungestüm und auch nicht blöde“; wieder ein frostiger Gegensatz, des Verses und Reimes wegen! „‚Bist du‘, so fragt sie, ‚tugendhaft?‘“ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser getan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. „Tugendhaft“ ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden“, nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die „den“? Vermutlich die Umstehenden, also „denen, diesen“; Undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? „Dies ist der Bösen Eigenschaft!“ Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward sogleich gerührt“; darüber kann man sich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen zu diesem Siege beigetragen“, es scheint, als hätte ich's gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers: „Nur bin ich noch nicht überführt“ auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen“. Das „Sagen“ anstatt ihrer Rede ist hier eine Freiheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beigetragen“. „Beigetragen“ ist nebst dem „ob mehr“ durchaus matt, prosaisch; und „Sieg“ schickt sich hierher nicht. „Die Überzeugung war geschehn“; da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde“; das „gleich“ ist nicht schön. „Nun“ in der folgenden Zeile ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur“; „Ohne Schwur“; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern sahe“. Das „ob er“, anstatt: „ob er gleich“, ist unrichtig und matt! „Kam er doch nie dem Schlage nahe“; „nahe“, es sollte wohl „nah“ oder „zu nah“ heißen. „Einst frißt er in der schönsten Ruh'“; „schönste Ruh'“ schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt und nicht der Autor. „Da sieht ihm unsre Taube zu“; schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen“. Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der Fremden Frucht bequem zu nützen“. Harter, unnatürlicher Ausdruck: „Die Frucht der Fremden bequem nützen“; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: „wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken?“ Aber auf „schmecken“ war gleich kein Reim da! „Der Sperling hüpft sogleich empor“. „Hüpft empor“, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor! Dies ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nötig? ist der Umstand gebraucht worden? „Hab' ich mein Laster nicht gelassen?“ „Mein Laster“; zu

arg! „Frömmer als zuvor" ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube nach"; warum „nach"? Ist es nicht an „rief" genug? Sieht der Leser nicht, daß „du frömmer"? eine Wiederholung ist? „Du bist noch eben deine Schmach"; das ist sehr poetisch geredt, bis auf das „eben", das schickt sich in den fremden Ton „du bist deine Schmach" nicht recht gut. „Der geile Fresser" ist sehr niedrig gegen: „du bist deine Schmach". Ist zu grob geschmält. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bei"; beiwohnen; ein böser Trieb wohnt mir bei; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „Und suchst dir schmeichelnd beizubringen"; beizubringen; gereimt, anstatt: „dich zu bereden". Dies war das Wort. „Daß deine Brust gebessert sei". „Brust" sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Miene, und also die Miene, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu sein"; gelehrt! „Plato" hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur „bald" ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht oder nicht recht geredt. „Ein Laster wird itzt ausgetrieben"; „austreiben" ist platt; vertreiben sollte es heißen! „Der Weichling flieht den geilen Scherz"; was ist der „geile Scherz"? Vermutlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermutlich mit „Herz" schließen. „Wird karg und nennt sich fromm und klüger"; „klüger"; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres und bereden uns, besser zu sein. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler; und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön sein? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend sein. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Teile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwei-, dreimal und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl jemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammen drucken lassen?

Es war ein gediegener Kritiker seiner selbst und ein alter Praktiker, der so schrieb. Hatte er einst dem Buchhändler Breitkopf, — Gottscheds Verleger — vergebens seine erste Fabelsammlung angeboten, so war er seit dem durchschlagenden Erfolg

von 1746[1]) einer der gelesensten Schriftsteller geworden. Zum erstenmal wieder seit dem Erscheinen der Lutherischen Schriften war das deutsche Volk in allen seinen Schichten getroffen worden. Allbekannt ist ja, wie ein Bäuerlein zum Dank für die Fabeln im strengen Winter für ihn eine Fuhre Brennholz vor seinem Hause ablud. Doch nicht minderen Beifall fand er im Bürgerhause und im Palast. Und lange zitterte die Erregung nach. Fast in sämtliche lebenden Sprachen — sogar ins Lateinische und Hebräische — wurden die „Fabeln und Erzählungen" übersetzt; zahlreiche Versuche von Ausländern, sie umzudichten, sind bekannt. Das Heer der Nachdichter fehlte nicht.

Worin lag der Zauber dieser Dichtung? —

Wohl niemals in unserer Literatur hat ein Schriftsteller so eifrige Bewunderer und später — zum Teil lange nach seinem Tode — so geistvolle Verurteiler gefunden. Es scheint, als ob der Nachruhm, den Gellert in seinen Dichtungen so niedrig einschätzt, sich nach seinem Tode an ihm habe rächen wollen. Spricht ihm Gervinus rundweg die Originalität ab, so hat er schon zu Lebzeiten seines Eigenrechtes Verteidiger werden müssen keinem Geringeren gegenüber als Friedrich dem Großen. In jener bekannten Unterredung beantwortete er die Frage des Königs, ob er den Lafontaine gelesen, zuversichtlich und fest: „Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original." Es war ihm bitterer Ernst mit dieser Meinung. Freund Cramer[2]) weiß uns einen ähnlichen Ausspruch von ihm zu berichten. „Man will," sagte Gellert, „daß ich den Lafontaine nachgeahmt habe, ich aber sage: Nein. Ich kannte ihn freilich, da ich den ersten Teil meiner Fabeln ausarbeitete, meine akademische Probeschrift beweist es. Ich hatte vorher einige seiner Fabeln nicht ohne Mühe gelesen, aber nicht, um ihn nachahmen zu wollen." — War das Selbsttäuschung? — Nicht ohne Bedeutung war es, daß ihm Lafontaine durch de la Motte vermittelt wurde. Hier fand er, wie wir sahen, die Maßstäbe, mit denen gemessen Lafontaine nicht als der Gipfel dieser Dichtung gelten durfte. Das wichtigere ist, daß Lafontaine der „Unnachahmliche" ist, wie ihn schon Lessing und Goethe priesen. Jakob Grimm zwar hat in jener grundlegenden Vorrede zum „Reinhart Fuchs" harte Worte für den bonhomme gehabt: „Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Tierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein

[1]) Leipzig 1746. 2. Teil, Leipzig 1748; wiederholt 1748—51 und fast unzählige Male.
[2]) „Gellerts Leben", 1774, S. 60.

trefflicher Fabulist heißen. Aber einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebote stehen, können nicht die verlorene Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Takt und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zugrunde richtet, verweilen wollte; jene Eigenschaften tun daher nicht selten eine widerwärtige, störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Tierfabel hat er nie erreicht . . ." Jakob Grimm aber, befangen in der neuen Tendenz, die Tierfabel auf das alte Tierepos zurückzuführen — man neigt sich heute zu der Ansicht, daß beide nicht einmal gleiche Wurzeln haben —, suchte den Epiker und fand nur einen Lyriker. Lassen wir diesen Anspruch fallen, so wird uns Lafontaine als ein echter Dichter erscheinen. Die ganze Anmut — ich sollte sagen grâce — der französischen Sprache entfaltet er; wie ein feiner Duft umzieht sie uns; ohne Erdenschwere schwebt seine Muse, ein Schmetterling, flatternd um Blumen.

Wer Lafontaine aber nachahmen wollte, mußte eine intensive Kenntnis des Französischen besitzen: Gellert besaß sie nicht[1]). Wer ihm nachdichten wollte, mußte ein so feines Werkzeug wie die französische Sprache meistern: die deutsche Sprache war ungelenk. Und noch heute, da wir doch manche vollendete Übersetzung haben, harren wir des Künstlers, der uns würdig Lafontaine eindeutschte: wir wollen ihn einen Meister nennen[2]).

Viele stilistische Eigentümlichkeiten Gellerts — z. B. Asyndeton, Wiederholung des persönlichen Pronomens, die knappen Zusammenfassungen („kurz"), Polysyndeton, Parenthesen, Fragen, Ausrufe, Anreden des Lesers —, bei denen Lafontaines Einfluß behauptet wurde, sind auf den deutschen, mit Recht heute vergessenen Fabeldichter Stoppe, den Gellert völlig verstand, zurückzuführen[3]). Es sind überhaupt nicht die stilistischen Mittel, die Gellert Lafontaine abschaut und abschauen kann, aber den Gesamtton, das Ideal anmutigen Plauderns, hat er bei ihm gefunden[4]). Mit dem wachsenden Verständnis für Dichtung wächst Gellerts Bewunderung für den Franzosen. Wir können das verfolgen. Sagte die Probeschrift: In ejus (Fontani) fabulis sola natura, in Mottii ars naturam imitans regnat, so heißt es später, da ihm die richtige Verbindung von Natur und Kunst

[1]) Gellert vermochte wohl gutes von schlechtem Französisch zu unterscheiden. Ein Gedicht der fremden Sprache voll zu würdigen, hat er aber auch später abgelehnt.

[2]) Einiges ist schon Ernst Dohm („Lafontaines Fabeln und Erzählungen", deutsch, 1876/77, illustriert von Doré) vortrefflich gelungen.

[3]) Siehe den Anhang bei Nedden, „Quellenstudien zu Gellerts Fabeln und Erzählungen". Leipziger Dissertation 1899.

[4]) So urteilt auch Erich Schmidt im „Anzeiger für deutsches Altertum".

als Ideal gilt: „Warum sind seine (des de la Motte) Fabeln so wenig anziehend? Warum ist er kein Lafontaine? Weil uns die Regel das Dialogische, das Anmutige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig und den andern nicht? Weil Lafontaine Natur und de la Motte nur Kunst ist."

Das war eine harte Absage des Gereiften an den Lehrer, dem er unzweifelhaft viel verdankte. Wie der Theoretiker de la Motte seine ersten Schritte bestimmte, so ist aber auch der Fabeldichter de la Motte von Einfluß auf ihn gewesen. Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" brachte als Anhang des 1. Bandes — zuerst hat Scherer in seiner Literaturgeschichte hierauf hingewiesen —, den französischen Text beigebend, eine schrecklich hölzerne Übersetzung von zehn Fabeln des Franzosen. Hier finden wir verschiedene Stileigentümlichkeiten Gellerts — z. B. die Parenthese im Eingang, eingeschobene allgemeine Betrachtungen, kurze Parenthese, Relativsatz im Eingang, eingeworfene Fragen[1]) — vorgebildet. Die knapp und glücklich gefaßte Schlußformel[2]), darauf möchte ich hinweisen, scheint Gellert sonderlich von ihm gelernt zu haben.

Mehr allgemeiner Natur scheint Hagedorns Einfluß gewesen zu sein. Seine Erfolge mochten den jungen Gellert, der ihm einen lobenden, doch nichtssagenden Brief[3]) schickte, besonders angespornt, die für den Deutschen damals seltene Artigkeit und echte Biederkeit angesprochen haben. Besondere stilistische Beeinflussung, so urteilt auch Erich Schmidt[4]), läßt sich nicht nachweisen. Geringerer Einwirkungen, wie sie neben anderen die Fabelsammlung des Rektors Rabener auf den Jungen ausgeübt haben mag, geschweige ich hier.

Wir sahen, welchen Wert Gellert in seiner Probeschrift auf die eigene Erfindung legte: er selbst hat seiner Fabelsammlung die Stellen vorgedruckt, die ihm Vorlage gewesen sind. Es blieb danach eine stattliche Reihe eigener Erfindung. Die spätere Forschung[5]) hat auch diese auf ältere Motive mit Wahrscheinlichkeit oder mit Sicherheit zurückgeführt, so daß die Zahl der Eigenerfindungen sehr gering ist. Es wäre töricht, ihn deshalb

[1]) Vgl. Handwerck, „Studien über Gellerts Fabelstil". Marburger Dissertation 1891, S. 17f.

[2]) Nous immolons tour à tour l'une à l'autre (les dieux d'Égypte. I, XIX), tout est Caméléon pour vous (Le Caméléon II, IX), le désirant ne vit que la tête et le corps; le jouissant ne vit que la queue et l'écaille (L'homme et la Sirène II, XVII) oder l'ennui naquit un jour de l'uniformité (Les amis trop d'accord IV, XV).

[3]) Vom 18. Februar 1744.

[4]) A. a. O., S. 55.

[5]) Siehe Reddens Zusammenfassung und Meinung.

zu schmälen und ihn, wie es Lessing geschah, als einen Meisterdieb — Lessing freilich wäre er auch in dieser Kunst bei weitem unterlegen — hinzustellen. Es genüge eine schnelle Übersicht der Gläubiger! Von den Alten finden wir Cicero, Plutarch; von den Neulateinern Abstemius — mehrmals —, die „Apophthegmata" von Zincgref und Weidner, aus der Reformationszeit die deutschen Gedichte von Hans Sachs(?), von Burkhard Waldis — mehrmals —, Kirchhofs „Wendunmut", aus späterer Zeit das „kurzweilige Lusthaus", dann Triller, Stoppe, Hagedorn; selbst Jöchers „gelehrtes Lexikon" muß beisteuern, ebenso die Zeitschrift der „Biedermann", die ganz unter der Einwirkung der englischen Wochenschriften steht, ein Ungenannter in Breitingers „kritischer Dichtkunst". Gibt von den Franzosen das „Heptameron der Margarete von Navarra" einen Fabelstoff her, so wird Lafontaine, de la Motte häufig besucht. Beisteuer finden wir noch von Saurin (Sermons), Elite de bons mots (Amsterdam 1731), Vanière (Opuscula), aus dem Dictionnaire de Bayle, den Gellert ja auf Gottscheds Anregung mit verdeutschen half. Besonders stark ist der Anteil, den die Engländer namentlich mit den moralischen Wochenschriften the Tatler und the Spectator bilden[1]).

Mochte Gellert namentlich in den Anfängen viel von anderen übernommen, viel an ihnen gelernt haben, das wichtigere bleibt doch, daß sich ihm bei der anhaltenden Beschäftigung mit heimischer und fremder Dichtung das eigene dichterische Gefühl stärkte. Wie oft wird ein Gedicht umgegossen, ehe es seinem verfeinerten Geschmack entspricht! Das lehren die Umarbeitungen, die er einem Teil seiner frühsten Fabeln aus den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" zuteil werden ließ. Eine Probe seiner Kritik gaben wir oben. Statt der Strophen führt er allmählich die fortlaufende Erzählung ein. Er verwirft den steifen Alexandriner. Seine meisten Gedichte sind in iambischen Systemen, wenige in Dimetern, nur ein kleiner Teil bleibt strophisch. Besonders glücklich erscheint er da, wo er vier-, fünf- und sechsfüßige Zeilen bunt durcheinandermischt, eine jede im Reime ausklingen lassend. Es entsteht so ein Mittelding zwischen Poesie und gereimter Prosa, das sich besonders für eine komische Erzählung eignet[2]). Wieland ist auch hier, wahrlich nicht zu seinem Schaden, in die Schule gegangen.

---

[1]) Siehe besonders Ellinger, „Gellerts Fabeln und Erzählungen". Wissenschaftliche Beilage der 6. städtischen Realschule zu Berlin, 1895.

[2]) Siehe Diestel, „Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel". Programm des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden, 1871, S. 59.

Glücklich weiß der Gereifte die Mittellinie zwischen poetisch überladenem und zu prosaischem Ausdruck einzuhalten. Er hat der Sprache Farbe und Ton abgewonnen; sie muß ihm dienen, ohne daß der Reim sich auflehnt, das Gespräch persönlich zu gestalten. Anders spricht ihm der Fürst, anders der Bauer. Die schwatzhafte Breite sucht er, nach unserm Gefühl öfter noch nicht genug, durch das Prägnante zu ersetzen. Er ist kein mürrischer Sittenrichter, er plaudert mit seinem Hörer so freundlich und anmutend, wie vordem selten ein Deutscher es vermocht hatte — in so „coulanten" Versen, wie Friedrich der Große es glücklich bezeichnete.

„Ihro Majestät, ich bin ein Original!" — Es war noch ein anderes, was Gellert Lafontaine gegenüber das Gefühl der Eigenart stärkte: das Bewußtsein moralischer Überlegenheit. „Gellerts Schriften waren so lange schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur", so berichtet uns Goethe. Unter diesen Schriften nehmen die „Fabeln und Erzählungen" mit die erste Stelle ein. Es war dem Predigersohne, dessen Ängstlichkeit eine andere Kanzel als die der Kirche suchte, eine ersehnte Lehre, die er bei de la Motte fand: Une suite de fictions, conçues et composées dans cette vue formerait un traité de morale. So etwas wie eine angewandte Moral schwebte dem gereiften Fabeldichter vor.

Wir lächeln freilich, wenn sich der Verfasser der Probeschrift in Zorn redet über Nikodemus Frischlin und Abstemius wegen ihrer Unsittlichkeit. War es doch nicht lange her, daß Freund Gärtner, der poetische Gewissensrat, ein neues Erzeugnis glattweg ablehnte wegen des Ärgernisses, das — wie er sich höflich ausdrückte — die Nachwelt daran nehmen würde. Und in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" finden sich in der Tat vorsichtig nur mit G. gezeichnete Stücke — wie jene Strohkranzrede auf ein adliges Fräulein —, die wir rundweg als frivol bezeichnen müssen. Ja, es gab eine Zeit, wo einige Gellert für den Verfasser des anonym erschienenen knotigen „Zeisignestes" — es gehört Rost zu — halten konnten! Günther, dessen Feuer doch selten rein brannte, hatte den Jüngling wie seine Mitstrebenden einst fortgerissen. Das „galante" Leipzig, der Lehrmeister Bayle, der doch merkwürdig frivol sein konnte, der Eindruck keck erzählter Zoten mußte erst überwunden werden. Der künstlerisch gereifte Gellert — der Gellert der zweiten Hälfte der vierziger Jahre des Jahrhunderts, dem noch nicht der Blick für weltliche Freude und Schönheit durch die andauernde Kränklichkeit getrübt ist, ist auch sittlich gefestigt. Fehlt es

nicht gänzlich an frivolen Anspielungen, so dürfen wir nicht vergessen, daß mürrischer Sittenrichterton um jeden Preis gemieden werden sollte, daß lockere Anspielungen, wie sie die zeitgenössische Anakreontik pflegte, zum poetischen Rüstzeug gehörten. Am sittlichen Kern konnte und kann nicht gezweifelt werden. „Dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen", — so hat Gellert selbst in einer Fabel einmal ihren Zweck ausgedrückt. Aber, wie wir es aus seiner Theorie kennen lernten, war er weit entfernt, nur den „Kindern" und dem „Pöbel" zu dichten; auch den Gebildeten suchte er als Zuhörer, und er fand ihn. Am höchsten schätzte er den Beifall einer gebildeten Frau. — Warum seine Gedanken keinen höheren Flug nahmen? — Er war der Meinung, daß die Wahrheit von einer gütigen Gottheit nicht tief vergraben wäre. Daß seine Satire zahm war: sie mußte es sein. Er empfand das wohl. Wie Freund Rabener, der auch nicht nutzlos zum Märtyrer werden wollte, beklagt er, es habe „die Satire auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Torheiten der Großen machen beredter als die Narrheiten der Niedrigen." Mit Neid sieht er wohl gelegentlich nach England hinüber, aber er lernt sich bescheiden.

So ist das Sichbescheiden eine Hauptlehre Gellerts. Die Bescheidenheit erhält einen Teil ihres alten Wortsinns wieder: sie ist ein Bescheidwissen um die Welt und um sich selbst; und wer recht Bescheid weiß, wird wiederum die rechte Bescheidenheit üben. — Das einzig wahre Gut ist ein gut Gewissen. Ruhm, Ansehen der Welt sind nur Scheingüter. Der schlichte „Reitknecht" steht in der Todesstunde — die Gellert ein für allemal den Ausschlag gibt — höher als der „gepriesene Held". Was hilft dem „Damokles" sein erhabener Platz mit seinen Wohlgenüssen: über ihm schwebt drohend das Schwert! In der Stunde der Not versagt das erstrebte Diadem „Monime" den letzten Dienst. Und auch der „junge Drescher" wünscht sich in seinen bescheidenen ersten Stand zurück, nachdem er mit der Würde die Bürde des Schulzen kennen gelernt hat. — Richtet euch nicht nach dem Urteil der Welt, sie urteilt nach dem bunten Schein, wie der Knabe, der den Zeisig der Nachtigall vorzieht. Es ist noch dieselbe „Frau Welt", die einst im Mittelalter Herr Wirnt von Gravenberg erschaut hatte: voll blendender Schöne von vorn, auf dem Rücken aber mit gräulichem Getier bedeckt. — Wo ist die wahre Frömmigkeit? Wer besitzt das beste Herz? Nicht der, der die frömmste Miene, das Gesicht

voll von Ernst und tiefer Weisheit hat, sondern ein schlichtes Mädchen aus dem Volk, so lehrt der „wunderbare Traum", ein schon im Meistersang viel beliebtes Motiv verwertend. Dem „Kranken" hilft nicht das Gebet bei früher Sonne auf des „Frommen" Grab, wohl aber das beim Hügel des namenlos Verscharrten. — Doch wer fügt sich in die gottgewollte Ordnung, tut schlicht seine Menschenpflicht! So zieht ein anderes Narrenschiff vorüber, beladen mit dem Geizigen, dem Wucherer, dem erpresserischen Advokaten, mit dem Scheinheiligen, Scheingelehrten, dem unter Schmeicheleien drohenden Schriftsteller, dem phantasielahmen, nie enden wollenden Dichter, den vornehmsten Platz dem Freigeist überlassend. Ihn trifft eine volle Ladung: in der Todesstunde muß die grobe, viel gescholtene Magd seinen zusammenbrechenden Stolz trösten. Ja „der fromme General" — man mag etwa an den alten Zieten denken, den Gellert später persönlich kennen lernte — belehrt seinen freidenkerischen König, daß die Frömmigkeit seinem Throne höchst nützlich sei. Hier darf der Sachse einmal, von seiner Regierung unbeargwöhnt, ein höheres Ziel wählen: Friedrich den Großen.

Dieser Lebensweisheit erscheint das menschliche Ringen um Erkenntnis wie eine Modelaune — die „Geschichte von dem Hute" muß es lehren. Wie schneidig hatte da sein Vorbild Jonathan Swift in der „Tale of a tub" die Konfessionen gegeißelt um der Religion willen! — Wir sind eben „Blinde und Lahme", die nur durch gegenseitige Hilfe sich forthelfen können. Wir wollen unnütz wie „Semnon" in die Zukunft sehen und werden in unserer täglichen Pflicht müde wie jener Jüngling, der die Stadt auf dem Berge nie erreichen wird. Bescheidet euch! Erhebt euch nicht durch Künste zu sehr über eure Mitmenschen, zum mindesten laßt es keinen wissen: Überlegenheit erträgt kein Wesen, der gute „Tanzbär" — Chodowiecki hat es gar possierlich dargestellt — lernt es mit bösem Lehrgeld! Stelle deine gute Sache auf dein Können allein, nicht wie der „Kandidat" obendrein auf eine gute Handsalbe: er kam an einen Redlichen und fiel ab. Willst du freilich nach der Welt sein, so übe deinen Witz; es hilft dort „ein bißchen Witz mehr als ein gutes Herz". Das Herz, der bereitwillige, ergebene Sinn entscheidet über des Menschen Wert, nicht hohe Geburt, nicht hoher Verstand. Wer so mißt, wird auch mit der sozialen Einrichtung nicht immer zufrieden sein. Die die Vornehmen sein sollten, sind es oft nicht. Gellert sieht sich den Kulturfragen seiner Zeit gegenüber, die er in der Weise löst, daß sie dem Bürger und dem Bauer das Selbstbewußtsein kräftigen. Wie schäbig

behandelt der Adlige oft den „Informator", den Erzieher seiner Kinder[1]). Wie er ihn behandeln sollte, lehrt der wohlhabende und wohlwollende Bauersmann. Doch nicht soll das Ständegefühl verwischt werden. Den dummdreisten, vorlauten Bauern ist es nur gut, wenn ihnen der einsichtigere „Amtmann" derb die Wahrheit sagt. Ein jeder tue seine Pflicht an seiner Stelle, da ihn die Vorsehung hingestellt, und frage sein Gewissen! Ganz im Sinne der englischen Wochenschriften, deren Gedankenvorrat sich mit dem der „Fabeln und Erzählungen" deckt, werden aber auch Zeitlaster getroffen. Der „Tartarenfürst" erfährt, daß die echte Frau sich nicht von einer Amme ihr Kind ernähren läßt. In der Fabel „Die Affen und die Bären" zieht der Dichter gegen die Verweichlichung der Kinder zu Felde. Wenn er gegen die Prozeßsucht der deutschen Bauern in meisterlicher Weise, nicht mehr wie sonst in direkter Ironie, sondern einfach nach dem Leben zeichnend losfährt, so wissen wir nur zu gut, daß er kein Zeitübel, sondern ein Erbübel unserer Nation, verschwistert mit dem edelsten Rechtgefühl, trifft. Wie treffliche Mitstreiter hat er da gehabt! Manch ausgezeichneter Meistersang wäre zu nennen; wir denken weiter an Kleists harten „Michael Kohlhaas", an Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" — denn „Recht muß doch Recht bleiben!"

Eine besondere Zielscheibe seines schalkhaften Spottes ist das weibliche Geschlecht. Das „junge Mädchen" kann nicht warten, bis es unter die Haube kommt. Und so manche, die sich sehr stolz gebärdet, hat ihre Ehre vertan. Ist sie Frau, so wird sie ihre angeborenen Künste weiter treiben; sie wird schwatzhaft, widersprecherisch, verleumderisch, putzsüchtig, scheinheilig, buhlerisch sein, kurz, ihrem Manne die Ehe zur Hölle machen. Warum war jene „glückliche Ehe" möglich? — Weil die guten

---

[1]) Wir erinnern auch an Rabener („Satiren", 4. Teil; 1766, S. 27), Schreiben eines Adligen an einen Professor um einen Informator: „. . . Sehen Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir einen hübschen Menschen vorschlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleider reinlich und sauber hält, Französisch und Italienisch sprechen kann, eine schöne Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, soviel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann, und, womöglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er gut beschlagen sein, vor allen Dingen aber in der Wappenkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen, desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bei mir auf meinem Gute zu bleiben und sich wenigstens auf sechs Jahre bei mir zu vermieten. Dafür soll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen und jährlich 50 Gulden bekommen. Zum Heiligen Christ und zur Messe gebe ich nichts, dergleichen Betteleien kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um, so kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern . . ." Heinemann, in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts, zeigt, daß das im wesentlichen nach der Wirklichkeit gezeichnet ist.

Eheleute acht Tage nach der Hochzeit starben. Verliert die Frau den Mann, sie wird ja mannstoll bleiben. Drum gibt der Greis dem jungen Mann, der heiraten und auch glücklich werden möchte, den „guten Rat“: „Da müßt ihr keine nehmen!“ Gellert hat im Alter beklagt, er habe zuviel wider das Frauenzimmer geschrieben; es sei in seinen „Fabeln“ geschehen, und das — hier bricht der Schalk des alten Junggesellen wieder durch — seien eben Fabeln, will sagen, Fabeleien gewesen. War es auch eine Fabel, daß Gellert die andächtigsten Zuhörer bei den Frauen fand? — Doch neben der „zärtlichen Frau“ steht der „zärtliche Mann“. Er wird sich in seinem Leichtsinn über den Verlust seiner Frau schnell trösten! Und in einer Fabel erhalten beide Teile das Gebührende. Die treueste Hingebung Yarikos belohnt Inkle mit schändlicher Treulosigkeit. Ja „Lisette“ glaubt an die Treue ihres Mannes nur, weil sie, blind durch Blattern, seine Buhlerei nicht sehen kann. Zu Worte kommt aber auch die echte Frau („Kalliste“) und echte Gattenliebe („Das neue Ehepaar“), über Gellerts Ideal keinen Zweifel lassend.

Es sind einfache Tugenden, einfache Laster, die mehr schalkhaft als Schwächen meist in direkter Ironie behandelt werden. Nicht immer hilft das schroffe Sittengebot; das Verhalten muß pädagogisch dem Fall angepaßt werden. Lügt der dumme Bauernknabe, er habe draußen bei Haag einen Hund gesehen größer als ein Pferd, so erfindet der Vater die Lügenbrücke und erzieht ihn so:

„Du mußt es nicht gleich übelnehmen
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt!
Lüg auch und mehr als er und such' ihn zu beschämen,
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient!“

Gerade die komplizierteren Gedichte verraten unangenehm die Absicht des Moralkollegs. „Herodes und Herodias“ müssen beweisen, „wie alle Laster sich von einem Laster nähren“. „Die beiden Schwarzen“ lehren:

„Von mancher Tat, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß weil er ungebildet blieb.“

So sind es gerade die einfachsten Gedichte, denen wir den Preis zuerkennen: dem „Greis“ mit seinem famosen Schluß:

„Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.“

oder dem „Selbstmord", dessen komischer packender Schluß ja auch Allgemeingut geworden ist. Als drittes würde ich jenes ausgezeichnete Kulturbildchen „Die Bauern und der Amtmann" nennen.

Wir sehen, wie Gellert, der Mann, in seinen „Fabeln und Erzählungen" seine Anschauung der Welt, seine Ideale, die doch — mochte sie die strebende Mitwelt auch als die ihrigen empfinden — seine Eigenart ausmachten, niederlegte. Der Fabeldichter hatte ein Recht zu sagen: „Ihro Majestät, ich bin ein Original."

Noch einmal — nach einer langen Pause — hat Gellert einen vollen Erfolg mit seinen „geistlichen Oden und Liedern" gefunden. Sie erschienen zuerst 1757, drei Jahre nach den „Lehrgedichten und Erzählungen", die als „moralische Gedichte" in die Gesamtausgabe seiner Werke übergingen.

„Gellert hat selbst mit dem meisten Vergnügen von seinen geistlichen Liedern gesprochen, und sie sind auch wirklich unvergeßliche Denkmale seiner Tugend und seines geläuterten Christentums, und die wärmere Andacht der künftigen Christen mag es entscheiden, ob sie nach dem Vorwurfe unserer Kritik zu moralisch seien und oft den Liederton verfehlen", so urteilten die Verfasser der „Schwäbischen Beiträge"[1]. Doch hören wir — Vilmars[2]) vom Parteistandpunkte geschriebenen Verdammungsurteile billig übergehend — einen gewiß wohlwollenden Richter späterer Tage, den Theologieprofessor Hagenbach[3]): „Ist es doch recht schwer, und kann es doch recht undankbar (in einem andern Sinne des Wortes) erscheinen, über den Dichter, mit dem man aufgewachsen ist, aus dessen Munde man die ersten Verse im Leben vernommen, an dem man selbst sein bißchen Poesie gelernt hat, am Tage seiner festlichen Verherrlichung schonungslos zu Gerichte zu sitzen und auch da, wo man gegen ungerechte Anklagen ihn in Schutz nimmt, doch teilweise auch wieder den Klägern recht zu geben, ja sogar ihr Recht zu vertreten einer blinden Bewunderung des Gefeierten gegenüber."

Wohl nirgends tritt uns so grell Gellerts Natur entgegen wie bei dieser geistlichen Lyrik: seine Fähigkeit, verschiedengeartete Eindrücke aufzunehmen, seine Unfähigkeit, sie zur Einheit zu verarbeiten. Ein getreues Spiegelbild der gesamten Theologie seiner Zeit: nichts leichter für einen Mißwollenden, Gellert als einen Häretiker zu stempeln, doch nicht beschwerlich dem

---

[1]) 1769, S. 3.
[2]) In seiner Literaturgeschichte, 12. Aufl., S. 389 f.
[3]) Gellertbuch, hrsg. v. Ferd. Naumann. 2. Aufl., Dresden [1865], S. 38 f.

Wohlgesinnten, ihn auf Grund der gleichen Liedersammlung zum echten Lutheraner zu machen. Durfte doch ein böhmischer katholischer Geistlicher, der diese Lieder gelesen hatte, allen Ernstes Gellert im Briefe bitten, er möchte zur katholischen Konfession übertreten. Der bestürzte Gellert[1]) wies ihn fest ab, er könne beweisen, daß er in seinen religiösen Gedichten nichts vorgebracht habe, was nicht mit der lutherischen Konfession übereinstimme: „Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam mich zu einem seligen Tode vorbereite, und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der Heiligen Schrift."

Vernunftglaube, durch französische und englische Einflüsse in Deutschland damals zur Blüte gebracht, und Offenbarungsglaube, von einer erstarrten Orthodoxie zäh verteidigt, ziehen hier als zwei Ströme, ohne daß Kanäle sie verbänden, nebeneinander her. Die für die Festzeiten bestimmten Lieder entsprechen durchaus den dogmatischen Anschauungen. Wir finden dort die überlieferte Auffassung von Christi Geburt, Tod, Auferstehung, Erhöhung zur Herrschaft über die Welt. Christi Tod bringt ihm die Erlösung der Welt:

„Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott, nicht mein Erlöser ist,
So werd' ich angstvoll zagen."

Daneben aber stehen religiöse Gedichte, die eine förmliche Dogmenflucht anzeigen[2]). Im moralischen Gedicht „Der Christ" wird das Christentum nur als eine fortgesetzte Ausübung vernunftgemäßiger, tugendhafter Handlungen beschrieben; eine ganz unwesentliche Stelle ausgenommen, kommt in dem langen Gedicht Christi Name überhaupt nicht vor.

Sehen wir von dem Pietismus ab, der dauernd seinen Einfluß geltend macht, namentlich in der Freude über das Seelenretten, in der Bereitwilligkeit, anderen Beicht- und Gewissensvater zu sein, so scheint sich mit den Jahren der Vernunftglaube zugunsten eines Bibelglaubens im Sinne Luthers abzuschwächen. Diese so heterogenen Elemente fanden aber doch in dem „praktischen Christentum" Gellerts eine Vereinigung. Religion war ihm nicht ein Gedankensystem, sondern eine Lebensquelle zur

---

1) Schreiben vom 21. Juli 1763.

2) Frenzel über „Gellerts religiöses Wirken", Leipzig, Dissertation 1894. Albr. Rietschl, „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung". 3. Aufl., 1888, III, 177 f.

Tat. Deutschland wußte, daß sein Dichter mit bewunderns-würdiger Selbstverleugnung seinem Mitmenschen half, und dieses Bewußtsein sicherte den „religiösen Gedichten“, deren Widersprüche man zumeist nicht empfand, den starken Erfolg. Der Brief Rabeners[1]), der dem Freunde nicht zu schmeicheln pflegte, mag für den unmittelbaren Eindruck zeugen: „. . . . Bisher habe ich Sie als meinen besten Freund aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war; aber sie ist in der Tat noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen. Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange . . . Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits auf einer so vorteilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurteile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas Lehrreiches, Tugendhaftes und Vollkommenes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vorteilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden . . .“

Rabener hat nicht geirrt; bei dem Ansturm der Freigeisterei ist der weithin angesehene Gellert ein Bollwerk des Glaubens geworden.

Das Dichten moralischer und geistlicher Lieder war dem Kränklichen die freudigste Pflichterfüllung. Dieser Arbeit — es war ihm Arbeit, Mühe — widmete er seine klarsten Stunden, wie das Tagebuch berichtet. Über die Entstehung des „Christen“ erzählt er einem Berliner Freunde, Hofrat Borchward[2]): „Ich habe neun Tage, ohne Aufhören, daran gearbeitet, alle Qual der Hypochondrie verleugnet und, wie Gott weiß, oft gebetet, daß ich's aus der Fülle eines redlichen und absichtslosen Herzens machen möchte. Und eben dieses Gedicht hat mich bestimmt, die übrigen auszusuchen und herauszugeben; denn diese lagen schon alle etliche Jahre, manche drei, manche zwei Jahre. Ja, ich war fest entschlossen, sie nie drucken zu lassen, so sehr fehlte mir der Mut und die Lust, ein Autor zu werden.“ Er arbeitete mit aller Sorgfalt und Peinlichkeit, die Gedichte den Freunden vorlegend, namentlich auf Cramer in Kopenhagen hörend, dessen

[1]) Abgedruckt bei Cramer im „Leben Gellerts“, S. 74.
[2]) Siehe auch den Brief an Fräulein Lucius vom 11. Januar 1764.

eigene geistliche Lyrik sowohl dem Gehalt als dem Tone nach einige Ähnlichkeit mit der Gellerts hat. Auch bei dem „Versuch in geistlichen Liedern", den Gärtner 1767 von dem verstorbenen Giseke herausgab, hören wir die gleiche nüchterne Frömmigkeit. Das leidenschaftliche Gefühl kommt erst wieder bei Klopstock zu Wort. „Wenn die Sitten seiner werden, so bekommen wir an einer nachlässigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieser Ekel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion", heißt es in der Vorrede der „Geistlichen Oden und Lieder" Gellerts. Auch Luther mit seiner derben Bauernkraft und seiner Gewissensnot war diesem Geschlecht zu ungeschlacht, wenn Gellert freilich von höchstem Respekt vor seiner Erscheinung erfüllt war und von einer alten, etwas harten Kirchenstrophe bekannte: „sie ist mehr wert als ganze Bände neuer Lieder, die kein anders Verdienst haben, als daß sie rein sind". Aber die Kraft, der Zeit sich in ihrer Gesamtströmung zu widersetzen, auf Luther zurückzugehen, hatte er nicht, er dichtete mit der Zeit und für die Zeit[1]). Er wußte wohl, daß nicht alle seine geistlichen Lieder sangbar seien. So paßte sich dem seine Theorie an und unterschied eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Und nur diesen sei der Gesang vorzüglich eigen[2]). Doch nicht vergessen wollen wir, daß ein Beethoven seinen schönsten Kirchengesängen Melodien schenkte, die wir, da sie selten wurden, dieser Ausgabe (Teil I, S. 337 ff.) beifügen. Es traf ihn noch der Kummer, daß seine Lieder von dem Oberkonsistorialrat Diterich in Berlin „gebessert" wurden[3]); die böseren Änderungen der folgenden Zeit[4]) hat er nicht mehr gesehen. Noch heute erbaut sich unsere evangelische Gemeinde an seinen Gesängen, die sie, nur selten gekürzt und sparsamst geändert, in alter Form im Gesangbuch findet.

---

[1]) Was Luthers Lieder betrifft, so gingen die Meinungen unserer Besten noch lange auseinander. So berichtet Goethe in seinem „Winckelmann" (Sophien-Ausgabe, 46. Bd., S. 56), daß der große Archäologe gegen die Poesie eher eine Abneigung gehabt habe, und fügt hinzu: „Wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget."

[2]) Johann Adam Hiller komponierte sie unter andern.

[3]) Siehe „Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter" von G. L. Richter. Leipzig, 1804.

[4]) Siehe Leopolds „Magazin für geistliche Dichtkunst". H. Stolberg 1798. — Im Arnstädtischen Gesangbuch 1811 sind z. B. arg verändert 13 seiner Kirchenlieder; das „Evangelische Gesangbuch der Provinz Brandenburg" (Berlin 1886), das pietätvoll sein Wort behandelt, bringt noch 23.

Fabeln und Erzählungen.

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabel gewandt haben, sind, meiner Meinung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unsrer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm sein, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der Äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bei allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beifall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bei diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bei ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgingen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ursache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum besten zu urteilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bei einer Sache, die niemand leugnet, mehr tut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas Vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Ebender Äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland itzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzet, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden und

zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doktor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuskripte geliefert und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten einundfünfzig Stücke herausgegeben[1]). Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angibt[2]), sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossä gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmut, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Lafontaine geschicket als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die Äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermutlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist, der also weder an einheimischen Exempeln noch an den Regeln einen Beistand gefunden hat und doch mitten in der Finsternis so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden sein, wenn er die Hilfe der neueren Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt wie dieser hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmütig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irremachen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren antut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen

---

[1]) Ebendiese Fabeln hat man in einem papiernen Manuskripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. Siehe die Sammlung geistvoller Schriften. VII. St. 48. S.

[2]) Siehe *Scherzii* Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen primum.

Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet: dem wird unser Fabeldichter bei aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Silbenmaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heute zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu sein scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben sein kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmut im Lesen empfinden und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen.

Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urteilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus sein. Ich will mir die Freiheit nehmen und Kommata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne*).

Eis tages ein löwe sich ergieng
in einen walt, dâ er gevieng
ein mûs, die er tôt wolte hân.
si sprach: »hêr löwe, lânt mich gân!
Waz êren mag ein küng bejagen
üb von im wirt ein knecht erslagen,
des er gewalt hât wenn er wil?
ist im daz êr, der ist nicht vil.
Waz grôzer signüft mag daz sîn
üb ein löwe ein miuselîn
ertoedet? der hât êren mê,

*) Wir folgen Pfeiffers Ausgabe des „Edelsteins" von Ulrich Boner, der ein orthographisch besserer Text zugrunde liegt, in der Verswahl Gellerts.
Anm. des Herausgebers.

der schaden mag und nicht tuot wê
lâzent ir mich, hêr, genesen,
ich mag iu vil wol nütze wesen,
und mag iu keinen schaden tuon,
noch minre denn eim arn ein huon«
der löwe liez sîn zürnen sîn,
und liez gân vrî daz miuselîn.
des wart ez innenklîchen vrô:
»ich wils iu danken« sprach ez dô. —
nu wart ez nicht vil lang gespart,
wan daz der löwe gevangen wart
in einem netze, daz was stark.
er haete geben tûseng mark,
daz er dar ûz waer gewesen:
er wânde sicher nicht genesen.
do er alsus gevangen lag,
dô kam diu mûs, ê daz der tag
ûf gieng, zuo dem löwen hin.
si sprach: »got grüez iuch, hêrre mîn!
waz klagent ir? waz ist iuwer nôt?«
»ich bin gevangen ûf den tôt«
sprach der löwe zuo der mûs.
si sprach: hêr, ir koment wol ûz:
ich hilf iu umb iuwer leben,
wand ir mir daz mîn hânt geben.«
waz sol ich iu nu mê sagen?
diu mûs geriet daz netze gnagen
und mit den zenen bîzen.
daz netze geriet sich rîzen
enzwei; dô wart ein grôzez loch.
vil bald der löwe dannan vlôch.
der miuse danken er began.
si sprach: »hêr, ich hânz gern getân.«

Gedenk, wie der gewaltig sî
dem miltekeit nicht wonet bî.
gewalt erbermde haben sol;
gewalt sol tugenden wesen vol.
der grôz dem minren sol vertragen;
nütz mag er sîn der nicht mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat nach meiner Empfindung etwas sehr Angenehmes bei sich. Man sieht nichts Gekünsteltes und auch nicht Frostiges. Er

ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel Müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig und schicket sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie Besseres hätte sagen sollen. „Herr Löwe, laßt mich gehn! Was mag wohl ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erschlägt? Daß er Gewalt hat, wenn er will, ist ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine große Kühnheit sein, wenn ein Löwe eine Maus erschlägt? Der hat mehr Ehre, der schaden kann, und es doch nicht tut.“

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bei dem lateinischen Anonymus in ebendieser Fabel anstellet, und welche sich vermutlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor getan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
  Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, si vincere vinci est,
  Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
  Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
  Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen und doch nachdrücklich reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzet ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Koburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt sich im Schatten in das Grün.
Indem er schläft, so kommt ein Hauffen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon;
Sie sprach: Was solch ein großer König,
Der wider sie zürn, hab davon.
Sein Grimm sollt, den er nur mögt sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerriese,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Mauß hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man ungeachtet der rauhen Sprache doch einen Dichter reden, hier aber ungeachtet des Silbenmaßes nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse sein!

Einen vuchs hungren began
under einen hôhen boum er kan,
ûf den ein rappe kam gevlogen
mit einem kaes, den er gezogen
ûz einem spîcher hâte dô:
des wart der vuchs unmâzen vro.
do in der vuchs êrst an sach,
mit glatten worten er dô sprach:
»got grüez iuch, lieber hêrre mîn!
iuwer diener wil ich sîn,
und iemer wesen iuwer knecht;
daz dunkt mich billîch unde recht:
ir sînt sô edel und sô rîch,
kein vogel mag iu sîn gelîch
in allen künigrîchen.
ich waene, iu müeze entwîchen
der sperwer und das välkelîn,
der habk und ouch des pfâwen schîn.
süeze ist iuwer kelen schal:
iuwer stimme hoert man über al
in dem walde erklingen,
wenn ir gerâtent singen:
des hab ich wol genomen war.«
der rappe sprach: »du sagest wâr.«
»nu singent, lieber hêrre mîn.«
dô sprach der rappe: »das sol sîn!«
er liez sîn stimme ûz unde sang
daz ez durch den walt erklang;
in dem gesange enpfiel im dô
der kaes; des wart der vuchs vil vrô.
des muost der rappe schame enpfân
dar zuo muost er den schaden hân.

Die Schmeicheleien, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß' Euch, mein lieber Herr, Euer Diener will ich sein und immer Euer Knecht bleiben!" Was fehlt diesem Komplimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seid edel und liederreich. Kein Vogel mag Euch in allen Königreichen gleich sein. Nach meinen Gedanken muß Euch der Sperber und der Falke weichen, die Schönheit des Habichts und des Pfauen. Süß ist Eurer Kehlen Schall, Eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen." Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man

stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast ebendas gesagt haben würde, was Lafontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir, si votre ramage
Se rapporte à votre plumage,
Vous êtes le Phœnix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren ebenso artig und munter geklungen haben, als des Lafontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Wert dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich ebendie Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne Feder-Weden!
Wie herrlich steht dir doch der Leibes-Zierath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliehrt er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin.
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in,
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen.
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bei ihm nicht lauter Äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser

der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sei die Fabel von dem Wolfe und der Geiß.

Ein geiz wolt ûf ir weide gân;
dô liez si in dem stalle stân
ein junge geiz, ir töchterlîn.
zuozir sprach si: »lâ nieman în!
du solt die tür beslozzen lân;
har ûz soltu bî niute gân.
belîb da inne, dast dir guot,
sô bist du vor dem wolf behuot.«
dô diu geiz în beslozzen wart,
vil schier ein wolf kam ûf die vart.
er gieng zem stalle trügenlîch,
und gebârte gelîch
der alten geîze in valschekeit
an stimme, an wandel, unde seit
der jungen geize: »lâ mich în,
mîn trût liebez töchterlîn!«
si sprach: »wer bist du? stant dâ vor!
ich tuon nicht ûf des stalles tor.
mîn muoter hât verbotten mir,
daz ich nicht ûz hin kome ze dir.
ich kenn dich wol, dîn stimme ist välsch,
dich hilfet weder tiutsch noch wälsch.
du kunst har în nicht, samer got!
ich wil behalten daz gebot
daz mir verbôt mîn müeterlîn
daz ich nieman lieze har în.
du bist ein wolf, daz sich ich wol,
wan du bist aller schalkheit vol.
Ach hêrre got, wie vil der ist
ûf erde, die denselben list
erzöigent; die hongsüeziu wort
hânt, und meintât unde mort
in ir herzen sint begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das 14. Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen

Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da sollen teutsche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutscher Sprache waren deuwer.

In diesem Buche sind verschiedene, teils Äsopische, teils andere Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverlässigkeit urteilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Main in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des 16. Jahrhunderts verbessert oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, „Von der deutschen Sprache und Poesie", auf der 352. Seite nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese sein, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er saget:

Und wiset, daß ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleit, daß mir die Teutschen Reimen
. . . .
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nötig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bei seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdient er doch wegen der edlen Freiheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig,

daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beispiele des beherzten Freidanks, welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satire hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Torheiten der Großen machen beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freiheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satiren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freilich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann,
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen follen schwang
Mit jammer es umbgieng und sang
Als ihm des wassers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein krefftig Wasser floß,
Das trieb zwey räder fölligliche
Sie schnapten mit eynander gliche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde sey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht,
Uns wird so mancher Sack herbracht.

Diese mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. rc.

In dem 16. Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Main 1548 in 8° im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner in der

deutschen Poeterei der mittlern Zeit mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freilich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels geraten und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem 16. Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brandts und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen kritischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zuviel tut, wenn man ihn etwan mit Hans Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weiß die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gutzumachen. Und er ist mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer besseren Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferdt gebunden stund
Und het einen schönen Zaum im Mund,
Der war mit gülden Buckeln beschlagen.
Auff seinem Rücken thet es tragen
Einen blancken Sattel schön gezierd,
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert.
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lief hinweg mit großem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum,
Sah zorniglich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Das du nicht weichst eim solchen Pferdt?
Geh weg, gieb raum, oder wil dich schlagen
Das dich jr sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren,
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferdt lieff was es leibes mocht
Zu letst sichs on gefehr verrücht

Der wardt sein Herr von stundt gewar
Nam jm die schöne Rüstung gar
Verkaufft's dem Fuhrmann in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel, lieff baldt zu,
Sprach, grüß dich freundt, wie siehest nu?
Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So, lieber Freundt, so gehts auf Erden,
So muß hoffart gestraffet werden.

Von einer Frauwen,
die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
  Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch einen jungen Mann.
  Den kam ein elend Kranckheit an,
Das er sich legen must zu Bett.
  Die Kranckheit jn fast engsten thet,
Das er auch mit dem todte facht,
  Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
  Da sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
  Bitt, wöllest nit so trawrig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben,
  Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weis auch das derselb für allen
  Dir baß denn dieser sollt gefallen,
Vnd dich wol bald also gewehnen,
  Das dich nicht darffst nach diesem sehnen,
Darob erzörnt die junge Frauw
  Vnd sprach zum Vatter, auf mein trauw,
Ihr seht ich bin betrübtes herzen
  Dennoch vermehrt jr mir den schmerzen.
Das jr mir sagt vom andern Man.
  Das wort ich zwar nicht hören kan,
Das aus meines krancken Mannes liebe
  Ich mich gar herzlich sehr betrübe.
Bald thet derselbig Man verscheiden
  Darob der Frauwen herzlich leiden

Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Mann beklagt,
Daneben auch jrn Vater fragt
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen:
Wie ists umb den jungen Gesellen,
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Ihr seht wo mich der Schuh ietzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erquickt.
Hie mag man sehen wie die Frauwen
Ihr Männer meynen mit all trauwen,
Bey dem sie zwenzig Jar gesessen,
Könntens in einer stund vergessen.
Doch wissens viel davon zu waschen,
Ist gleich als wenn einer kaufft ein Taschen,
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd jm ohn all gefahr entfalt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein new,
So ists auch um der Frauwen rew.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reineke Fuchs des Herrn von Alkmars, Georg Rollenhagens Froschmäusler und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drei nicht sowohl unter die Äsopischen Fabeln als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören, in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Wert haben. Der Übersetzer des Mückenkriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen oder halb lateinischen und halb welschen Versen aufgesetzt, wie die deutsche Vorrede saget:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschrieben worn,
Der sich g'nannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darinn er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Verß bey vns mag seyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schavvere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieses Heldengedichts kennen

lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil' auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

. . Ich schwer bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alßbald ohn lenger ziel
Der Mücken Tod jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tausend man
Allhier bringen auf diesen Plan,
Der allerbesten Bremen mein,
So sie in meinem Lande seyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen so wohl gerüsten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es gibt noch drei andere alte Fabelbücher, die „losen Füchse dieser Welt“, den „Eselkönig“, und den „Gänsekönig“, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den Äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die „losen Füchse dieser Welt“ sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beischrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes sein soll. Es mag nun Sebastian Brandt, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen sein: so bringt es ihm nach meiner Meinung nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Überlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabantischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter als der Reineke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben als die lübeckische von 1498 in 8⁰. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doktor Luther, wie einige geglaubt, dieses Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doktor Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die Äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich 16 Stücke übersetzet und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der Äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Übersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Teile seiner deut-

schen Werke und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in 8⁰ herausgegeben hat. In ebendieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doktor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken.

„Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich bewachte, gehet zu Abend ein. Den pelffern die Polsterhündlein auf der gassen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. Wie er fürn Kuttelhoff kompt, fragt ihn ein fleischershund, wie er dis gepelffer leiden könne, und warum er nicht einen beim kamm neme. Nein, saget der Hirtenhund, es zwacket und beisset mich keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben. — Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortet nicht alles, und lies St. Petrus' und Rolands Schwert in der scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg viel sachen."

Ebendieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wiesentale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmutiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch, gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gesetzt daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da sey, sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich solte wol ein Schlang in meinen Busen aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bei jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und grosse verheissung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey setzen, die vns begegnen, was die in dieser sachen sprechen, das soll vns beyden wohl vnd wehe thun. Bald kompt ein

altes pferd, dem legen sie die Sach für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Fuchs und Hasen fangen helffen, ietzt hat er seinem Weidman befohlen, er soll mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheist jm all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchsen abred wider eine grosse wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er sol jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will sein Wort nachkommen, lest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die größte wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, die welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endlich alles bezahlet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres undanckes und vntrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Übersetzer, sondern als Erfinder das Reich. der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Ratsherr zu Nürnberg und Mitglied der hochlöblichen „Fruchtbringenden Gesellschaft“, der bis in die Mitte des

17. Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer seinen Frauenzimmer-Gesprächspielen und verschiedenen andern Schriften geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel „Nathan und Jotham“, 1650 zu Nürnberg in 8° herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertiget“, bestehen in 150 geistlichen und ebensoviel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisieren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ geführet hat. Er hieß „der Spielende“; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zuviel tun, wenn man glauben wollte, daß unter 300 Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt „Die Armuth“. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so Sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Lufft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten und aus dem Beutel geblasen, viele sind von einer Statt in die andere geflohen, viele sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider diesen gifftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gifft von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruff geantwortet:

ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney

nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkranckt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf Einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stoltz, ein Mißgeburt mit zween Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basilißken Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stoltz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rektor der Fürstenschule zu Meißen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel „Nützliche Lehrgedichte“ 1691 zu Dresden in 8⁰ herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freilich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu sein, indessen ist es ihm weit besser geglückt als jenem. Seine 100 Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegorisieren mußte, wenn man witzig sein wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel Mythologia Christiana 1619 herausgekommen und nichts weniger als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner

Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, stiften bei der Jugend und bei tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Miene seicht und mit einem systematischen Geschreie trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen ist: so will ich ein paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einsmahls in heissen Sommertagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagte sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfieng. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon ertrinkenden bei den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs trockene. An statt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansuetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug sein. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst getan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet oder recht kunstmäßig heruntergemachet hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen sein, wenn ich einige poetische Überbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben und sie mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wiederhergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte und in versibus quadratis geschrieben war. Doch anstatt daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bei der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Prahlerei zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen sein, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen „Fabeln", Herr Breitinger in seiner „Kritischen Dichtkunst", Herr Bodmer in der „Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln" und andere gelehrte Männer mehr bei uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung sein, die ich für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate 1746.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall,
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: Du singst viel reizender als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur:
Solange sie gebeut, so lange sing' ich nur;
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, solang ihr singen wollt.

Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt, solang ihr feurig seid,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier", spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin.
„Der", spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.

Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug:
Warum? seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, getan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?
Man zwang den Petz, davonzulaufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend sehn zu lassen.

Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn:
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!"

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmält.
„Ich", spricht er, „sehe wohl, was fehlt."
Er setzt darauf mit weisem Mute
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O!" rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!"

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt' ihn schwarz, damit er was erfände.

„Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein,
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen:
„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm,“ schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verliehn;
Nichts sind die andern gegen ihn!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der Hut, blieb alt.

Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr' die Welt gesehn;
Und wird mir itzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh'!
Ich singe nicht von Heldentaten;
Der Greis sei meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt:
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt',
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.

Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt's sich selber wohl.

Es kam mit prächtigen Gebärden
Zurück in den verlaßnen Stand
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neuerhaltnes Glück bekannt.
„Ach!" sprach es zu dem nächsten Gaule,
„Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein roter Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan."

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: „Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich aufzuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht."

Was wünscht man sich bei jungen Tagen!
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien getan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu sein und um den Tod zu flehen —

Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu sein.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
„O Chloris! laß dich's nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!"

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft' ihn auf die braunen Wangen
Und streichelt' ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, tut, was sie sonst getan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat, als Chloris schon, oft über nichts gelacht.

Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu gebärden.
„Ach Götter!“ ruft ihr Freund betrübt,
„Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden!“
„Umsonst“, spricht Venus, „ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wiedergeben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.“

O, wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die ebenso wie Chloris handeln!
Man sagt, daß sie es willens ist.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, tu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
Tat alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
„Ihr müßt Euch“, zischt sie ihm ins Ohr,
„Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen
Und Euch mit dem gefallnen Tau
Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!“

Der Kranke tat, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was tut man nicht, ein Übel los zu sein?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit;
Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halbgelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Kur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses fromme Grab.
„Ach!" rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.
„Ach!" hub er endlich seufzend an,
„Verzeih' mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht." —
„Nein!" sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht."

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: „O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?" —
„Die Wahrheit", rief sie, „breit' ich aus.
Was keines weiß herauszubringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus."

„Dürft' ich", versetzt der Fuchs, „mit Bitten dich beschweren:
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zü hören."

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor-, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
„Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden's finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, solang er stillesteht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
Sooft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz!
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
Sooft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen!"

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Tieren
Auch große Geister gibt, die alles demonstrieren!

Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
„Je minder Sie verstehn," sprach dieses schlaue Vieh,
„Um desto mehr beweisen Sie."

Das Land der Hinkenden.

Vorzeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Übelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!"

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr", rief er, „hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!"
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen
Und, daß wir töricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß weil er klüger ist als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern preiszugeben;

Die Liebe zum Gewinst, der deutliche Begriff
Von Vorteil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christentum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
Fiel auf die Briten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen atemlos, wirft mit verwirrtem Sinn
Der Brite sich zuletzt bei einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie tun? bestürzt zurückefliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmut seiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmut ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
Verrät sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswert gebaut.
Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's vertraut,
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrein.
Durch Lächeln rät sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an und spielt' an seinen Haaren
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

Sooft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh
Und zeigt durch Zärtlichkeit mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus,

Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein;
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
„Dort", spricht er, „kleid' ich dich und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden."

Vor Freuden weint dies Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurückzukommen,
Die fürchterliche See mit Müh' und Angst durchschwommen? —
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.

Bewegt ihn dies? Ach ja! sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! „Hier," spricht der Brite froh,
„Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!"

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Weltteil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu'
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich und bei der Glieder Reiz
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen.

Der Kuckuck.

Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?" —
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort." —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was (rief er) spricht man denn von mir?" —
„Das," sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir." —
„So will ich", fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen!"

Das Gespenst.

Ein Hauswirt, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.

Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirt, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirt, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirt, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern;
Denn, eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirt, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirt bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirt allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
„Johann!" fing drauf der Wirt gewaltig an zu schrein,
„Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken."
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Tränen zwingt,
Was für bejammernswerte Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab —

Den zwang die Macht der schönen Triebe
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
„Ja," schreit er, „ja, ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn."

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — o, was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat:
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon getan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? ist's nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur und hungre wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken
Und itzt an einen Armen denken?

Sie singt und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt und schmält auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Türe?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot . . .
„Geht, quält mich nicht mit Eurer Not,
Wenn ich die Hand zum Munde führe.
Nicht wahr, Ihr singt und betet nicht?
Seid fromm und denkt an Eure Pflicht:
Der Herr vergißt die Seinen nicht.
Wenn seht Ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muß zu Gott auch brünstig schrein und flehn!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß:
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemütern!
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das in der Not bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe zuzuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiß sich auch die Toten zu verbinden.

Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Kruzifix! von wem wird dieses sein?
Beate schickt's und will's dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar
Und wird sie künftigs Neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum dritten Male doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht tun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer war's, der jetzt in die Kollekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate war's, sie leiht dem Herrn,
Und was sie gibt, das gibt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?

Beate, laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen,
Du woll'st die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Not und Unglück dräut;
Als hättest du nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir", spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;

Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein!"

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich, bekümmert sein.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vorteil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein;
Wir dürfen nur gesellig sein.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips' Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte:
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rat.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.

Selbst des Nachbar Gastwirts Müh',
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doktor, ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten
Phylax zu besuchen rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
„O!" erseufzt er, „bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?"

„Ach!" rief Phylax, „Pantelon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davongekommen.
Sterb' ich Ärmster so geschwind,
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich und bist du treu,
O! so hole sie herbei;
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartentore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab' ich nur noch gestern morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon!"

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch bei schwachem Mute
Noch den Dunst von seinem Gute.

Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „Laß mir alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht!

Sollt' ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — —" Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur!
Du siehst, man will dich übertäuben:
Doch gib nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben!

„Was sprecht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen!" —

„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,

Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit . . ."

„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich, ich will's Euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch tun!"
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen!

Ich sag' es noch einmal: Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!" fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der — denkt nur! — spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein!
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget!
Herr," fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden." —
„Kein Mensch", versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich,
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug! verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies tut kein ehrlicher Jurist;

Doch dieses könnt' Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist!
Ich will Euch Eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren!"
Glimpf reitet fort. „Herr!" ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich Euch versprach."

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
Doch —"

„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen!"
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was tut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt!
„O!" ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohltat aus.
„Ich", sprach er, „kenn' Ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend teil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen)
Allein auf Ihre Gütigkeit."

Dies ist die Art lobgieriger Skribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Komplimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt
Und, wie ein Mensch, stolz in Gebärden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald,
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegenzog
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der hesicht am Gebisse floß;
„Geschmeiße!" sprach das wilde Roß,
„Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?

Ich schüttle nur, so mußt du zittern."
Es schüttelte, die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann,
Wer dir als Freund nichts nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd' er nur, soweit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überred'ten sich, als hätten sie gereist.

Noch andre schafften das Geräte
Zu ihrer Reise fleißig an
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig täte:
So hätte man die Reise schon getan.
Sehr viele fingen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen
Als den, den das Gesetz befahl!
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder
Und reisten unter Furcht und Qual;
Behängten sich mit schweren Bürden
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt
Und siech und krank zurückekommen würden;
So wären sie des besten Amtes wert.
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zurzeit noch keinen Schritt getan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiterkommen könnten.

Wie elend, hör' ich manchen klagen,
Ist nicht dies Märchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo gibt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschöpfe
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sei Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmütig Herz besaß
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vorteil gern vergaß;

Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? er war beglückt und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde rieten ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
„Nein," sprach er, „laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wieviel sie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können!"

Er stirbt. Man find't sein Testament,
Und liest: „Ich will, daß einst nach meinem Sterben
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt."
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir gibt er nichts, und alles diesen beiden?"

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu prozessieren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmut selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Tränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,

Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurückegehn.
Arm hat er sich noch satt gegessen;
Reich hungert' er bei halbem Essen
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Teurung ab
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
„Der Torheit", sprach er, „will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun."
Er hielt sein Wort und sah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
„Ach!" sprach er zu dem andern Erben,
„Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichtum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg: ich hab' es durchgebracht.
Wir waren wert, den Reichtum zu besitzen;
Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen."

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh':
Doch seine Spröde hört' ihn nie.

Er sprach: „Zwei Bänder geb' ich dir;
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen."
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie und gibt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Herden.
So viel? Dies ist ein teurer Kauf.

Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: „Nein!“

„Wie?“ rief Damötas ganz erhitzt,
„So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.“
„O!“ rief sie, „fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.“

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Herden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.

„Wie rot“, spricht Phyllis, „ist sein Mund!
Bald dürft' ich mich zu was entschließen.
O täte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.“
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schüchtern um
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
Sie gibt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt und nimmt sich nicht in acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

„Oh!“ fing Damöt halb schlafend an,
„Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?“ —
„Dir“, sprach sie, „hab' ich nichts getan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein:
Ein Schäfer und stets schläfrig sein!

Jedoch, was gibst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen!“
„Nun“, sprach der Schäfer, „ist's zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.“
Drauf gab die gute Schäferin
Um *einen* Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht,
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter anderm Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
„Mein Engel,“ sprach der Mann, „mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.“ —
„Das“, rief sie, „hab' ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.

Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau." —
„Gut," sprach er, „meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?"

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rotes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie rot und blau durchströmt, lang auseinandertreibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau!"
Sie nimmt das Glas und trinkt. Oh! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schläf' und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt und schreit: „Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau!"
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er," rief sie aus, „willst du dich noch nicht geben?"

So tat der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bei der Gefahr,
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen!"

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei!" rief das Heupferd ganz entzückt,
„Du Fuhrmann, wirst an mich gedenken!
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken."

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: „Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wird's dein Unglück sein, sobald du es wirst wissen."

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
„O Gottheit," fährt er fort, „wenn Bitten dich besiegt,
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!"
So traut der Mensch und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weil's die Gottheit saget,
Nein, weil er's schon gewünscht, eh' er sie noch gefraget;
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz, Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

„Du wirst", hub das Orakel an,
„Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren."

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.

Allein so froh er war, so war er's nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit war's, die ihn noch niederschlug.
„Und", sprach er, „wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?"

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum Delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.
„O Tor," versetzt Apoll, „euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben."

Er tat darauf im Kriege sich hervor
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bei immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht' er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie gibt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen. —

Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann in Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Mut verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein. —

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüter,
So mußten auch die Dinge sein.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht vom Herzen ginge!
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hört's der Sohn
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gib mir zu gesetzter Zeit
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
„Oh!" sprichst du, „so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!" —
„Jawohl! ich wünsch' es auch mit dir.
Sei nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen!"
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Tränen mehr, die sie um ihn vergossen.
„Tod!" fängt sie ganz erbärmlich an,
„Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich als meinen Mann!"
Wenn's nun der Tod gehöret hätte?

Jawohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Not,
Er kömmt und fragt: „Wer rief?" — „Hier!" schreit sie, „lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!"

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seid
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber, überwindet euch;
Lest dies Gedicht und seid zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu' ins Blut geschrieben. —
„Beweist es!" hör' ich alle schrein.
Recht gut! es soll bewiesen sein!

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle!
Die alte Spötterei! kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses übel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wend't alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten
Und gibt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
„Ach, Engel," spricht die Frau, „stell' deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein!"

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
„Dein Schatten", ruft er, „soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt!"
Er schwört. — Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Witwer überfällt?

Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis' und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt und ist des Lebens satt.
Indes befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Witwer tritt betränt an ihren Sarg hinan.
„Was?" fängt er plötzlich an zu fluchen,
„Was Henker, was soll dieses sein?
Für eine tote Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder frein,
So müßt' ich ja ein neues machen lassen!"

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Witwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmütig über ihre Künste
Warf vom durchsichtigen Gespinste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Wert erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu
Und fragt zuletzt: „Was webst denn du?" —
„Unwissender!" läßt sich die Spinn' erbittert hören,
„Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!"

Doch kaum erteilte sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
„Verdient", ruft ein Pedant, „mein Fleiß denn keinen Dank?"
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang

Die Biene und die Henne.

„Nun Biene," sprach die träge Henne,
„Dies muß ich in der Tat gestehn.
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh' ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüten Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich wie du, ich tät' es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen!"

„Oh!" rief die Biene, „spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich oder eine träge Henne?
Denn wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es itzt nur ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen;
Drum, Henne, rat' ich dir, zu gehn."

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne sein:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut' den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt' er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Klienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen,
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt,

Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und tut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
„Freund,“ ruft er, „laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!“
„O böser Freund, um welch Vergnügen“,
Klagt Timon ängstlich, „bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrtum nicht gewußt.“ —

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seid.
Wer heißt euch uns den Irrtum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt.
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schad't als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sei der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Mut entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt: mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt!
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,

Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Taten an?
Was pflegt uns Ruh' und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es sei auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrtum ganz verschwinden:
So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen:
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
Sooft ein neuer Sturmwind wütet
Und schnell ihm stillzustehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn.
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl,
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Tor! läßt Zeus sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?

Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn?
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hochzuachten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit,
Sie fühlt und läßt dich dennoch schmachten
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wieviel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh'?
Er darf mit ihr von Liebe reden
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er beim ersten Blicke
Nicht gleich: „Mein Kind, ich liebe dich!"
Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt und seht und nehmt sie ein,
Und euren Mut recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

„Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein,
Jesmin, sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein bares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Qual,
Er red't von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen
Und von der Hoffnung Nordlichtschein
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich bei Gelegenheit aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh' Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht, zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt und richtig überbracht.
Jesmin tut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb,
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn
Und, da sie ihn unlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch einen Rat, und dieser Rat wird glücken:
Durch Verse kann man sehr entzücken,
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!

Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinanderschlug?
Kein Wörtchen mehr als dies: ‚Mein Herr, Sie sind nicht klug!‘“

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh'.
Was tat er endlich? Er verreiste
Und ging (was kann wohl ärgers sein?),
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündnis an dem Blocksberg ein;
Ein Bündnis, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist gibt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
Und Doktor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh' vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu zitieren.

„Ach!“ spricht er, da der böse Geist erscheint,
„Ach! darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dies erfüll' ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein!“
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
Denn, sprach er bei sich selbst, so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen, —
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
„O“, rief er, „welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein
Und müssen gar vor Langerweile lesen?
Ich dacht' es wohl, drum kam ich so geschwind.“ —
„Ich bin“, sprach der Poet, „noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.“

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,

Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zuviel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit;
Doch ist ihm wohl die Not benommen,
Da statt der Schuldner Schmeichler kommen?
Sooft er trinkt, sooft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlsein ängstlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

„O Glücke!" rief Aret, „soll eins von beiden sein;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein."

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts als teures Elend schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Überfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst getan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;

Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?" —
„Von Herzen gern!" fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes wert zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
„O Hoheit!" ruft er aus, „könnt' ich dich ewig schmecken!"
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken:
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach!" fängt er zitternd an zu schrein:
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!"

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Teil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält:
Dies Übel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;

Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müßten weise werden,
Und seht, sie werden's nimmermehr.
Nie kennen sie den Wert der Dinge,
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Tieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln,
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide teilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nötig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Tränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bißchen Witz mehr als ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich sagen mag,
Schön wie das Morgenrot, und heiter wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich, der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wieviel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu und schön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt und legt es nieder.
„Hier, nehm' Er sein Gemälde wieder.
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hieß Ihn so viel Schmeicheleien
Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
Kurz, nehm' Er nur sein Bildnis hin;
Ich mag nicht schöner sein, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt' Er die Venus malen;
Von dieser lass' Er sich bezahlen!"

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es sein zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für Engel halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig wie ein Künstler fort.
Was wird er tun? Er wird es doch nicht wagen
Und ein so schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urteil fällen?

O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmut noch gesehn?
Der ganze Rat erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte.
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: „Sie ist getroffen!“
„Oh!“ sprach sie ganz beschämt: „Wie könnt' ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.“

„Selinde,“ hub der Richter an,
„Kein Maler konnt' Euch treuer malen,
Er hat nach seiner Pflicht getan,
Abbittend sollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seid,
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heiratsgut aus dem gemeinen Schatze
Zum Lohne der Bescheidenheit!“

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
„Sohn!“ sprach er, „um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;

Er liegt — —“ Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? — Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach
Und find't mit leichter Müh' (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh' die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh' die Wahrheit suchen wollte;
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh',
Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nötig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.

Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?

„Prinz," fing sie herzhaft an, „du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
Sei tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen."
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn!
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O, welch ein seltnes Glück! von niederm Blut entstehn
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh' dies der Prinz erlaubt, besiehlt er ihren Tod,
Ein Sklav' eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

„So", ruft sie, „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh' mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt und weigert sich der so betrübten Pflicht.

„O", ruft sie, „Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?"
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wut darauf,
Und gibt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände
Und war das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah vor seinem sanften Ende
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichnis seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß gerühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als seicht an Geist in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch töricht Unternehmen
Viel tausend Toren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, rot an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün, der rote Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so gerät das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Wert des armen Tiers geschehn,
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewunderswert er anfangs allen schien:
So dacht' itzt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu; so nimmt's den Pöbel ein:
Er sieht und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Der baronisierte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Wert gebrach,
Doch die gebietrischen Gebärden
Der Großen zuversichtlich nach,
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Kabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg' mit Gold
Und brüstete sich mehr in seiner Staatskarosse
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäzenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen,
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Eltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichtum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr," sprach er, „leiht mir hundert Gulden;
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr."

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier", spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen,
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen."

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
„Herr!" fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann."

„Oh!" spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rate ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kömmt mit voller Hand zurücke.
„Hier", spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein:
So leiht mir wieder fünfzig Gulden!"

„Hier," spricht Philet, „hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein!"

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmut sieht, großmütig dankbar ist?

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Ratschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, sein.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenem ew'gen Rat,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat

Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Herde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich:
Worauf nach ebendieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend tot.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davongetragen."

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dies Weib lag an den Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön wie Cythere sein,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zurechtelegen
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! ich weiß ihm nicht zu raten;
Vielleicht besinnt er sich und tut, was andre taten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen wird dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken
Und auch in den gesunden Mann,
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was tut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von Langerweile zu befrein?
Der Mann sieht Lorchen an und red't mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann tut recht galant.
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke red'ten,
So möcht' es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt und klopft sie in den Nacken
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küssen gar zu laut.
Wie konnt' es anders sein? Lisette mußt' es hören.
Sie hört's und fragt: „Was schallt so hell?"
„Madam, Madam!" ruft Lorchen schnell,
„Es ist Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will sich nicht zufrieden geben."
„Ach," spricht sie, „lieber Mann, wie redlich meint's dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben."

Die Verschwiegenheit.

„O Doris, wärst du nur verschwiegen,
So wollt' ich dir etwas gestehn,
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige", sprach Tiren. —
„Wie?" rief die schöne Schäferin,
„Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren;
Ich schwör', es soll's kein Mensch erfahren." —

„Du kennst", versetzt Tiren, „die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, sooft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst und um mein Glück getan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre!"

„So liebt sie dich?" fuhr Doris fort. —
„Jawohl! Doch sage ja kein Wort!
Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen
Und jetzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
‚Tiren,' sprach sie zu mir, ‚mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen sein.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.'
Drum bitt' ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia."

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut!

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund Tiren gesagt.

„Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gestehn.
Er sagte mir . . . Verlang' es nicht zu wissen;
Ich hab' es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will."

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
„Du zürnest," ruft sie, „mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergibt sich dem Tiren
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen sein!"
Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimnis zu bewahren.
„Ja," fängt Damöt zu singen an:
„Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt und Küsse gibt;
Du, stummer Busch, du sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt!"

Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verraten sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dir's gehn!
„Mich", fängt sie an, „so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt' ich länger lieben?"

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferin
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
„Ja," spricht Damöt, „ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!"

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie sogleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte gibt's der Brut durch Locken zu verstehn;

Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Tier! Du schwimmst? Wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du, so jung, das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit struppichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein;
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun,
Doch nichts erschreckt den Mut der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit.

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren,
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Taten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Mut zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nötig ist's, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um desto leichter wird das Übel selbst entfernt.

Des Mannes teurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder
Und fiel halbtot aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! Doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch, eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wieviel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Tränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Not.
Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Äskulap
Erscheint sogleich in vollem Trab
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Rezeptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Tint' und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt beiseite
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doktor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der teure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doktor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wir's erfahren,
Was ist's? was fehlt der schönen Frau?
Der Doktor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpicia! erst sollst du schwanger sein?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?

Ihr Ärzte schweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh' die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, ob's noch nicht besser ist.
Ach! ungestümer Mann, du nötigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern?
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein!

Wer pocht? Es wird der Doktor sein;
Doch nein, der Schneider kömmt und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
„Er kömmt," so stammelt sie, „Er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er sieht, so werd' ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als Er, Er wird's schon wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts Schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben,
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh' Er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!"

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Atem wird sich wiederfinden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Türe.
Der Schneider tut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
„Ach Engel," spricht der Mann bei sanftem Händedrücken,
„Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken." —
„Oh," fängt sie an, „so krank ich bin,
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn."

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee;
Kein Finger tut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Übel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rat.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag tat,
Bat einen Greis um einen guten Rat,
Was für ein Weib er nehmen sollte.

„Freund," sprach der Greis, „das weiß ich nicht;
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht Ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet Euch ein schön Gesicht;
Doch liegt Euch mehr an Renten und am Staate
Als um verliebten Zeitvertreib:
So dien' ich Euch mit einem andern Rate,
Bemüht Euch um ein reiches Weib;

Doch strebt Ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun, so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt Ihr mehr für Eure Seele wählen
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagt's, um Euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt Euch ein gelehrtes Weib!"
Hier schwieg der Alte lachend still.

„Ach!" sprach der junge Mensch, „das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen;
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen . . ."

„Oh!" fiel der Greis ihm ein, „da müßt ihr keine nehmen!"

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann.
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht und eine zarte Haut,
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
Soviel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammenrollte:
So ward sie doch bei alledem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andere Schwester, Karoline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.

Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit teuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohlabgemeßne Tracht
War Karolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam, man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt' und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Karolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur:
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„Oh!" rief er bei dem ersten Blicke:
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!

Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zuviel getan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
„Nun", hieß es: „sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?" —
„Das weiß ich nicht", sprach sie bescheiden
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
„So", sprach sie, „will ich's denn gestehn:
Die kann so gut wie jene singen,
Doch singt, solang ihr wollt, es singt doch keine schön.

Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen."

Ihr mittelmäßigen Skribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
Solange wir Mosheime haben,
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh'!
Du demonstrierst wie er, und er so fein wie du;
Allein solange wir Leibnize vor uns haben,
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein solange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seid.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt — mich deucht, sie lag in Griechenland —
Drang einst der Feind, von Wut entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Scharen!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein.
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Tränen rot,
Mit Händen, die zerrungen waren,

Und warfen schon, vor Angst halbtot,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Not
Ihn insgesamt um ihrer Männer Leben.
So hat's von Tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?
Von Tausenden nicht eine? Nein,
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart als auch der Feldherr war,
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Tränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
Und jeder Frau zu ihrer Ruh'
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
„Ihr Schönen!" fängt er an und spricht . . .
„Ihr Schönen?" Dieses glaub' ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sei'n es oder nicht, kann „meine Schönen" nennen.

„Ihr Schönen," sprach der General,
„Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurückbehält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt."

Wie fingen nicht die Weiber an zu beben!
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.

Was half's, daß er „Ihr Schönen!" sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid getan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag' ich, sie den Eid getan,
Den Männern nie die Wohltat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünscht' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Mut.
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen.
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl. —
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
„Sohn," fing er an, „mich quält ein trauriger Gedanke:
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,

Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon!"

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
„Ach Vater," hub er an, „wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?" —
„Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag für Tag mit deinem Flegel plagen!
Du tätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch gebärden:
So nimm sie doch! Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh'
Und trinkst dein gutes Bier dazu
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie tat, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht herzen sollte;
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr; nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz und trug ihr Herz davon
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz' im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen
Nach einem tiefen Kompliment
Das erstemal Herr Doktor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch und tat den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreit
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fing er zu sich selber an,
Ich habe Haus und Hof und Ehre
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten
Und fluchen mir die Ohren voll.

Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu raten,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand tut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mir's nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande
Und stürb' als Drescher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die jetzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh' es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt;
Lernt doch, daß die am mind'sten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sei es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört' ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh'.

Da ihn kein Eigensinn verführte
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie noch er.

Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie, auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten,
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln sein.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angetan,
Den taten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man riet und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!

Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wut entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wann," sprach es und fing an die Schenkel schön zu heben,
„Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?" —
„Schweig", rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen:
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld:
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers als Verachtung wert?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.

Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Tiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu sein,
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Äsopus hat's gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig sein.
Und Tieren nicht dies kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk' oder denke nicht, darauf gibt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau, voll Ordnung und voll Pracht,
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn
Und oft den Kopf mit einem Beine halten
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
„Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand sein?" —
„Die Kunst", sprach die bejahrte Spinne,
„Hat diesen Tempel aufgebaut.

Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut."
Hier lachte meine Fliege laut.
„Die Kunst?" sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne,
„Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne
Und sehe nichts als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher
Und fingen an zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?"

Der Fliege können wir ein solch System vergeben:
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben:
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinozeros zu sehn
(Erzählte mir mein Freund), beschloß ich auszugehn.
Ich ging vors Tor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir (ich geb' ihm diesen Namen
Weil ich den seinen noch nicht weiß),

Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Tiere kamen,
Begegnet' uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach!" sprach er, „ach erbarmt Euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein!"

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht . . ."
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht . . .
„O Gott! du weißt's!" Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmut kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte:
Allein er rufte mich zurück.
„Ach!" sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!" —
„Ihr", sprach ich, „sollt es alles haben;
Ich seh', daß Ihr's verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?"
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und tat im Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde tot.

Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüte
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmütig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die stell' jetzt deinem Geiste dar
Und fühl' es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doktor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär' er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
Und forscht, von Lieb' und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundin sieht ihn zagen
Und sagt's ihr (heimlich sagt sie's ihr).

„Oh!“ spricht sie: „Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg' er zweimal fehl: so werd' ich doch nichts sagen,
Ich weiß, er meint es gut mit mir.“
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug und rief: „O unglücksel'ger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!“
Und taumelte, bis er daniederlag.

Sie, noch für den besorgt (kann man was Edlers denken?),
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt:
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Ärzte sahn nunmehr die tödliche Gefahr
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar
Und bittet nur, den ja um Rat zu fragen,
Der schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dir's schon!
Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
„Sie können länger nicht als noch drei Tage leben!“

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Ärzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
„So“, sprach sie, „sterb' ich denn? Wohlan! Er ist nicht schuld,
Er würde gern für mich erblassen.
Gott hat's verhängt; Gott ehr' ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein)
Sie aber“, fuhr sie fort, „setz' ich hiermit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich sein!“
Sie sprach's und schlief großmütig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bei des einen Zügen
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
„Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst?" sprach der erzürnte Knabe.
„Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?"
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die tun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rat. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.

„Ja, Vater,“ rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei . . Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der . . ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.“

„Das“, sprach der Vater, „nimmt mich wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn),
Die hat dir manchen schon betrogen
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein);
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.“

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach,“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch, wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.“

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater,“ spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

Du mußt es nicht gleich übelnehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen,
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war —
„Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nötig wäre?" —
„Was ein Poet bei Hofe nötig ist?
Ja, Freund, du hast wohl recht zu fragen.
Mich ärgert's, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ist's denn nun mit zehn Racinen
Und Molièren? Nichts, gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht."
Doch, auf die Sache selbst zu kommen:
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein. —
Wieso? War er berauscht? Das kann wohl möglich sein;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Gönner sein.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder ja noch nein.

Gnug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß:
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
„Was," rief ein Prinz, „den blassen Mund zu küssen?" —
„Blaß," sprach die Königin, „blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr."

Die Mißgeburt.

„Frau Orgon!“ rief die Frau Gevatterin,
„Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken!
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih' mir's Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind, geboren.
Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch' es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich:
Indes behalten Sie die Heimlichkeit für sich!“

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an, sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht.
Wie sollten dies sich Weiber übelnehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft tagelang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: „Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott, vergib mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!

Allein Lucinde will's verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn."

Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mir's nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, sobald sie kann, erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie tut es so getreu, als es Frau Orgon tat.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren.
Und weil sie was verbessern muß,
Tut sie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh' noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimnis sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

Sobald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt' er den Physikus zu dieser Kreatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seist du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnisvoll in alle Häuser fliegt
Und, wenn sie's dreimal sagt, von neuem dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt!
Ein giftig Weib — doch nein, ich mag nicht schmälen,
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze
Und sah am Rande Gänse gehn
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
„Was", sprach sie, „hast du uns zu sagen?" —
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen."
„Das", sprach die Gans, „will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spazierengehn."

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Tal.
Sooft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.

„Warum“, fing einer an, „gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt?“ — „Ich bin“, sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinuntergehe:
So denk' ich, Narr, schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk' ich an das Tal, das folgt, und fass' ein Herz.“

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleanth.

Cleanth, ein lieber Advokat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz losprozessierte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann unrecht tun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner Tat fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.
Itzt waren sie nun beide frei
Und dankten ihrem Advokaten
Auf ihren Knien für seine Treu'
Und zahlten ihm, was die Gebühren taten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zuwenig liquidiert,
Noch einen Beutel mit Dukaten
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,

Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Tür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten:
Drum gab der Advokat den redlichen Klienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zustatten;
Denn sie bedienten sich der Nacht
Und knebelten den lieben Wirt im Bette
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen sie zu ihm vors Bette
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zustande brachte,
Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
„Warum nicht?" sprach der Freund, „hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein."

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Mut auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, tat drei gute Züge
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen:
„Dies Grabmal", sprach sie, „will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein."

Allein verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Not befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Taler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Taler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein;
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Tränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes willen flehn
Und zweimal nach der Türe gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armut vor und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche

Die Menge böser Schuldner auf
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Da fing er an, sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Prozent zehn Taler vorzuschießen,
Und dies Prozent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt itzt nichts!" fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten Malen,
Ihm die paar Taler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehenblieb,
Fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!" —
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört" — und eilends ging der Mann.

„Amynt!" fing drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
So könnt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
Und Euch statt zehn gleich zwanzig Taler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken:
So will ich Euch die zwanzig Taler schenken;
So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Not." —

„Herr," sprach Amynt, „ich habe seit zween Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein!"

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
Oh! sprichst du, welche Sittenlehre
Gibt Euch der Geist der Schwermut ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wohl der Mordsucht eigen sein?
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sei kein Verbrechen,
Wird, wenn's dein Vorteil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht,
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt gibt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk' es dir!
Es gibt nicht mehr als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.

Sooft du's wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft
Und bist bei hundert guten Taten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir raten,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend, faß doch diese Lehren,
Jetzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei niemand eifriger als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmut schön.
Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern sein,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu sein?

Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu', mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es und spricht kühn:
„Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!“
So red't ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zuwenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König
Und hält den Mut für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.

Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indes Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten wert.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben
Und sich, daß er's nicht hat noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein:
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird er's doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begingst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke
Und bitte, was du willst! Für meine Lieb' und dich
Ist nichts zu groß und nichts zu königlich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten,
Zu der Herodias und fragt: „Was soll ich bitten?" —
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt!"
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Find't, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?

Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laster alle siegen!

Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ist's möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh' und find't sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu sein, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Toren acht!
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;
Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Denn ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh',

Und Rätsel, die wir, aufzuschließen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbteil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur! Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze!
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster draufzuheben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal: „du christlich Tier" gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Das Vermächtnis.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
„Ach!" sprach Oront nach zärtlichem Umfassen,
„Ich sterb', und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören."

Die Guttat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes tu'.

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohltat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Not.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brot.

Der Kandidat.

Ein Kandidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Ratsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
„Es kränkt mich,“ fing er an und nahm ihn bei der Hand,
„Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.“

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verriet den besten Geist, geschaffen zum Studieren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und wert, die andern zu regieren.

„Ach!“ sprach der Gönner ganz erfreut,
„Nun kenn' ich Sie; das Amt ist Ihre.“
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Türe.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. „Nein,“ sprach der wackre Mann,
„Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke gibt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht.“ — Hier griff er nach der Türe.

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh'.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage;
So rief sie schon: „Steht auf, ihr Mädchen; es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.“

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen gibt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt),
Die wanden sich in ihren weichen Betten

Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod und taten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist, leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nun ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen taten fremd und schalten
Auf den, der diesen Mord getan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Vase, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär';
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn,
So würdest du dich nicht so oft genötigt sehn,
Die größern Übel zu ertragen.

Epiktet.

Verlangst du ein zufriednes Herz,
So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
„Der Schmerz ist in der Tat kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen";

Sobald du dieses glaubst, so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden sein.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epiktet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
„Herr," sprach der Philosoph, „ich bitt' Ihn, lass' Er's sein,
Denn sonst zerschlägt Er mir das Bein!" —
„Gut, weil ich dir's noch nicht zerschlagen habe,
So soll es", rief der Herr, „denn gleich zerschlagen sein!"
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epiktet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: „Da sieht Er's nun!
Hab' ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?"

Dies, Mensch, kann Zenons Weisheit tun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe,
Und willst du stets zufrieden sein:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sei nicht Lust und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegenteil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung sein?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingt's doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen sein.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,

Je dreister sich sein Herz trotz seinem Stolz erkühnt
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In ebendieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
„Sie können", sprach der große Mann,
„Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen." —

„Mein Herr," rief der Poet, „es geht unmöglich an.
Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' getan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen."

Das Hospital.

Elmire war zur Witwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Witwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sah's und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer gibt.
Elmire tat daher ein feierlich Gelübd',
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer auseinandergehen.

Wie? sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein;
Und doch war sie nach zweiundfünfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet sein!)
Bereits das drittemal versprochen.

O, das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann,
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum und hätt' es selbst getan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswert,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh' Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach, Meister fördert doch das Haus!
Warum habt Ihr's denn angenommen?
Ich geb' Euch ja das Geld voraus;
Laßt doch noch mehr Gesellen kommen!"

Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann sein!

Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn;
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieht's ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn?
Denn leider pflegt's so herzugehn.

Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Jetzt öffnet sie den Mund; nun wird sich's zeigen müssen.
„Ach," fängt sie heftig an zu schreien,
„Hört auf und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen;
Wofür verbaut' ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre gibt's nicht auf der Welt."

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Witwer.

In Poitou (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt),
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk' es wohl! man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig wie bei uns nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken
Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die tote Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: „Wohin wollt ihr mich tragen?"
Hier, deucht mich, hör' ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wiederzubekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen sein?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite

Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wieviel sein Herz empfände.
Er rung mit Tränen beide Hände.
„Ach!“ rief er aus, „da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!“

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er als Prinz Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Khan fing an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,
Daß jede Frau von Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fingen an, dem Khan den Tod zu schwören.

Einst, als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
„Hör' auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug' es selbst und säug' es mir zur Lust;
Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Tier beschämen!“

Der gute Tartarfürst erschrak
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm red'te:
So fragt' er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
„Hier," sprach der junge Prinz erfreut,
„Hier hab' ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einig Stück."

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld und warf es auf die Gasse.
„Lernt, Prinz," fing drauf der Oheim an,
„Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann."

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenn's ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neid'scher Freunde List
Und strenger Eltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh',
Nun glücklicher als er und sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dies kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden sein.
Hier wett' ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;

Denn wär' die Lieb' ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub' es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele tun, das heißt nicht lieben, nein;
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner teuern Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heißen Lippen losgerissen
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach:
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
„O Himmel!" hör' ich sie noch an dem Ufer flehn,
„Bring' meinen Mann gesund zurücke!"

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: „Bald, Doris, werd' ich kommen."
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh' er sie wiedersäh' und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze teilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie red'ten. Und wovon? Errätst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht?
So bist du auch nicht wert, den Inhalt zu erfahren.

Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris' Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren,
Und für die andern schreib' ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft red'te
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte,
Indem sie noch von ihrer Erbschaft red'te
Und, wenn sie den Entwurf zu ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Tränen ehrte:
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
Und den Gefangnen Hilfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft tat
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fing ihre Freundin an: „Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie? wenn's voll Juwelen wäre,
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn;
Und kömmt es an den Strand geschwommen,
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein,
Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein."

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
„Es nähert sich", fing jene wieder an;
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
„Wer weiß," sprach Doris, welcher schon
Die Tränen in den Augen stunden,
„Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten Alten beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!

Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Not
In Armut wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er betränt,
Eh' er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf!"
Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Toten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an und schrie mit Ungestüm:
„Mein Vetter!" und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht und fällt auf ihren Gatten nieder
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indes erwacht die Freundin wieder
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmut vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen
Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert!

Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O, wär' er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Tal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Tal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer und steig beherzt und gib dir alle Müh':
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach, Himmel! ach, es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Tal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt' ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr' in das Tal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus und iß dich satt
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies tat er auch. Er pflegte sich im Tale,
Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt.
Das erste Hindernis galt auch die andern Male;
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück,
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Crast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Crasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzigtausend Talern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überred'te,
Als ob Crast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein sooft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch diesmal nicht.

Crast gewann. „Doch dich", spricht er, „zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen.
Zweitausend Taler sollen mein:
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen sein;
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?"

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Mut recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt getan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sah's und lachte:
„Wer", sprach er, „würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag und stoß' an keinen Stein." —
„Schweig," rief das Pferd, „du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein!"

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte —
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte, —
Cotill ging also vor die Stadt
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging und schlug im Gehen oft ein Rad.
„Oh", schrie man, „seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen;
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!"
Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Tor hinaus;
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fing endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!
Er sagt' es kaum, als er's schon tat.
„Nun", sprach er, „seh' ich wohl, wieviel man Vorteil hat;
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte;
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat!"
Den Tag darauf kam schon der dritte
Und tat es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;

Man fragte stark nach dem Erfinder
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sei so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sei nur beherzt und spare keinen Fleiß!
Ein Tor find't allemal noch einen größern Toren,
Der seinen Wert zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was tut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke seinen Wirt erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missetat
Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.
Er sah wohl aus: und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende
Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah,
„Ach Himmel! ist's nicht ewig schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
Und was für Augen hat er nicht?
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf' ist in der Tat zu groß.
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen!"

Sie lief und schrie und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.
„Johann," fing drauf der Richter an,
„Es findet sich ein redliches Gemüte,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk' ich dir das Leben."

Johann erschrak und sah die Jungfer an:
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.

„Ja," sprach er, „Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh's Euch an, was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los!"

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte
Und, wie die Eltern gar wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegenglänzen.
„Oh," hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
„Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein" — „Nun gut," sprach der gelehrte Mann,
„Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen."

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Errät die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?

Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
„Mein Herr," fiel ihm der Vater ein,
„O denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre."

Indem er dies noch sprach, trat Fiekchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. „Was?" fing sie an zu schrein,
„Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr' und sieben Wochen!"
Ließ sie der Vater denn nicht frein?
Das weiß ich nicht. Doch nein, ich will's nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen sein;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Gerieten beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
„Ach Bruder!" sprach der kleine Bube,
„Was meinst du? ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust —" „Was? Lust, hineinzuspringen?
Du mußt doch ausgelassen sein.
Versuch' es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,

Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast du's da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sich's wohl in seiner Grube sein;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten;
Sie sind von besserm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Torheit süße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie! wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Torheit schämen,
Begehn die Tat, die sie uns übelnehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Kandidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
Tat auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie getan,
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studieret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft zitieret,
Die Ketzer stattlich ausschändieret

Und stets so fein schematisieret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
„So sagt doch nur, warum denn nicht?"
„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
Wie der verstorbne Herr."
— Der Amtmann widerspricht,
Der Suprindent ermahnt; umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publiziert.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl, und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Kandidat das Priestertum vertraun,
Den Bauern gegenteils es hart verweisen sollte.

Der Suprindent fing an, die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
„Herr Doktor!" fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
„Wozu soll diese Sanftmut dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagt's, wollt ihr oder nicht? denn jetzt sind wir noch da."

Die Bauern lächelten. „Ach ja! Herr Amtmann, ja!"

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
„Ich will dir zwei", versetzte jener, „sagen:
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint!

Die erste hat nebst einem Rittersitze
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön und kann vortrefflich singen
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt;
Und in der Wirtschaft selbst gibt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Wert.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was tätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?" —
„Ach," fing der Freier an, „wenn dies geschehen sollte:
So spräch' ich zu der ersten nein,
Um dadurch bald der andern wert zu sein."

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm red'te
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Teil von seinen Gaben hätte?
„Ich", sprach Emil, „will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn' ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben?"

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
„Was heißt es denn," sprach drauf der Knabe,
„Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab' ich nicht getan.
O, bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich tu'!"
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen;
Soviel ihr uns davon erzählt,
So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube
Und tat auf seinen Leib dem einen ein Gebot[1]).
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh' er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

„Herr," schrie der andre Delinquent,
„Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?

---

[1]) Es ist in London der Gebrauch, daß die Ärzte den verurteilten Missetätern ihren Leib abkaufen.

Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben!
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen;
Drei Gulden. Bin ich tot: so schneidet, wie Ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen!"
Kaum hatt' er noch das Geld empfangen,
So rief der witz'ge Delinquent:
„Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen!"

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen
Und hieß sie freundlich mit sich gehen
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
„Frau," sprach der Geist, „hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden sein."

Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein.
Nun, die muß recht beherzt gewesen sein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.

Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl.
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht, ein großer Topf, von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht red'te,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwa auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach!" rief sie schnell, „ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn" — weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich lass' es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen
Und stets nach den Verehrern sehn?
Das wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmälte.
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
Ich geb' es zu, Ihr seid sehr schön;
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
Verrät ein gar zu eitles Wesen." —
„Herr Autor," sprach sie, „der Ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit."

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Toren bückte,
Bei Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr als andre wiſſen
Und, zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?

O Freund, bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte;
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht und hört dein Ach;
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen,
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beizuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dir's künftig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es wert (und fing ſchon an zu gehn),
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm teile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
Alcest erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?“
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem toten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
„Was“, sprach er, „will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, soviel ich brauche, geben.
Ihm wert zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt!“

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an),
Aus dem ich mich Rats zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst getan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

„Als ich einmal“, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
„In einer Kirche saß: so fiel mir jähling ein;
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele sein?
In den Gedanken schlief ich ein
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
‚Du‘, sprach er, ‚wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?‘
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.

Mir kam, sobald er dies getan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
‚Fang an', sprach er, ‚die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.'

Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sakristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen,
Man lächelte, man tat galant
Und küßte mir zur Not die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern voll von Ernst und hoher Weisheit sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn:
Sie sahn mich an und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt' ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt' es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich in einem schlechten Kleide
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude:
Und eh' ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
‚Ein Mädchen,' rief ich aus, ‚an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz?' Ich rief es und erwachte."

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an
Und eilte zu des Charons Kahn.
„Willkommen!" fing der Fuhrmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte
Und bei dem Wort Willkommen! herzlich gähnte,
„Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?" —
„Ein Polyhistor," sprach der Schatten,
„Für den die Schulen Ehrfurcht hatten."

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern red'te
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an
Mit einer demutsvollen Miene.
„Und wer seid Ihr? Auch ein gelehrter Mann?" —
„Ich zweifle sehr," sprach er, „ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts als mich studiert,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,
Des Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh' und andrer Ruh' zu finden;
Allein soviel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab' ich's doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen."

Der Polyhistor hört's und lacht
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
„Zurück!" rief Charon ziemlich hart,
„Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab' ich mich schon bald lahm gefahren."

Die Nachtigall und der Kuckuck.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.

Die Knaben, die im Tale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kuckuck lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kuckuck zehnmal nach.
„Hörst du?" sprach er zu Philomelen,
„Den Herren fall' ich recht ins Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor."

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kuckuck schrie sein Lied: Sie gingen stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
„Oh!" rief die Nachtigall, „da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt."

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich", sprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben;

Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies lass' Er sie fein fleißig treiben
Und präg' Er ihnen ja das Christentum wohl ein!
Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bei aller Welt gelitten
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll' Er also meine Bitten,
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein."

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt verdient als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," sprach der gute Bauer,
„Was soll für Seine Mühe sein?" —
„Ich fordre dreißig Taler." — „Nein,
Nein," fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben;
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig gibt kein reicher Mann.

Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Taler geben
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden."

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden gibt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
„Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt getan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Da du in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwan dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seid verliebt gewesen?
Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht." —

„Mein Herr, was will Er mit der Liebe?"
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
„Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen sein?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,

Daß ich, bei meinem hohen Stand —
Dank sei's der Tugend und den Büchern! —
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon' Er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht."

„Ich", sprach sie, „will's aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und tat, als wollte mich's verdrießen;
Doch in der Tat verdroß mich's nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich red'te;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mir's lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen
Und floh geschwind und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm geteilt."

„Gut," fing der Fährmann an, „gleich wird sich's offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
Sobald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir sehn!"
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
Tat durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein,
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen.

„In diesen Krug“, war sein Versprechen,
„Kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.“

Nun ging das Blatt durch alle Gassen,
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an,
Der dümmste Kopf muß das verstehen;
Allein acht Groschen wag' ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!“
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Karossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
„Gesetzt auch,“ wandte Lady ein,
„Gesetzt, dies könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.“

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Tor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur kurieren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstrieren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studieren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu konversieren.

Er lehrt dich, ohne Müh' sinnreich poetisieren,
Dich ohne Kosten Wirtschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? — Daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielt's für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

„Wie," sprach der Alte ganz erhitzt:
„Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?" —

„Ich", sprach er, „würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nicht mehr braucht, als alt und stolz zu sein."

Alcest.

Durch Unglück mehr als durch Versehn
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
Soviel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagt's, seine Freiheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,

Und bittet mit den treusten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.

„Nein," spricht Valer, „mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freiheit wieder kriegen!"

Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
„O Gott, was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur, allein kein Bösewicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von Euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!"

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
„Ich", sprach er, „habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte wert.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen sein;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?"
Der Jüngling weint.

„Hör' an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,
Ihr Herz ist deiner wert; willst du mein Eidam sein?
So habe sie und meinen ganzen Segen."

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befrein.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie . . doch diese Szene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben sein.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der Tat,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket,
Itzt aus Sizilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom und teilte zum voraus
Im Namen Roms sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sizilien der Teurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt . . .
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
„Ist das nicht Cicero?" rief einer unter ihnen,
„Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? Wann reisten Sie von da?" —
„Wie!" rief er ganz erzürnt, „wie könnt' ich daher kommen!
Ich komm' aus der Provinz" . . „Vielleicht aus Afrika?"
Versetzt' ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sizilien komm' ich als Quästor wieder."
„Ja," fuhr nunmehr ein dritter fort,
„Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort!"
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst:
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen
Und dich und deine Taten nennen,
Weiß oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu' dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl' ich einen,
Und, von der Nachwelt hochgeschätzt,
Leb' Amyant und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt.

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht,
So denk' er sein, und ganzen Scharen
Lock' er die Tränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
„Freund," sprach er, „hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand und Reiz und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Eltern an.

Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch —" „Schweig!" fiel Amyant ihm ein;
Geschäfte kann ich stets verwalten,
Allein nicht stets dir nützlich sein.

Ich reise gleich, um dir zu dienen."
Er tat's, eh' noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmütige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.

„Ach!“ sprach der arme Wandersmann,
„Ich bitt' Euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab' Euch ja kein Leids getan
Und wollt' Euch gern, was Ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab' ich nichts bei mir.
Ich geh' itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und teile sie mit Euch; so wahr Gott über mir!“ —

„Gut,“ fing er an, „du hast geschworen:
Ich glaube dir's. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.“
Im kurzem kam der Wandersmann zurück.
„Ach!“ sprach er mit erfreutem Blick,
„Seht, was ich Ärmster fand! Ihr habt's doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch . . welch ein Glück!
Und diese bring' ich Euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.“

„Nein,“ hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren.
Behaltet Euer Geld, weil Ihr so ehrlich seid!“

So fühlt oft selbst ein Schelm den Wert der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen.
In dieser Nacht noch soll's geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Laß doch geschwind das Haus bewachen.
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen.“

„Nein,“ schrie Dorant, „willst du mich glücklich wissen,
So laß die Türen offen stehn!“

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön! —
„Ist's möglich, seid ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich schuld?" —
„Ja, nach der Männer ihren Klagen
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen schuld;
Doch wenn bald nach den Hochzeitstagen
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie frein.
Wie können wir da lange zärtlich sein?"

Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt' itzt ein besser Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Tor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen,
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Toren,
Ein unentfliehlich Ungemach,

Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem Oh und Ach
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach,
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
„Der Herr", zischt er dem Nachbar in die Ohren,
„Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett', er ist ein Narr und weiß nicht, was er will." —
„Das dächt' ich nicht," zischt er ihm wieder in die Ohren,
„Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still!"

Der ungeratne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Törichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Täter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rat;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muß ihn wiedernehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind;
Und eh' vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt' ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bei einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

„Ich lieb' euch," sprach sie oft, „und einer sei mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben."
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zuviel Rechtschaffenheit,
Als daß, solang ihn nicht sein Freund selbst überred'te,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hindernis,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,

Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Tränen, die das Haus selbst weinend machten, an;
Mit Tränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu' und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wut. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichen Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Szene.
Er kam: Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und taten schnell an sich, was sie an ihr getan.

Von mancher Tat, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz (denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?)
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund nach kühner Spötter Weise
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.
„Prinz," sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn getan?" —
„Nichts," rief der Fürst, „Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Untertan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt!" — „Nein den verlass' ich nicht." —
„Auch da nicht, wenn ich's Euch befehle?" —
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.

Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht." —
„Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?" —
„Dies sind Sie," sprach der Greis; „ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag' ich's zu Gottes Ehre." —
„Tor!" rief der Prinz, „wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?" —
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt' es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei,
Er überführet ihn der Landsverräterei
Durch Briefe, die er nie geschrieben,
Und morgen eilt sein Todestag herbei.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füßen
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.

Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Tränen schießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;
Ein Blick, beseelt von Wehmut und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb' und Verzweiflung spricht aus beiden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
Vergess' ich nicht noch heute meiner Pflichten,
So wirst du morgen nicht mehr sein.
Willst du die Schande mir verzeihn,
Nun, so gebeut!" — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befreist du mich durch deine Schmach,
So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
Und doch — O Gott, was soll ich nun erdulden!"

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergibt sich tränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
„Itzt aber," fängt er lächelnd an,
„Itzt kannst du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab' ich das zugleich getan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht."

Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Träne rinnen.
Des Schmerzens tödliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
„Wenn dich“, ruft sie, „die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Karl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein.
Du kannst nichts tun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt . . Strafe sein Verbrechen!
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!“

Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
„Kennst du dies Weib?“ spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verrät den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
„Du“, spricht er, „hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweist nicht deine Treu';
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen!“
Er tut's. „Sieh, Lucia,“ fing drauf der Herzog an,
„Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann.“
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene[1]).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen,
Gefiel ihm Daphne je zuweilen bei dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
Er steht und will nicht stehenbleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin.
Will abwärts mit der Herde treiben
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Herden!
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebärden
Der Schönen seine Zärtlichkeit!
Verspricht ihr alle seine Herden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,

---

[1]) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich (in dem 123sten Stücke des Hamburgischen Korrespondenten, vom Jahre 1756), obgleich gezwungen, getan habe, und liefere meinen Lesern den größten Teil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe, so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen, so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Notwendigkeit als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht, wie kann diese einem Werke erteilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend."

Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nötigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu tun.
„Ich", singt sie, „bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke:
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun!"
Er bat. „Nein," sprach der Gott der Meere,
„Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr' ich dir dein Unglück nur."
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
Sooft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
Die mich entzückt, in seinen Schoß begraben?" —
„Nein," rief der Gott, „du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt."

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch;
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!" —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Torheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
„Oh!" rief die stachlichte Partei,
„Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?" —

„So?“ fielen hier die andern ein,
„Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werte nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.“
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Untertanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
„Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt“, sprach er, „den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.“

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers wert gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reutknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.
„Ach!“ fing der Reutknecht an,
„Werd' ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts getan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in acht genommen.
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach! er hat viel getan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.“

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dies getan?“ —
„Warum! Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu sein.“ —
„Oh!“ fiel der Eremit ihm ein,
„Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' Euch, laßt's Euch nicht verdrießen,
Ich sag' es Euch auf mein Gewissen,
Der Reutknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr als Ihr getan.“

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirt zu Ehren,
Sich der Kanarienvogel hören
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verriet.
„Oh!“ sprach sie, „wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!“
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen
Und trug nach vieler Müh' zuletzt das Glück davon,
Kanarisch fehlerhaft zu singen.

„Oh!“ sprach die Nachtigall, die lang' ihr zugehört,
„Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich sein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen!“

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie teuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen
Und äfft ihn nach und muß ihm weichen
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe“;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft', indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn.
„Gut,“ sprach er, „stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst beteuern,
Ihr findet hier heut euer Grab!“
Erbittert bricht er Ruten ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen rot,
Eilt' Fritz dem Vater zu und klagt' ihm seine Not.
„O sehn Sie nur, das nenn' ich stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht.
Ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht.“ —
„Fritz,“ hub der Vater an, „du hast's nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet sein:
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.“

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Not entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.

„Mich dauert", sprach er, „dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?" —

„Mich", sprach sie, „lockte jene Flur.
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hör' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief! kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon." —

„Das Netz", sprach dieser, „nicht zu sehn?
Dir, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"

Er fliegt und ruft noch: „Merk' es dir!"
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelrute kleben.
„Sprich," rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?"

„Die Freundin", sprach er, „ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!" —

„Die Rute", sprach sie, „nicht zu sehn?
Dir, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!"

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen;

Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an und wählen.

„Ihr Kinder,“ fuhr der Vater fort,
„Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen;
So fahrt (ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit euch reisen)
Aufs Dorf und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammengeben!“

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz in sein Gemach zurück;
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. „Nun,“ fängt er scherzhaft an,
„Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wieviel habt Ihr mir deren angetan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mich Ärmsten . . . Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!“ —
„Schieß her,“ spricht sie mit lächelnden Gebärden,
„Schieß her, wenn du so grausam bist!“
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt tot zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Türe zu. „Wer lud mir die Pistolen?“ —
„Ich tat's, weil mir's zur Reise nötig schien.“ —
„Ich habe dir's doch nicht befohlen?“ —
„Nein, Herr!“ Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: „Ich, der vor wenig Stunden

Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind; —
Getötet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt' ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenn's möglich ist, oh! so verfluch' nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann." —

Man traf ihn neben ihr, durchs Schwert getötet, an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sah's mit scheelem Blicke
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge sein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrat! Ja, gewiß;
So reif, Herr Sperling, und so süß
(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben)
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
„Oh!" sprach der Sperling, „welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du der Frucht in Ruh' genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen."

Sie tut's und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's itzt nicht schmecken will;
Die Trauben sind ja reif. Doch still!
Der Winzer läßt sich wieder hören.
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: „O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide."
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt und süßer schmeckt!

Der Geheimnisvolle.

Mit sehr geheimnisvollen Mienen
Tritt Strephon in Krispinens Haus,
Studiert beim Eintritt bald Krispinen
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
O reden Sie! Wir sind allein.
Was gibt's?" Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreit,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Krispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt,
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden
Frei im Gemach ihr Lied oft sang
Und, ungewohnt, den Widerhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang,
Saß itzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eignes Bild
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh',
Stets sang der Widerhall wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
„O Velten, nimm dich ja in acht,“
Sprach Kunz; von Schrecken eingenommen,
„Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!“

„Schon gut!“ rief Velten, „eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studierte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.“ —

„Sprich, Velten, ob du töricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft' ich's nur bei Nachtzeit wagen!
Ich wollte dir's wohl anders sagen.
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst!

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid' und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach' im großen heißt,
Nenn' ich das Irrlicht gern im kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.“ —

„Nein, Kunz, nein, sag' ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Tier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders sein.“
K. „Wie, Velten, nennst du diesen Schein?“
V. „Ich nenn' ihn Irrwisch.“ K. „Ist's erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.“
V. „So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.“

K. „Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab' es auf der Wanderschaft
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören."
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach', itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So stritten unstudierte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Toren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialektisch schön
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sei, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt erteilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu sein,
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,

Mit ihnen der Bewundrer Menge
Und der Klienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kundgemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht,
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zuwenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

„Wer zweifelt," sprach das Glück, „daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?" —

„Vielleicht", versetzt' darauf die Liebe,
„Rühr' ich sein Herz durch stärkre Triebe.
Er soll Serinen sehn; ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtig's Glück!"
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene,
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz erst mein,
Wie glücklich würd' ich dann nicht sein!
O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu verdienen,
Und sprich! wodurch besieg' ich einst Serinen?"
„Sei", spricht sie, „kein Verschwender mehr,
Gib Schmeichlern weiter kein Gehör!"
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon gibt er Schmeichlern kein Gehör.
„Such' deine Lust in stillern Freuden;
Sei gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr!"
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,

Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

„Die Liebe“, sprach das Glück, „scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
Soviel ich ihm geschenkt, so viel sei ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armut Qual versüßen?“
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichtum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auch stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb' entsagen wollte.
„Nein,“ rief er, „wenn ich auch ein Krösus werden sollte,
Ging' ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser sein,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück als ohne Liebe sein!“ —
„Ja! Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser, ohne Glück als ohne Liebe sein!“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
„In Wahrheit,“ sprach er, „ich bin schön!
Soviel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm,“ rief er, „kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn!“
Er kam. Der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!

Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. „Pfui," hub der Aff' erbittert an,
„Pfui, Spiegel, wie du lügst? Was hab' ich dir getan?"
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
„Das dacht' ich," rief er sehr erfreut,
„Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!"

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral
(Er war gelehrt) sie zu beseelen.
„Nun," sprach er, „setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Toren Häßlichkeit;
Der Tor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle."

Die Witwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich und wohl noch lieber hatte —
„Noch lieber?" wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affekt sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber tot in ihren Armen hielt
Und ihn aus ihrem Arm auch tot nicht lassen wollte.

Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Toten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie tat; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch als vierundzwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz: und teils auf ihr Begehren,
Teils als ein Freund den Seligen zu ehren
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden,
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobald's den Stephan sah:
„Ach Himmel! ach, das ist er. Ja,
Seht nur die lächelnden Gebärden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, Ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund."

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Witwe Trost verlieh,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
Und suchte Ruh' in Schmerz und Pein
Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig wert zu sein,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.

Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es frägt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann." —
„Du kannst", sprach sie, „nur was erdichten;
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn ach! kein Wunder wär's —"
„Dies geht nicht an, Madam;
Er hat Sie schon, indem er angekommen,
An Ihrem Fenster wahrgenommen.
Sie müssen mit herunterkommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was Wicht'ges anzubringen,
Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"

Die junge Witwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich seither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? ein Freier?
Vielleicht gibt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Tür; allein sie kann nichts hören
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht; der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu sein begehren?

Dorinde kömmt, und zwar allein;
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
„Magd," fängt sie an, „sprich, was wir machen sollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden." —
„Ja, ja, Madam, ich bin's zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach! lassen Sie sich's klagen!
Es ist kein hartes Fischholz da;
Soll ich das Bild heruntertragen,
Es ist hart Holz, und es zerschlagen?" —
„Das Bild? Nein, nein . . doch . . tu's nur. Ja . .
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?" —

„Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen:
Zum Fenster ging' es wohl heraus." —
„Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen."

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald voneinander bog,
Bald wieder fest zusammenzog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
„Oh Muschel, wie beglückt bist du!
Oh! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen." —
„Ich", sprach sie, „sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der Tat sieht's itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh',
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz." Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
„Mach' auf," schreit er, „denn ich ersticke." —
„Bald", spricht sie, „will ich dich befrein;
Sieh erst der Mißgunst Torheit ein
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein!"

Das Kind mit der Schere.

„Kind," hub die Mutter an, „eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;

Drum rühre keins von beiden an.“ —
„Allein die Schere, sollt' ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben?“ —
„Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an!“

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Schere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab' ich lange nicht so lieb,
So ließ' ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scher' ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
Und also werd' ich's immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär' es ja nicht recht getan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Schere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd' ich doch — Schon griff es nach der Schere —
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freilich schnitte mich die Schere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprach's und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach,“ hub das Kind fußfällig an,
„Es kränkt mich sehr, daß ich's getan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Schere,
Damit ich sie nicht mehr begehre
Und ohne Zwang gehorchen kann.“

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu tun, die uns am liebsten sind.

Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missetat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nötig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

„Vielleicht," hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

„Du", sprach die Bärin, „kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?

Nicht liegt's an Luft und Milch und nicht an Obst und Magen,
Ihr tötet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt."

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen:
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm, hüpf' auf meine Schwingen!
Ich hoffe dich gut anzubringen.
Komm, Paphos sei dein Aufenthalt!"
Schnell bracht' er ihn zur Venus' kleinem Knaben.
„Hier, Gott Kupido," fing er an,
„Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
Der schärfer als Sie sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben."
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doktor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Taler ein,
Den er genötigt wär', ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ er's lieber sein.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen
Und rief den Priester in sein Haus
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt' ihn itzt verlassen.
„Ach! bet' Er," sprach der Greis, „Gott wird's zu Herzen fassen;
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen."

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. „Ich weiß wohl," sprach der Greis,
„Was ich Ihm einst gered't, wenn Er's gleich nicht mehr weiß.
Hier seh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werte;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab' ich ein Gelübd' getan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er mir, mehr harte Taler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen,
Sie sollen alle für mein Haus.

Doch lass' Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les' Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!"

Das Testament.

„Sohn," fing der Vater an, indem er sterben wollte,
„Wie ruhig schlief' ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es wert und wirst es sein.
Hier hast du meinen letzten Willen;
Sobald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf und such' ihn zu erfüllen,
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben."

Der Vater starb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf
Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches getan?
Und bist du weiser als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt' ich mich mit wenigem begnügen
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichtum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben.
Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.
So dacht' ich, liebster Sohn, so sucht' ich auch zu leben.

Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu sein."

Krispin und Krispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin spricht;
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Torheit lehren
Und über Torheit sich beschweren,
Klingt in der Tat sehr wunderbar!
Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Krispine
So herzlich den Krispin gehaßt:
So legt's nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seid ihr selbst unglückliche Krispine,
So denkt, wenn euch Krispine haßt:
Ob ich's vielleicht gar wohl verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht tut's auch Krispine.

Krispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Krispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichenkarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt' ihn dahingerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug, er starb und ward, weil er's so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenläuten gehn;
Denn allemal ließ sich Krispine sehn
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagt's den neunten Tag
Und ruft die sämtlichen Krispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh' der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?" —
„Nichts," fing die Freundschaft an, „nichts als den Leichenstein!"
„Das", ruft der Küster, „wird es sein."

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein
Und diese Schrift vom Küster ein:

„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb' und Treue;
Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid' aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig sein?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr und mit noch bängern Mienen
Und lief dem guten Küster nach
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er und sie zur linken Seite.
„Nein," schrie der Küster, „umgekehrt!
Ihr Totengräber seid nicht wert — —"

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht;
Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht,
So ist er's doch im Grabe nicht.

Krispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht die Totengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang' ich's an, um mich emporzuschwingen?"
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel," fing er an, „um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, soviel ich weiß.
Seid tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,

Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Seid weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen." —
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft." —
„Gut," sprach der Greis, „wollt Ihr ein leichtres wählen:
So seid ein Narr; auch Narren steigen oft!"

Moralische Gedichte.

Der Menschenfreund.

Wie selig lebt ein Mann, der seine Pflichten kennt
Und, seine Pflicht zu tun, aus Menschenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst der Welt verbindet,
Beruf und Eid und Amt schon in sich selber findet!
Ihm wird des andern Wohl sein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Not, als träf' ihn selbst der Streich;
Und das, was ihn beherrscht, ist ein gerecht Bestreben,
So treu, als er sich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß seine milde Hand dir Glück und Ruhe schafft,
Ist kein erzwungner Trieb von deiner Tränen Kraft:
Er sieht, du bist es wert, er sieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirst du durch ihn besitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du sein Sklave seist
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewissen leihst
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig schenkest
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubst und denkest.
Auch hilft dir nicht sein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Not aus innrer Wollust scheut;
Viel minder wird er dich mit seiner Gunst beglücken,
Um, was er einmal tat, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von seiner Huld vermehrt,
Von seinem Arm beschützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
Ich sprach: ‚Er werde groß‘; und er ist groß geworden.“
Nein, wenn der Menschenfreund sich um dein Wohl bemüht:
So glaub', er wartet nicht, bis es der Erdkreis sieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohltat zu verschweigen;
Gott und sein eignes Herz sind ihm die liebsten Zeugen.

Kein Stolz, noch Eigennutz wirkt seine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfnis heischt, dies reizet seine Triebe
Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menschenliebe.
Nie hält er sich zu schwach, dir hilfreich beizustehn;
Sein Ansehn und sein Freund, sein Stand, sein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Taten,
So wird er durch Verstand und durch Erfahrung raten.

O! spricht er bei sich selbst, mir gab der Allmacht Hand
Bei Gütern und Gewalt auch Willen und Verstand;
Die letzten wend' ich an, damit die ersten Gaben,
Indem sie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was soll der reiche Schatz? Wie? soll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter sein?
Und soll ich als ein Tor mein Herz und mein Gewissen,
Vergnügen und Verstand zugleich mit ihm verschließen?
Welch Elend ist mein Glück, wenn ich, von Unruh' voll,
Als meines Schatzes Herr den Schatz nur hüten soll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch als meine Väter sterbe?
Ist dies des Reichtums Frucht, daß ich, dem Geize treu,
Bei allem Überfluß selbst arm und dürftig sei:
So fluch' ich auf mein Glück und nenn' es eine Bürde
Und hielt' ein Freudenfest, wenn sie gestohlen würde.
Der, der aus seiner Hand, die ihn mit Müh' ernährt
Und noch vom Fleiße schwitzt, sein schwarzes Brot verzehrt
Und sich's zufrieden gönnt, ist's gleich das letzte Stücke,
Lebt besser ohne Glück als ich bei großem Glücke.

Zwar seh' ich, wie Gargil sein reiches Gut gebraucht,
Wenn stets sein Speisesaal von zwanzig Schüsseln raucht;
Nie hebt die Tafel an, so zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umsonst ihr Geld vermachten.
Wahr ist's, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gast zu spät, wo stets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebste Wirt mit Speisen überladen,
Mit Gläsern auf dich gehn und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verstand, du trinkst ihm nie zuviel.
Du taumelst, taumle recht, denn dieses wünscht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne streichest
Und, krank durch seine Huld, aus seinem Hause schleichest.
So braucht Gargil sein Gut und legt der Schwelgerei,
Mit welcher er's verpraßt, der Großmut Namen bei

Und meint, er lebe klug, und lebt und schwelgt betöret,
Bis sein Palast für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menschenfreund, Suffen mag Häuser bau'n
Und sich beim Leben schon durch Stein verewigt schau'n;
Was nützt die stolze Wand, als daß von seinem Segen
Die Enkel einst in ihr der Wollust sanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt teure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt getan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen;
Den Künstlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm erteilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verlieh'n,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überzieh'n;
Es ist bequem genug, mich und den Freund zu fassen;
Der Freund besucht es gern und wird's nicht gern verlassen.
Den Fremden und dem Freund sei stets mein Tisch gedeckt.
Wenn ein gesund Gerücht mir und den Gästen schmeckt;
Was soll der Überfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tisch und mir zur Last, vor meinen Augen stehen?
Macht mich ein kluger Freund durch Reden voller Geist
Bei wenig Speisen satt: so hab' ich wohl gespeist
Und tausche nicht mit dem, der hundert Schüsseln zählet
Und doch bei jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht selbst bedarf, muß ihr zu Dienste stehn.
Für alle schuf der Herr die Güter dieser Erden,
Für alle, die da sind, und noch geboren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt
Und, der zum Greis versehn, vor Not als Jüngling stirbt;
Daß mancher Vater ächzt, weil er bei Fleiß und Wachen
Nicht so viel Brot erschwitzt, die Kinder satt zu machen,
Tut dieses die Natur? Gibt sie nicht reichlich gnug?
Verschwendung, Hoffart, Geiz, List, Eigennutz, Betrug,
Dies macht den Erdkreis arm. O steinern Herz des Bösen,
Zum Retten hast du Kraft und willst doch nicht erlösen!
So lange siecht Philet von Weh und Angst beklemmt;
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld und wäre längst genesen,
Wärst du zum Mitleid nicht zu kalt und karg gewesen.

So denkt der Menschenfreund; er denkt nicht nur, er tut,
Er teilt mit Klugheit aus und freut sich, daß sein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert
Und, wenn er längst verwest, noch manches Elend hindert.

Er hilft der Wissenschaft; weil, wenn er die beschützt,
Er auch der Wahrheit hilft und auch der Tugend nützt
Und ihrem größten Feind, der Gott und sie entehret,
Dem Sohn der Finsternis, dem Aberglauben, wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geist als Glück verliehn,
Ist seiner Achtung wert; er sucht ihn aufzuziehn
Durch Beispiel, durch Verstand, durch Großmut, Hilf' und Wachen,
Klug, edelmütig, treu, groß und beglückt zu machen.
Was kann er Edlers tun, als daß er für die Welt
Ein nicht von seinem Blut entsproßnes Kind erhält?
Er schenkt ihm Zucht und Kunst; der Vater gab ihm Leben:
Wer hat für diesen Sohn das meiste hergegeben?

Er setzt das ganze Jahr gewisse Gelder aus;
Für wen? frißt sie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er sich damit der Dichter Lorbeerreiser?
O nein! errötet nur, er baut den Witwen Häuser,
Wird zarter Waisen Gott und schätzt sich dann beglückt,
Wenn sie durch seine Hand zum Dienst der Welt geschickt,
Den Zeiten nützlich sind. O! spricht er, dieser Same
Sei, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und später Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch sein bares Geld sich durch die Zinsen häuft;
So zählt der Menschenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher seines Guts, das Wohltun seiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verschmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege stehn und ihm und seinen Pferden
Am Müßiggange gleich und gleich an Geilheit werden;
Für dies verpraßte Geld weiß unser Menschenfreund
Den, der mit Jammer wacht und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von sel'gen Pflichten,
Großmütig zu erfreun und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde wie Trajan, groß wie August regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für sich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht;
Ihm will er als sein Bild durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe sucht er dies und wird's durch Lieb' erreichen.
Kein Undank schreckt ihn ab, dir noch sein Herz zu weihn.
Versuch' es, sei sein Feind, du wirst's nicht lange sein:

Durch Wohltun wird er bald Haß und Verfolgung schwächen
Und, wenn du ihn bedrängst, sich nur durch Großmut rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund! sprich seiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbst den Acker feist zu bauen
Und sein erspartes Korn den Hufen zu vertrauen.
Itzt sieht er keine Frucht, er sieht nach kurzer Zeit
Sein reich gestreutes Korn vergraben und verschneit,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt sich sein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne sproßt hervor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, so klein er erstlich schien,
Wird vielfach schon ein Halm; dann trägt in vollen Ähren
Ein einzig Korn oft Brot, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohltat Frucht sich nicht im Augenblick;
Itzt leget sie den Grund zu eines Waisen Glück.
Dies scheint nicht viel getan; was hilft das Glück des einen,
Wenn tausend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Waise wird ein Mann,
Der durch Verstand und Kunst und Güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, sorgt, wachet und verbessert
Und mehrt des andern Wohl so, wie man seins vergrößert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuser Heil,
Und ganzer Häuser Wohl wird ganzer Länder Teil:
So nützt des ersten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O! wollte doch der Mensch des Menschen Schutzgott sein:
So wär' das meiste Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder schuf uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir trennen dieses Band und bleiben fühllos stehen
Und bauen unser Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bei Vernunft in dir;
Allein du denkst, du sprichst, du glaubst nicht so wie wir:
So siehst du deine Qual in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig sind und Gott durch Taten schänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich und stößt aus Heiligkeit
Dich schäumend von sich aus und suchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich christlich zu bekehren.

Hält nicht noch manches Land aus nie befohlner Pflicht
Rechtgläubig vor dem Herrn ein heilig Blutgericht
Zum Bau des Christentums und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit seliger als ihre Henker sterben?
So lieblos macht der Mensch den Menschen unglücksvoll,
Statt daß er ihn als Freund mit Sanftmut tragen soll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menschenliebe galten!

Reichtum und Ehre.

Wie? leb' ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
So ist mein Leben selbst das schrecklichste Geschenke:
So wünscht' ich tausendmal, daß ich, von Einsicht leer,
Unedel wie das Tier nicht wüßte, daß ich wär'.
Zufrieden will ich sein, gesichert vor den Schmerzen:
Dies wünscht und sucht mein Herz und mit ihm aller Herzen.
Allein wie still' ich ihn, den Trieb, der mich besiegt?
O! wär' ich reich und groß: so wär' ich wohl vergnügt.
Könnt' ich im Überfluß die Güter mir gewähren,
Wovon mich jedes rührt, was würd' ich mehr begehren?
Ja, Reichtum wünsch' ich mir. Doch hab' ich auch bedacht,
Ob das der Reichtum ist, wozu der Schein ihn macht?
Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn entbrennen?
Ihr, die ihr ihn besitzt, lehrt seinen Wert mich kennen!

Cleant, der reichste Mann, wird der zufrieden sein:
So ruh' ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.
Ich geh' ihm heimlich nach. Er zählt und lacht im Zählen
Und eilt, was er gezählt, in Schlössern zu verhehlen.
Des Kastens Türe knarrt, vor dem er schmachtend kniet:
Cleant erschrickt, springt auf und sieht sich um und sieht
Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das Bette,
Ob sich vielleicht der Dieb darin verborgen hätte.
Er findet nichts und geht, tiefsinnig geht er fort,
Mißtrauisch kehrt er schnell nach dem verlaßnen Ort
Und greift an jedes Schloß und reißt, um zu erfahren,
Ob sie verschlossen sind, wie sie verschlossen waren.
Cleant! Dich ruft dein Weib, der Tisch ist schon bereit.
Man bringt ein halbes Brot, er sieht es an, und schreit:
„Wie? gestern schnitt ich's auf, und halb ist's schon verzehret?
Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet."

Er ißt und schielt auf das, was er dem Weibe gab;
Es schmeckt der guten Frau; dies ist genug: deckt ab!
Ein Mann, der mehr besitzt, als oft kein Prinz besessen,
Ißt sich nicht satt und läßt sein Weib nicht satt sich essen?
Nichtswürdiger Cleant, du solltest glücklich sein?
Du, deines Schatzes Knecht? Nein, er ist deine Pein.
Bestraf' mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieser Erden,
Um ein Unseliger, um ein Cleant zu werden!

Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.
Er glänzt, und alles glänzt in seinem Haus um ihn:
Er führt mich selbst herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunst und mehr Geschmack, ersonnen zum Entzücken.
Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
Was Künstlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
Was feine Wollust heischt, dies lachte mir entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen mögen.
„Wie glücklich," fing ich an, „wie glücklich sind Sie nicht!"
Und eine Röte stieg Lupinen ins Gesicht.
„Was kann man", fuhr ich fort, „noch mehr als dies begehren?"
„Ich glücklich?" sprach Lupin, und schon entwischten Zähren;
„Mein Sohn, ein Bösewicht, den ich nicht bessern kann,
Mein Weib, das mich nicht liebt — Ich unglücksel'ger Mann!
Was hilft mir mein Palast; was helfen Millionen?
Würd' ich dies Elend los, in Hütten wollt' ich wohnen."

Alcest ist reich und jung, genießt, was er besitzt,
Und sorgt, man rühmt's ihm nach, daß es auch Freunden nützt.
Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn stört ihn in seinen Freuden,
Kein Neid; wie könnte man den, der gern gibt, beneiden?
Sein Haus ist eine Stadt und jeder Tag ein Fest.
Wenn niemand glücklich ist: so ist's vielleicht Alcest.
Itzt zeigt mir ihn mein Freund. O welch ein blaß Gesichte!
Wie kraftlos geht der Mann! Sind dies des Fiebers Früchte?
Ja, siech zu sein, dies ist sein Unglück auf der Welt.
Noch siecher machen ihn die Ärzte für sein Geld;
Ich kenn' ihn, spricht mein Freund, die Nacht ist seine Plage,
Und für die Qual bei Nacht rächt sich Alcest bei Tage.
Er suchet Freund' und Welt, Zerstreuung, Spiel und Scherz;
Doch weder Freund noch Lust dringt in sein mattes Herz.
Sein Tisch ist reich besetzt, sein Wein ist stets der beste:
Doch beides, Tisch und Wein, vergnügt nur seine Gäste.
Alcest ist mißvergnügt und will es doch nicht sein.
Er ißt, ihm ekelt schon, er trinkt, ihm schmeckt kein Wein.

Doch setzt er denen zu, die bei der Tafel essen,
Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um sich zu vergessen.
„Ach!“ sprach er einst zu mir, „ich bin mir selbst verhaßt;
Mein Reichtum heißt mein Glück und ist doch meine Last;
Was mich am Tag erfreut, quält schlaflos mich im Bette.
Siech bin ich; würd' ich's sein, wofern ich minder hätte?“

Cleant, Lupin, Alcest, so fehlt, so reich ihr seid,
Euch bei dem Überfluß doch die Zufriedenheit?
Und tausend, die der Tor bei Schätzen glücklich preiset,
Beweisen tausendfach mir das, was ihr beweiset.
So brauch' ich, um beglückt, nicht eben reich zu sein?
Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? — Nein.
Vernunft! so wehre doch den ungerechten Trieben,
Und nötige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,
Die man mit Müh' gewinnt, bald prassend sie verzehrt,
Bald geizig sie bewacht und bald mit Fluch vermehrt.
Wie schwer, wie mühsam ist's, sich Schätze zu erwerben!
Soll ich sie dumm erfrein und hinterlistig erben?
Soll ich durch Sklaverei vor Großen sie erstehn
Und niederträchtig sein, um mich bald reich zu sehn?
Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,
Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?
Verwünscht sei so ein Schatz! Verflucht sei der Gewinn,
Durch den ich reich als Tor, reich als ein Räuber bin!

Dies, sprichst du, such' ich nicht. Ich kenne beßre Güter.
Ist nicht der Ruhm das Ziel der feurigsten Gemüter?
Die Achtung vor der Welt, die sucht mein Herz allein.
Welch Glück, im Leben groß, im Tod unsterblich sein!
Das tun, mit Beifall tun, was wenig' sich erkühnen!
Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
Entweder etwas tun, das schreibenswürdig ist;
Wo nicht, selbst dieser sein, den Welt und Nachwelt liest.
Wär' ich die Lust des Volks, der Weisheit erste Zierde:
So würd' ich glücklich sein, beglückt durch Ruhmbegierde.
Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!
Dir weih' ich meinen Fleiß, des Lebens Lust und mich.
Mein Nächster liegt und ruht, der träge Tor; er ruhe!
Ich wache diese Nacht, daß ich was Großes tue.
Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär' ich um ihn!
Doch nein, mein rühmlich Werk — Geht, sagt's, er soll mich fliehn.
Wie heiter lacht der Tag! Ich will — doch nein, er lache!
Was heißt ein schöner Tag, wenn ich mich ewig mache!

Wie matt bin ich durch Fleiß! — Geht, langt mir ein Glas Wein —
Doch er erzeugt den Schlaf. Gut, Wasser gebt herein.
Wie lange hab' ich mich lebendig schon begraben!
Könnt' ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang haben?
In deinem treuen Arm schmeckt' ich des Lebens Ruh':
Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm wie du?
Doch kann man, wenn man liebt, auch frei nach Ehre streben?
O nein, die Liebe stört. Gut, ich will einsam leben. —

Viel' Jahre sind vorbei. Wen rühmt man itzo? Mich.
Wer denkt am gründlichsten? Wer schreibt am feinsten? Ich.
So warst du, seltnes Glück, denn mir allein beschieden?
Dir, Ehre, sei's gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
Ich bin des Volkes Lust, der Klugen Augenmerk. —

Allein mein Ruhm wird alt. Er braucht ein neues Werk.
Auf, auf, Glückseliger! dein Feuer möcht' erkalten,
Den Ruhm, den du ersiegt, den mußt du auch erhalten.
Auf! wag' es noch einmal! Vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein; verleugne dich und schreib.
Wahr ist's, dein Körper siecht, dein Fleiß ist sein Verderben;
Doch besser, jung mit Ruhm als alt unrühmlich sterben. —

Nun liest die Welt von mir ein neues Meisterstück:
Sie liest, liest's noch einmal, erstaunt und wünscht mir Glück.
Nun ist mein Wunsch gestillt. Was könnt' ich mehr begehren?
Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.
Wieviel empfind' ich itzt! Wieviel — doch wie mich deucht:
So seh' ich einen noch, der mir Berühmten gleicht.
Nur einen? nein, noch viel. Dies kann ich nicht vertragen,
Nein, neben mir zu stehn, dies muß sich keiner wagen.
Ich will ein Urbild sein. Eh' bin ich nicht vergnügt,
Bis jeden, der mir gleicht, mein größrer Geist besiegt.

Wie lange läßt du dich, o Tor, vom Ruhm beseelen!
Du siehst's, er quälet dich und wird dich ewig quälen.
Wie bei des Fiebers Glut den Durst, der dich verzehrt,
Der oft genoßne Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für dich empfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöscht die Glut.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst du, wenn eine Welt mich ehret
Und, was sie von mir denkt, mich durch Bewundrung lehret?

O Freund! dieselbe Welt, die deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wandrer durchgereist.
Was prahlst du mit der Welt! Der kleinste Teil der Erden
War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und liest,
Weiß wahrlich vielmal kaum, daß du geboren bist;
Und der, auf dessen Gunst du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über dich und zählt dich zu den Toren.
Doch der Bewundrer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,
Sei Millionen stark, wirst du drum glücklich sein?
Wer sind die Willigen, die dich zum Wunder machten?
Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und du verachten?
Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,
Zum Lobspruch gnug Geschmack, zum Richten gnug Verstand?
Sei stolz! Zehn lobten dich; allein von ebendiesen
Ward, sei nicht länger stolz, bald drauf ein Geck gepriesen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?"
Sie loben dich: noch mehr, sie sind entzückt von dir.
An dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen,
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen.
Fast jeder, der dich lobt, belohnt sich für den Dienst
Und ist sich ingeheim, was du zu sein ihm schienst.
Dein Kenner ist wie du, hat göttlich schöne Gaben;
Doch auch wie du den Stolz, sie nur allein zu haben.

Viel' rühmen dich. Warum? Aus Überzeugung? — Nein.
Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich sein.
Warum hat dich Krispin so vielmal schon erhoben?
Er wird dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet dich; nicht, weil du's würdig bist;
Nein, um uns darzutun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von dir. Wie? schätzen dich die Blöden?
O nein, sie wollten itzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkast lobt heute dich; warum? dächt'st du das wohl? —
Damit sein künft'ger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß tausend sich im Ernst für dich erklären,
Gesetzt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er währen?
Ein Herz, das diesen Tag bei deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bei deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, dich immer hochzuachten,
Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
Ist nicht des andern Neid selbst deines Ruhmes Frucht?

Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst du dich glücklich preisen?
Du sammelst, was dich flieht, mit Müh' und Zittern ein,
Und wenn du's endlich hast: so ist es noch nicht dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?

Erfahrung und Vernunft, o steht uns beide bei!
Macht von der Ehrsucht uns wie von dem Geldgeiz frei.
Nicht Ruhm noch Überfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Rührt seine Fläche nur und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig sein und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; ihr habt's und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Teil in eurer Seele leer.
Und dieser leere Teil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! gibst denn du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja, Mensch, erwirb dir sie: so wirst du ruhig sein.
Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierden ein.
Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Überfluß; doch eh' du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das du genießen willst.
Was suchst du viel? O lern', was du nicht braucheſt, meiden!
Und was du hast, genieß! Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn' jedem gern sein Glück; lern' vorteilhaft empfinden
Und in der andern Glück ein Teil von deinem finden!
Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.
Ist jener glücklicher, der reicher ist als du?
Du denkst's und lügest dir. Steig glücklich auf die Thronen,
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen
Und sehn, daß jener dort, den eine Hütt' umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bei dem Quell als du beim Weine fühlet.

Entbehrt er eine Lust, die dir der Reichtum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen
Und, wenn du sie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt genug für dich.
Such' sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,
Und du wirst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rat,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große Tat.
Auch in der Dunkelheit gibt's göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie tun, heißt mehr als Held verrichten.

Ein Richter sieht in dir stets deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn du edel willst, dir mit geheimer Ruh'.
Du streitest wider dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beifall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst du dich an der Welt, an Lieb' und Freundschaft freun,
Gern öffnet er dein Herz und läßt die Freuden ein;
Er schärfet dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug' entgegen.
Wohin du gehst, geht auch sein stiller Beifall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur dein Fuß betritt.
Du schleichst durchs bunte Tal, streifst durch die grüne Heide,
Und was du siehst, ist Lust, und was du fühlst, ist Freude.
Dein Aug' erweitert sich und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum Gott, seinen Schöpfer, preist,
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demut steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehst's und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche,
Dir weht der sanfte West, dir rauschen frohe Bäche,
Dir singt der Vögel Chor, dir springt zufriednes Wild,
Und alles ist für dich mit Wollust angefüllt;
Und du, an Unschuld reich und sicher im Gewissen,
Triffst da viel Freuden an, wo tausend sie vermissen.

Frei von des Neides Pein, frei von des Geizes Last,
Strebst du nach wenigem und hast mehr, als du hast;
Siehst stets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der dir's gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh' du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,

Den Plan zum Glück des Wurms, der itzt vor dir verschwindet
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In deines Freundes Arm, an deiner Gattin Brust
Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach (denn wer hat keins zu tragen?),
So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß dich dein Feind zu lästern sich erkühnt.
Es schmerzt; doch Trost genug, du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hat's entführet.
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret.
Du fühlst ein ander Weh; du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu sein.
Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einz'gen Erben.
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren wert zu sterben.

So sei dein liebstes Gut ein frommes weises Herz,
Dies mehre deine Lust, dies mindre deinen Schmerz;
Dies sei dein Stolz, dein Schatz, dein höchstes Ziel auf Erden.
Sonst alles, nur nicht dies, kann dir entrissen werden.
Zu wissen, es sei dein, zu fühlen, daß du's hast,
Dies Glück erkaufst du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeck' noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

Der Christ.

Mensch, der du Christen schmähst, was ist in ihrer Lehre,
Das der Vernunft ein Schimpf und Gott nicht rühmlich wäre?
Verdient sie deinen Haß, verdient sie deinen Spott?
Zeig' uns ein besser Glück und einen bessern Gott,
Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig' uns schönre Pflichten,
Mehr Antrieb, sie dem Gott der Menschen zu entrichten,
Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
Mehr Trost, wenn sein Gericht der Richter in uns hält,
Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finstre Zweifel quälen,
Mehr Edelmut im Glück, in Not mehr Ruh' der Seelen.
Bring' eine Lehre vor, die besser für uns wacht,
Uns weiser, ruhiger und tugendhafter macht:
Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
Ihr Wort für Menschenwort und deins für Gottes achten.

Bring' diese Lehre vor; wo nicht, so sei ein Christ,
Wenn du, wie du dich rühmst, ein Freund der Wahrheit bist.
Sonst fürcht' ich, daß dein Herz, sein Laster zu verehren,
Den Gott nicht kennen will, den seine Boten lehren.

Auf, Dichtkunst! ehre den, den stolz der Freigeist schilt,
Und zu des Christen Ruhm entwirf des Christen Bild!
Ist er der Weise nicht, der nach der Wahrheit strebet?
Durch sie erleuchtet, denkt, durch sie gebessert lebet?
Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebricht,
Ersetzt in seinem Geist ein göttlich heller Licht.
Er ist's, der von dem Wahn die Wahrheit unterscheidet
Und, frei vom Vorurteil und von dem Stolz entkleidet,
Die engen Grenzen kennt, die ein Verstand ermißt,
Dem Gott oft Dunkelheit, der Mensch ein Rätsel ist.
Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott unterrichtet;
Und dessen Ausspruch ist's, der seine Zweifel schlichtet,
Der ihm das Licht erteilt, die Nebel zu zerstreun,
Den Mut, trotz allem Wahn der Wahrheit treu zu sein,
Des Irrtums Tyrannei und die bewehrten Lügen
Des Lasters, das sie schützt, durch Glauben zu besiegen.
Er kennet sich und Gott; sein Wort wird ihm Verstand.
So hat kein Sokrates, kein Plato Gott gekannt.

Durch dich, so spricht der Christ, bin ich, o Gott! vorhanden.
Die Himmel und ihr Heer sind durch dein Wort entstanden;
Denn wenn du sprichst, geschieht's, wenn du gebeutst, steht's da.
Mit Allmacht bist du mir und auch mit Güte nah!
Du bist der Gott der Kraft; dich preisen Erd' und Meere,
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.
Dich bet' ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem Herrn.
Du hörst der Menschen Flehn, und du errettest gern.
Und wenn ich deiner Hilf', o Gott! gewürdigt werde,
Was frag' ich außer dir nach Himmel und nach Erde?
Im Himmel donnerst du, und Schrecken füllt das Land;
Noch fürcht' ich nichts, denn du hältst mich bei deiner Hand.
Wenn ich die Himmel seh', die du, Herr, ausgebreitet,
Der Sonne Majestät, den Mond, den du bereitet,
Was ist der Mensch, o Gott! daß seiner du gedenkst?
Unzählig ist das Gut, das du ihm täglich schenkst.
Als Schafe läßt du uns auf grünen Auen weiden,
Stärkst uns mit Speis' und Trank, füllst unser Herz mit Freuden.
Du sahst mich, eh' der Grund der Welt geleget war;
Zogst mich aus Mutterleib, und eh' sie mich gebar,

Wogst du mein Glück mir ab und Leiden, die mich üben;
Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geschrieben.
Du bist der Frommen Schutz und bist der Müden Ruh',
Ein Gott, der gern verzeiht; wo ist ein Gott wie du?
Wem soll ich sonst vertraun als dir, du Gott der Götter?
Wen ehren als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie süß ist dein Befehl! gib mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich; ich bin dein Schild und großer Lohn!
Herr! dein Gebot ist Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt' ich einem Gott der Liebe widerstreben?
Umsonst lockt mich das Glück, in dem das Laster blüht;
Könnt' ich ein Sünder sein, da mich dein Auge sieht?
Auch im verborgnen nicht soll ihm der Sieg gelingen;
Denn du wirst aller Werk einst vor Gerichte bringen.
Umsonst reizt mich die Lust, von Fleisch und Blut versüßt;
Ich weiß es, daß mein Leib ein Tempel Gottes ist.
Sollt' ich der Menschen Ruhm stolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich ehrst, mag mich der Mensch verachten!
Ist es des Reichtums Glück, dem ich die Seele weih'?
Um Reichtum ließ' ich Gott? Geiz ist Abgötterei!
Sollt' ich durch Schmähungen des Nächsten Ruhm verderben?
Wer seinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben.
Verleugnen sollt' ich dich, wenn die Tyrannen drohn?
Du bist der Fürsten Herr, sprich! und sie fallen schon.
Verleugnen sollt' ich dich, wenn Spötter deiner spotten?
Dich, Heiland! bet' ich an; du eilst, sie auszurotten.
Dein Kreuz ist Torheit nur dem, der verloren geht;
Uns, die der Glaube stärkt, ist's Heil und Majestät.
Darf sich ein Mensch vor Gott gerecht zu sein erkühnen?
Und wer als Gottes Sohn konnt' uns mit Gott versühnen?
Ist beides nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer sein,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befrein?
Wer kann die Majestät der Lieb' und Großmut fassen?
Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron verlassen,
Sich selbst erniedrigen, einher in Demut gehn,
Der Wahrheit Herold sein und sich verspottet sehn,
Die Wunder Gottes tun und, an das Kreuz geschlagen,
Mit himmlischer Geduld des Menschen Schulden tragen,
Um der zu sein, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?
Des Herz ist göttlich groß, der selbst für Feinde stirbt!
Erschrickt nicht die Vernunft? Ja! denn sie soll erschrecken.
Zu schwach der Gottheit Rat vom Menschen zu entdecken,
Bet' ich der Liebe Macht, die ich nicht fassen kann,

Gott ist kein Mensch wie ich, in tiefster Demut an.
Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,
Des Gottmessias Lieb' im Schauen mir erklären.
Unendlich ist mein Heil. O Glaube, der erfreut!
Gelobet sei der Herr, gelobt in Ewigkeit!

So spricht und glaubt der Christ. Lern' mehr sein Herz noch kennen,
Du wirst, sein Feind zu sein, dir länger nicht vergönnen.
Ist seine Lehr' ein Werk, das den Verstand nur übt?
Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen gibt?
Nein, edler wird sein Herz. Die Lüste zu besiegen,
Die wider die Vernunft sein Glück und deins bekriegen;
Dies ist sein göttlich Amt. Nicht siegt er durch die Kraft,
Die bald der Eigennutz und bald der Stolz erschafft.
Nicht als vor Menschen nur, die nach den Augen richten,
Nein, selber als vor Gott erfüllt er seine Pflichten.
Die Strenge seiner Pflicht, die dir so traurig scheint,
Macht ihn zum Freudigsten. Er weiß, Gott ist sein Freund.
Ja, streng ist seine Pflicht, und schwer sind seine Werke;
Doch ein unendlich Glück, wieviel erteilt dies Stärke!
Der Christ fühlt dieses Glück. Heil und Unsterblichkeit
Glaubt er, von Gott belebt, und überwindet weit.
Ist dies kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?
Der Christ erblickt dein Gut; kein Neid empöret ihn;
Ihn heißt sein eignes Glück für dein Glück sich bemühn.
Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was Gott ihm gab, dir hilfreich mitzuteilen!
Nicht dienet dir der Christ, groß vor der Welt zu sein
Und sich verehrt zu sehn. Nein, Menschen zu erfreun,
Dies ist sein Gottesdienst; und unbemerkt von ihnen
Wird er mit Hilfe hier und dort mit Rate dienen.
Nicht treibt ihn erst dein Dank zu reicher Wohltat an;
Nein, was er Brüdern tut, das hat er Gott getan.
Ein Trunk, mit dem sein Dienst dem Durstigen begegnet;
Ein Blick voll Trost, mit dem sein Herz den Müden segnet;
Ein Rat, mit dem er dich in deinem Kummer stärkt,
Nichts, weiß er, ist so klein, das nicht der Herr bemerkt.
Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten;
So eilt sein sanfter Mut, der Brüder Zwist zu schlichten.
Er wird der Unschuld Schutz: ihr Leiden ist sein Schmerz;
Und ist sein Schutz zu schwach: arbeitet doch sein Herz.

Er hilft den Dürftigen die Mittel gern ersinnen,
Durch Fleiß ihr eigen Brot in Ruhe zu gewinnen;
Er legt durch Sparsamkeit zu zarter Waisen Glück,
Die seine Hand erzieht, den Überfluß zurück;
Und er erspart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,
Den Kranken zu erfreun, die Witwe zu ernähren.
Noch stärker nimmt sein Herz an deiner Tugend teil.
Sein Beispiel lehret dich; und einer Seele Heil
Ist ihm das größte Glück. Dir mangeln gute Sitten;
Er gibt dir Unterricht und stärket ihn durch Bitten.
Er sieht ein redlich Herz, das durch des Freigeists Spott
Im Glauben wanken will; er sieht's und wird sein Gott.
Er sieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;
Er eilt, als wär's sein Sohn, und rettet seine Jugend.
Oft sagt er, wenn du fehlst, es dir aus Demut nicht;
Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.
Sei groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz verachten.
Sei klein und fromm; er wird nach deiner Liebe trachten.
Wenn kränkt sein reiner Mund aus Schmähsucht deine Ruh'?
Er rühmet dein Verdienst, deckt deine Fehler zu
Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der Deinen
Ein Lästrer schänden will, für deinen Ruhm den seinen.
Er ist der wahre Freund. Sein Herz, in sich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
Von Lüsten nicht beherrscht, fühlt er mit offnem Triebe
Der Freundschaft heilig's Glück; und seine Seel' ist Liebe.
Er ehrt mich wie sich selbst und liebt mich treu wie sich:
Sein Umgang gibt mir Mut, und ihm vertrau' ich mich,
Mein Weib, mein Kind, den Rat, mein künftig's Glück zu bauen.
Wer Gott vor Augen hat, wie sollt' ich dem nicht trauen?

Nur ist's allein der Christ, der keine Rache sucht,
Den liebt, der ihn verfolgt, den segnet, der ihm flucht.
Er bleibt sich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich schelten,
Die Rach' ist mein, spricht Gott, und ich, ich will vergelten.
Beleidigt handelt er noch als ein Menschenfreund:
Sein Feind ist ohne Brot; er speiset seinen Feind.
Sein Feind geht bloß einher; der Christ erblickt sein Leiden,
Großmütig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmut?
Räch' ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
Mein Mut sucht deinen Fall — Dies ist der Mut der Tiere!

Tor, ruft mir die Vernunft, ist denn das Leben dein?
Kämpf' sieghaft, fäll' den Feind; wirst du kein Mörder sein?
Kein Feind des Vaterlands, den seine Rächer suchen,
Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel fluchen?
Doch rächt mein Arm sich nicht: so wird mein Nam' ein Spott;
Die Welt — Ist denn die Welt mehr als ein starker Gott?
Und ist der Christ kein Held, der dir den Kampf versaget
Und doch fürs Vaterland sein Blut mit Freuden waget?
Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder scheun
Als der, der herzhaft glaubt, ich werd' unsterblich sein?
Wird in der Hand des Herrn ihn die Gefahr erschüttern?
Nein; doch wer Gott nicht scheut, der muß vor allem zittern.

Geh itzt dem Christen nach, und folg' ihm in sein Haus.
Verehret und geliebt, teilt er hier Freuden aus,
Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,
Durch kluge Sparsamkeit des Fleißes Frucht zu mehren.
Sein Weib, sein würdig's Weib erleichtert ihm die Müh',
Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet sie.
Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen
Und in dem ihrigen seins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verstand,
Wächst sein gesittet Kind; und er schmeckt Heil und Leben,
Dem Himmel und der Welt ein würdig's Glied zu geben.

Klug ohne Hinterlist, streng ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er straft, noch sanft, wenn er gebeut,
Regiert der Christ sein Haus; und göttliche Gesetze
Sind seines Wandels Licht und seines Hauses Schätze.
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Gibt gern ihm seinen Lohn und ehrt in seinem Knecht
Ein göttliches Geschöpf, das, gleich den Herrn der Erden,
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einst zu werden.
Er ist des Knechtes Fürst; doch niemals ein Tyrann.
Er straft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;
Hält ihn von Lastern ab, vermindert ihm das Leiden,
Belohnet seine Treu' und sorgt für seine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, seines Landes Fürst!
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirst.
Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
Den stützt er durch sein Gut und schützt ihn durch sein Leben.

Mißbrauche die Gewalt! er trotzt ihr nicht; er fleht
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majestät.
Gebeut ihm, was du willst, nur nichts, was Gott verboten;
Dann widersetzt er sich, wenn alle Fürsten drohten.

Der Christ, ist der ein Freund der blöden Schüchternheit,
Die vor den Menschen flieht und die Gesellschaft scheut?
Nein, Freund, er wird mit Lust und ruhigem Gewissen
Das Glück, ein Mensch zu sein, des Umgangs Glück, genießen.
Gott schuf ihn nicht zur Qual. Lad ihn zu Freuden ein;
Er scherzt mit feinem Witz, lacht heitrer bei dem Wein,
Freut sich des Saitenspiels; und Lieb' in deinen Blicken
Und Freud' auf deiner Stirn wird seine Seel' entzücken.
Dies, daß er Freude schmeckt und mäßig sie genießt,
Ist selbst der Wohltat Dank, den er Gott schuldig ist;
Und heut erquickt er sich, um morgen seine Pflichten
Als Bürger und als Christ gestärkter zu entrichten.
In dem Vergnügen selbst wird er sich ein Gesetz.
Doch ist dein Umgang nichts als ein beredt Geschwätz,
Nichts als ein leer Gewerb' vornehmer Eitelkeiten,
Nichts als der Witz, den Ruhm der andern zu bestreiten;
Ist's nichts als Schmeichelei, nichts als der Geist der Pracht,
Des Balles und des Spiels, der so beredt dich macht:
So wird er seine Zeit ungern bei dir verschwenden.
Er ist zu klug, um sie nicht edler anzuwenden.
Nennst du dies Lebensart, sich aus Geselligkeit
Den Taumel wilder Lust, das Glück der Trunkenheit,
Den Kitzel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
So ist der Christ kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wie ruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist quält!
Ihm gnügt bei wenigem, wenn diesem alles fehlt.
Erringt er sich in Müh' ein elend Glück durch Ränke?
Ist's Niederträchtigkeit, sind's fesselnde Geschenke,
Wodurch er sich die Gunst des Mächtigern erschleicht?
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht
Und durch Verstand beschützt; nicht durstig nach den Ehren,
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtschaft auch vermehren;
Dem Amte, das er ziert, und seiner Pflicht getreu,
Lebt er, von mancher Qual, die dich verfolget, frei.
Die Last des Übermuts, in der sich Stolze quälen,
Die Müh', mit der sich selbst die Geizigen bestehlen,
Die Pein, die sich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,
Der Fluch, den vor der Welt der Hasser sich erhaßt,

Der Schmerz, mit dem der Neid sein feindlich Herz verzehret,
Das Gift, das früh den Lenz des Wollüstlings verheeret,
Der Schimpf, mit dem bestraft dort ein Verschwender irrt,
Der Haß, der endlich noch des Lästrers Rächer wird;
Dies alles, und was sonst die Laster büßend tragen,
Sind, tugendhafter Christ! dir unbekannte Plagen,
Und hier kannst du dich schon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend sein,
Und dann wirst du sein Herz in seiner Größ' erblicken;
Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
Das Feuer frißt sein Gut, der Hagel seine Saat;
Kränkt dies den Christen nicht? Es kränkt ihn; doch der Rat
Der Vorsicht wird sein Trost. Wenn hier der Unchrist tobet,
So spricht der Christ: Gott gab's; Gott nahm's; Er sei gelobet!
Ihn drückt der Armut Last, sein Leben ist nur Müh'.
Er fühlt die Dürftigkeit, und still erträgt er sie.
Der, der die Lilien so majestätisch kleidet,
Den Hirsch zur Quelle führt, das Schaf in Auen weidet,
Den jungen Raben speist, sorgt der für Menschen nicht?
Er sorgt; ich hoff' auf ihn. Geduld ist meine Pflicht.
Verleumder schmähen ihn. Es schmerzt; doch ein Gewissen,
Das uns mit Beifall lohnt, hilft diesen Schmerz versüßen.
Der Feind, den er genährt, raubt ihm sein Eigentum;
Doch wer das Unrecht trägt um Gutes, das ist Ruhm.
Der Tod der Seinigen schlägt seine Ruhe nieder;
Er weint und tröstet sich: Bald seh' ich dort sie wieder.
Sein Glaube wird verfolgt; doch flüchtig und entblößt
Bekennt er treu den Herrn, der teuer ihn erlöst,
Und spricht, vom schwersten Schlag des Arms des Herrn getroffen:
Wenn du mich töten wolltst, werd' ich auf dich doch hoffen!

So siegt der Christ im Kreuz und find't im Elend Ruh'.
Doch du, des Christen Tod, wie feierlich bist du!
Bestürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hört's, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände.
So ist, Allmächtiger! denn meine Hilfe nah?
Du rufst, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sei dir, der seine Hand stets über mich gebreitet,
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!
Wie oft vergaß mein Herz sein Heil und seine Pflicht!
Doch gingst du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir sterbend bringe.

Ich bin viel zu gering, der Treu' viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir getan.
Frohlockend bet' ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele schauen.
Du bist die Lieb', o Gott! und Gnade für und für.
Mein Geist wird selig sein; denn ihn befehl' ich dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unsterblich, Engeln gleich, werd' ich dich schaun und leben.
Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu sein, leb' wohl! — Er spricht's und stirbt!

Ist dies des Christen Bild, das Herz, die Pflicht des Christen,
Was lästerst du, sein Feind? Ist's Thorheit, frei von Lüsten,
Gottselig und gerecht, und treu, und mäßig sein?
Sich der vollbrachten Pflicht und seines Lebens freun?
Gesundheit, Ehr' und Ruh' und Glück zu schätzen wissen?
Wer soll denn sonst das Glück, dein Freund zu sein, genießen?
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, sich, was er will, erlaubt,
Dir Ehre, Ruh' und Glück und selbst dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt und deine Töchter schändet?

Doch, sprichst du, werden auch viel solcher Christen sein,
Wie sie dein Lied besingt? Wahr ist's, die Zahl ist klein;
Doch was beschwerst du dich? Anstatt dich zu beschweren,
Daß ihrer wenig sind: so hilf die Zahl vermehren.
Nein, sprichst du, die Vernunft ist mir ein heller Licht:
Ihr folg' ich. Folg' ihr nur; sie hintergeht dich nicht.
Sprich sie bedachtsam an, die Wahrheit dir zu zeigen;
Doch laß das Vorurteil, laß deine Lüste schweigen;
Dann höre, was sie spricht: sie wird dir laut gestehn,
Ein menschlich's Werk zu sein, sei stets die Schrift zu schön.
Entblößt von deinem Stolz, wag' dich in ihre Tiefen.
Prüf' alles. Wer verwirft ein Werk, ohn' es zu prüfen?
Frag' sie: was ist der Mensch? Was soll er auf der Welt?
Er ist der Allmacht Werk, die liebreich ihn erhält.
Unsterblich ist sein Geist und soll zu Seligkeiten
In dieser Welt der Müh' durch Tugend sich bereiten.
Antwortet die Vernunft, wenn sie der Weise fragt,
So göttlich als das Wort, dem dein Verstand entsagt?
Frag' sie, woher es kömmt, wenn Gott die Welt regieret,
Daß oft die Tugend seufzt, das Laster triumphieret?
Frag' die Vernunft. Sie schweigt. Frag' die Religion.

In jener Welt, spricht sie, verteilt Gott Straf' und Lohn.
Du spottest stolz der Schrift, nennst sie den Witz der Blöden,
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden;
Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft und Licht,
So zuversichtlich schön, als ein Apostel spricht?
Des Witzes Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte.
Wer ist sein Zeus? ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
Ich bin zu stolz, sein Freund und auch er selbst zu sein.
Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?
Das Volk des Heidentums, verführt vom blinden Wahn,
Ruft hier ein Tier als Gott, dort Pflanzen betend an;
Gibt erst durch seine Kunst dem Klotze Haupt und Glieder
Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder;
Erhebt das Laster selbst, das es mit Scheu begeht,
Zum Gott, um dessen Schutz das Blut der Opfer fleht.
Warum entrissen die, die sich in Weisheit übten
Und einen bessern Gott und beßre Sitten liebten,
Warum entrissen sie, Gott und der Tugend treu,
Das Volk dem Laster nicht, nicht der Abgötterei?
Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?
Sie reden; und ihr Wort sät Weisheit aus und Frieden.
Tut Buße! sprechen sie, dies ist's was Gott gebeut.
Entblößt von Wissenschaft, fern von Beredsamkeit
Tritt ein Apostel auf und kündiget den Lüsten
Den Krieg gottselig an; und Heiden werden Christen.
Man widersetzt sich ihm. Der Weise schmäht das Wort.
Bestrafet und beschimpft stößt man den Lehrer fort.
Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er segnet,
Red't freudig vor dem Volk und mutig vor dem Thron
Und red't in Banden noch das Wort von Gottes Sohn;
Und seine Lehre siegt. Schon stürzen die Altäre
Von Hoheit, Ehr' und Glück, von der Gewalt der Heere,
Dem Arm des Vorurteils, des Lasters und der List,
Vergebens unterstützt. Der Heide wird ein Christ.
Er glaubt, bezwingt sein Herz, bezwingt des Lasters Mächte;
Und Sklaven wilder Lust sind plötzlich Gottes Knechte.
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und Spott.
Verleugnet euern Herrn; nein! unser Herr ist Gott.
Man wütet, und umsonst! der Christ erträgt die Leiden
Und in des Henkers Arm des Todes Qual mit Freuden.

Die Lehre Jesu siegt. Hat Gott sie nicht geschützt,
Sie nicht durch Kraft und Geist, durch Wunder unterstützt:
So mußt du dies, daß sie hat Beifall finden können,
Und daß sie sich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du siehst viel Zweifel. Gut! Siehst du nicht auch viel Licht?
Wenn du Beweise siehst; dann ist der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, sinnreich in eiteln Fragen,
Hängst du dem Zweifel nach und magst ihm nicht entsagen.
Prüf' die Religion; doch denk' auch, was du bist,
Daß dein Verstand umschränkt und Gott unendlich ist.
Tu ihren Willen treu; dann wirst du innewerden,
Sie sei des Himmels Geist und nicht der Witz der Erden.

Der Stolz.

Der du zu deiner Ruh' dein Nichts so gern vergißt
Und desto mehr dich dünkst, je weniger du bist,
Mensch! was erzeugt den Stolz, mit dem dein Herz sich nähret,
Nur dein Verdienst dir rühmt und Beßrer Wert entehret?
An andern hassest du des Stolzes Eitelkeit,
Und sklavisch machst du ihn zum Herrn, der dir gebeut.

Wie, sprichst du, mir den Stolz, dies Laster, vorzurücken?
Wenn zeig' ich ihn? Sehr oft. Er red't aus deinen Blicken,
Er prahlt in deinem Gang, gebeut aus deinem Ton;
Oft ist dein Kleid und oft des Dieners Kleid sein Thron;
Der Titel, der dich bläht, der Name deiner Väter,
Der dich so oft entzückt, wird dein und sein Verräter.
Was ist's, wodurch der Stolz dich nicht zu fesseln weiß?
Stand, Schönheit, Glück und Ruhm, Witz, Tugend, Kunst und Fleiß,
Das, was wir hoch mit Recht und oft mit Unrecht schätzen,
Dies alles beut er auf, sich fest in dir zu setzen;
Und hast du kein Verdienst: so täuscht er dich durch Schein,
Läßt, was du niemals warst, dich in Gedanken sein;
Und was du endlich hast, dies sind vollkommne Gaben,
Und heimlich wirst du sie bloß dir zu danken haben.

So, sprichst du, soll ich blind der Güter Wert verschmähn,
Nicht wissen, was ich bin, was ich vermag, nicht sehn,
Den Vorzug, der mich schmückt, vor vielen schmückt, nicht kennen,
Mir den Genuß des Glücks und meiner selbst nicht gönnen?

Mein Stolz ist ein Gefühl von meinem eignen Wert.
Wenn hab' ich mehr zu sein, als ich verdient, begehrt?
Kann ich in mir das Amt der Wahrheit wohl verwalten
Und minder von mir selbst, als sich gebühret, halten?

O Freund! wer bist du denn? Ich seh' aus deiner Pracht,
Dich hat der Überfluß, der Reichtum stolz gemacht.
Berechtigt dich ein Gut, das aus der Väter Kisten
In deine Hände fiel, dich königlich zu brüsten?
Ist jener, der durch Fleiß, der Dürftigkeit entflohn,
Nicht würdiger, als du bei deiner Million?
Ist dieses ein Verdienst, viel Überfluß besitzen?
Verstehst du denn die Kunst, den Reichtum schön zu nützen,
Der andern Glück zu sein? Wozu gebrauchst du ihn?
Des Volks Bewunderung durch Pracht auf dich zu ziehn,
In Kutschen dich zu blähn, in Schlössern stolz zu wohnen,
Der Schmeichler Knecht zu sein und Narren zu belohnen,
Deswegen bist du stolz?

So recht! versetzt Krispin,
Er hat den Schatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.
Mir hat der Fleiß mein Gut, ihm hat's das Glück bescheret;
Durch Witz hab' ich's erreicht, durch Sparsamkeit vermehret.
Ich treibe keine Pracht, kein Hochmut nimmt mich ein.
Doch ist's nicht ein Verdienst, mit Ehren reich zu sein?
Und darf ich dies Verdienst nicht an mir selbst bemerken?
So gründlich weiß Krispin sich in dem Stolz zu stärken.
Sein Gut, durch stumme List und tückischen Verstand
Den Armen abgedrückt und Freunden oft entwandt,
Dem Fürsten und dem Staat durch Gleisnerei entrissen,
Dies nennt er sein Verdienst und trotzt auf sein Gewissen.

Doch sei auch kein Krispin, sei reich durch bessern Fleiß!
Entstund dein Überfluß, dein Glück, auf dein Geheiß?
Wer gab zu deiner Kunst die Fähigkeit und Kräfte?
Wodurch gelungen dir so glückliche Geschäfte?
Warst du der Herr der Zeit, die günstig dir erschien?
Des Zufalls, der mehr Glück als andern dir verliehn?
Sind jene Redlichen, die sich im Mangel grämen,
Nicht diese, die durch Fleiß und Kunst dich oft beschämen?
Allein ich streite dir den größten Fleiß nicht ab.
Was schaffst du mit dem Gut, das Fleiß und Kunst dir gab?
„Ich unterhalte die, die gern sich nähren wollen —
Ich baue —“ Baust du bloß, daß andre leben sollen?

„Ich sorge für mein Haus und lass' ihm einst mein Glück."
Ich ließ' ihm, wär' ich du, gern weniger zurück
Und würde, mir das Wohl der Meinen zu verpfänden,
Auf ihre Zucht, ihr Herz weit mehr als du verwenden.
Du glaubst, du tust sehr viel; doch kenntest du die Pflicht
Des Reichtums und dich selbst: so glaubtest du dies nicht.

Doch jener, dessen Geist dem Staube sich entrissen,
Den, ihrem Throne nah, die Fürsten günstig küssen;
Er, den die Weisheit hob und in der Höhe schützt,
Er, der sich selbst verzehrt, indem er Ländern nützt;
Er winkt, so flieht die Schar des Hofes ihm entgegen,
Dem dräut sein Blick den Fluch, und jenem lacht er Segen;
Hat er, der Fürsten Freund, den jeder Tag mehr preist,
Und dessen Glanz zu sehn, der Fremde kostbar reist;
Er, dessen Namen schon ins Ohr entfernter Zeiten
Die Sänger des Apolls mit ew'gem Laut verbreiten;
Hat er, den alles schätzt und sein Verdienst ihn lehrt,
Nicht Recht zu seinem Stolz, mit dem er sich verehrt?
O hätt' er Mut genug, die Schmeichler zu verachten,
Dreist in sein Herz zu gehn und streng es zu betrachten,
Entkleidet von dem Schein, was Schein ist, zu verschmähn:
Wie würd' er so beschämt auf seine Größe sehn!
Was ist die Weisheit denn, durch die sein Geist gestiegen?
Oft nur die Wissenschaft, den Fürsten zu vergnügen,
Durch Szenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun
Und, um sich groß zu sehn, des Fürsten Knecht zu sein.
Was ist die Wachsamkeit, die seine Hoheit schützet?
Den, welcher mehr Verstand, mehr Witz als er besitzet,
Dem Weisheit und Natur ein edler Herz verliehn,
Den Augen seines Herrn sorgfältig zu entziehn.
Was ist der Edelmut, mit dem er andern dienet?
Ist's Tugend, daß er sich dein Schutz zu sein erkühnet?
Bewegt ihn dein Verdienst, wenn er die Bittschrift liest,
Mehr als die Kunst, mit der ein Narr den Saum ihm küßt?
Er hilft mir, weil mein Flehn sein weichlichs Herz beschweret;
Und meine Demut ist's, die ihn die Großmut lehret.
Was ist des Großen Fleiß, von dem er stündlich spricht?
Wem dient er? Meistens sich und selten seiner Pflicht.
Was treibt ihn feurig an, das Schwerste zu vollführen?
Sein Amt? Nein, mehr die Furcht, sein Amt nicht zu verlieren.
O! spricht er bei sich selbst: Gesegnet sei mein Rat!
Gesegnet sei mein Fleiß! denn beides hält den Staat;

Und wenn er dies sich sagt, spricht oft das Land indessen:
Verflucht sei doch die Kunst, den Untertan zu pressen!
„Geschieht nicht, was geschieht, im ganzen Staat durch mich?
Wer übersieht ihn mehr, wer kennt ihn mehr als ich?“
Stirb, und vor deiner Gruft wird sich der Staat beschweren,
Du habst ihn nur gekannt, um tief ihn zu verheeren.
Hat jener, der sein Haus im Dunkeln treu regiert,
Ihm Fleiß und Tugend läßt, nicht mehr als du vollführt?
Ihn ehret die Vernunft; und gegen seine Größe
Ist deine Hoheit Schwulst und dein Verdienst nur Blöße.

Am Stolz dem Großen gleich und stolzer oft als er,
Tritt, der die Demut lehrt, der Weise, dort einher,
Zeigt uns auf seiner Stirn, dem menschlichen Geschlechte,
Der künft'gen Welt zum Dienst, verwachte finstre Nächte.
Wer, denkt er, trieb die Kunst so hoch, als ich sie trieb?
Wer schrieb am gründlichsten, seitdem man Bücher schrieb?
Ein Licht, aus meinem Geist hellstrahlend ausgeflossen,
Hat endlich den Verstand der Menschen aufgeschlossen.
Nun irrt kein Sterblicher, wofern er mich versteht,
Er lese, was ich schrieb. Sind so viel Alphabet
Voll Weisheit, hell erklärt und kettenweis bewiesen,
Jahraus, jahrein gedruckt und monatlich gepriesen,
Sind diese nicht geschickt, die Wahrheit zu erhöhn?
Nein, ehe glaubt' ich selbst, mein Ruhm könnt' untergehn.
O glaub' es, stolzer Mann! wer wird dich künftig lesen?
Die Welt verlöre nichts, wärst du gleich nicht gewesen.

Ja, denkt ein Damon hier, der stolze Mann ist klein;
In meiner Wissenschaft, da glückt es, groß zu sein.
Ist nicht mein kostbar Werk der Schmuck in Büchersälen?
Sagt's nicht, wieviel ich weiß, wie oft die andern fehlen?
Führ' einen Kenner an, der's nicht für göttlich hält!
Ja, Damon, doch dies Werk, was nützt es denn der Welt?
Hast du durch deinen Dienst sie dir so sehr verpflichtet
Als jener, der sein Dorf zur Tugend unterrichtet?

Doch dein Verdienst sei mehr als ein gelehrter Ruf.
Sei selbst der größte Geist, den die Natur erschuf;
In dir sei Wissenschaft, Geschmack und Witz verbunden;
Hab' überdacht, geprüft, und habe selbst erfunden;
Sei mit der Welt genau, die vor dir war, bekannt;
Sprich stets Beredsamkeit, sprich göttlichen Verstand;
Erforsche die Natur auf dem geheimsten Gleise;
Schreib ganze Schulen klug und Nationen weise

Und habe denn das Ziel des größten Ruhms erreicht,
Daß itzt dir keiner glich', und künftig keiner gleicht;
Noch hast du wenig Recht, Geringre zu verachten
Und als den Würdigsten mit Stolz dich zu betrachten.
Der Geist, mit dem du dich so vieles Ruhms erkühnt,
Woher bekamst du ihn; was hat ihn dir verdient?
Sprach, eh' du aus dem Nichts als Mensch gebildet gingest,
Schon ein Verdienst für dich, daß du so viel empfingest?
Daß jene weise Hand dir mehr als uns verleiht,
Gibt dir kein Recht zum Stolz, nein, zur Erkenntlichkeit.
Der Fleiß, den du verehrst, ist dieser Fleiß dein eigen?
Wer gab dir Mut und Lust, so glücklich ihn zu zeigen?
Geburt und Unterricht, der Lehrer und der Freund,
Das Beispiel und das Glück, und was sich sonst vereint,
Den Trieb nach Wissenschaft und deinen Fleiß zu mehren,
Wes sind sie? Wag' es nur, und zieh von deinen Ehren
Gerecht den Anteil ab, den jedes fordern kann,
Was hätte, sonder sie, dein großer Fleiß getan?
Du hast weit mehr gewirkt, als tausend nicht verrichten,
Wahr ist's; doch hattest du nicht auch weit größre Pflichten?
Gehört zur edlen Tat Erfolg und Umfang bloß?
Der Quell, aus dem sie fließt, macht unsre Handlung groß.
Verschwende deinen Fleiß in Scharen großer Taten,
Ihr Nutzen greif' um sich und segne ganze Staaten;
Allein was war der Grund von deiner edlen Müh'?
Der Menschen Glück? Sprach dies in deiner Brust für sie?
Belebte deinen Fleiß, beseelte deine Triebe
Der heil'ge Ruf der Pflicht, der Geist der Menschenliebe?
Wie? oder war dein Ruhm, der Geist der Eitelkeit,
Dein Glück der Gott, dem du den ew'gen Fleiß geweiht?
Oft nur für unsern Ruhm erringen wir uns Stärke,
Und auf unedlem Grund erbaun wir edle Werke.
So füllt die Lilie wohlriechend ihr Gebiet,
Die doch den Nahrungssaft aus faulem Staube zieht:
So wird die Fruchtbarkeit, mit der die Saat sich hebet
Und unsre Scheuren füllt, doch erst vom Schlamm belebet.

Die hellsten Tugenden, sind diese Tugend nur?
Wie oft erzwinget sie der Hochmut der Natur!
Er macht sie scheinbar nach und weiß, durch Kunst bescheiden,
In Demut, Höflichkeit und Güte sich zu kleiden.
Sieh jenen Gütigen! Stolz ist's, der ihn erweicht;
Ich seh' es aus der Hand, die mir die Guttat reicht.

Nimm, sagt er durch die Art, mit der er sie beweget,
Das, was ein Niedriger wie du zu schätzen pfleget.
Du hast dich itzt mit Recht mich anzuflehn erkühnt;
Nützt nicht mein Überfluß auch dem, der's nicht verdient?
Was ist der fromme Wunsch, womit Alcest uns segnet?
Stolz, den der Gruß beseelt, mit dem wir ihm begegnet.
Sieh jenen Höflichen; mit welcher Freundlichkeit
Bemerkt er unsern Wunsch! Er schenkt uns seine Zeit,
Schleicht sich in unser Herz und sucht und lernt in allen
Der Künste schwerste Kunst, jedwedem zu gefallen,
Sich selber ist er nichts, und alles sind wir ihm;
Doch seine Höflichkeit ist stolzer Ungestüm
Und ein Befehl für uns, ihn doppelt hochzuachten,
Weil er so gütig war, nicht laut uns zu verachten.
Sieh die Bescheidne dort. Ihr Gang, ihr Blick, ihr Ton
Ist Demut; lobe sie, und sie errötet schon.
Sie gibt der Schönheit Ruhm erschrocken dir zurücke
Und widerlegt ihn noch durch lobenswertre Blicke,
Verringert ihren Wert, der sich dein Lob gewann,
Damit sie dir beweist, wie schön sie denken kann,
Und wird zuletzt vor dir der Demut Tränen weinen
Aus Stolz, was Göttlichers, als andre sind, zu scheinen.

Man eifert auf den Stolz, nennt seinen Eifer Pflicht,
Und unser Eifer selbst ist Stolz, der aus uns spricht.
Man schreibt ein sinnreich Werk, dies Laster zu vertreiben,
Und wird aus Stolz geschickt, schön wider ihn zu schreiben.

Man rühmt des Weisen Ruh', rühmt die Gelassenheit,
Mit der er sich beschützt, wenn ihm der Unfall dräut;
Und oft ist diese Ruh' geheimer Trotz der Seelen,
Der spricht: Ging's nach Verdienst, so würde nichts mir fehlen.

Man rühmt des Helden Mut, der, wenn das Schwert der Schlacht
Itzt Legionen frißt, ihn unerschüttert macht;
Oft ist sein Mut nur Stolz. Er denkt, für meine Waffen,
Mich zu verteidigen, sind diese nur geschaffen.

Doch herrscht der Übermut in Hohen nur allein?
Nein, selber das Gebiet der Niedrigsten ist sein.
Der arme Landmann sieht des Ärmern reichre Garben;
Er sollte, denkt sein Stolz, er wohl, doch ich nicht, darben.
So sieht des Bettlers Not ein Bettler ungerührt:
Mir Würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.

So schließt des Künstlers Stolz aus seiner Tracht von Seide,
Wieviel er besser ist als der im wollnen Kleide.

O Mensch! vertreibe doch den Glanz des falschen Lichts!
Warum verbirgst du dir mit so viel Kunst dein Nichts?
Was ist des Menschen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
Die Kenntnis seiner selbst, die Kenntnis seiner Blöße;
Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen spricht:
Soviel ich hab' und bin, hab' ich's von mir doch nicht;
Sowenig ich empfing, will ich's mit Dank besitzen,
Mich seiner täglich freun und unverdient es nützen.
Und ist dein Ohr, o Freund! vor dieser Stimme taub:
So schleiche tiefgebückt und krümme dich im Staub
Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren,
Du wirst den gröbsten Stolz auch noch im Staub ernähren.

Die Freundschaft.

Sei ohne Freund; wieviel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Mut im Unglück geben
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück teilen;
Dir, wenn du rufst, mit Rat entgegeneilen
Und, wenn du fehlst, dein Warner sein?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es gibt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh' wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen:
Dies ist nicht Freundschaft, dies ist Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.

Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüte
Läßt deinen Wert nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erst Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben,
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn' Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich stets, gerecht zu sein, erkühnen
Und, daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpfet;
Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wird's nicht durch kleine Fäll' ermüden!
Es fühlet sich und stört der Freundschaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe wert gefunden:
So tue, was die Weisheit spricht.
Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie sehr du liebst, durch Taten ihn belehren,
Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
Du ahmst es nach, und du belebst den Samen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, tue;
Und eure Treu' wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
Du duldest sie bei seinen größern Gaben,
Und milderst sie mit sanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert deins, wenn's minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn ungewiß bei meiner Pflicht ich wanke,
Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
Was tät' Arist bei dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär' er selbst zugegen.
So gibt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen:
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er sind beid' ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüßen;
Doch daß ich's tat, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh' ich doch dem Dienst des Dienstes Miene,
Als nützt' ich minder ihm denn mir.

Teilt er mit mir die Last der größern Sorgen:
So bleibt von mir die kleinst' ihm nicht verborgen
Und schwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag' ich's ihm, was mich im stillen drücket:
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Eh' mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zuteile;
Und wenn im Geist ich's ihm zu sagen eile,
Wird mir dies Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geist ich's ihm zu klagen eile,
So fühl' ich minder Kümmernis.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund' uns froh verscherzen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns itzt scherzen lehren,
Beseelt die Lieb'; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt' je ein Zwist der Freundschaft Ruhe kränken,
Sollt' übereilt ich ihr zum Nachteil denken
Und meinem Freund ein Anstoß sein:
So eil' ich schon den Fehler zu gestehen.
War's klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüßen,
Und laß dein Herz von Freundschaft überfließen,
Der süßen Quelle für den Geist!

Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel' ergeußt.

Dort werd' ich erst die reinste Freundschaft schätzen
Und bei dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
Dort werd' ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
Fromm miteinander umzugehn.

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
Wag's, du sein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verspricht,
So bleib ihm treu. Gewährt er's nicht,
So lern' ihn dreist verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
Der Fürst an seine Seite setzt
Und laut mir seinen Beifall schenket!
Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groß, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Wert?
Setz' ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beifall klein;
Vielleicht hältst du's, ihm wert zu sein,
Nunmehr für eine Schande.

Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn auf ihr Wort die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält,
Wirst du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh',
Wenn viele deinen Namen hören?

Bist du beglückt, in dir beglückt,
Wenn Tor und Törin auf dich blickt
Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Gibt dir dein Herz den Beifall nicht:
Was wird dir andrer Beifall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir:
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
Gleichgültig nennt und dann vergißt:
Ist dies ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dies die Welt, die von dir hört,
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dies des Nachruhms Ewigkeit,
Wenn ein Skribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein, vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu sein,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Mut, den Unsinn Geist
Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigentum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beifall bloß,
So such' ihn still in ihrer Sphäre.
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand;
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh'
Und halte dies für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Widerhall
Muß dich zu großen Taten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht:
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Wert ihn nicht erhält:
So gibt dir ihn trotz aller Welt
Doch ewig dein Gewissen.

Geistliche Oden und Lieder.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit
Und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk' auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Überfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, soviel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden!
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen!

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigentum
Laß mich nur nicht verlieren!
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demut, Mut in Not,
Das wollest du mir geben!
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden!

Danklied.

Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret;
  Und Ruhm und Ehre bring' ich dir.
Du, Herr, hast stets mein Schicksal regieret,
  Und deine Hand war über mir.

Wenn Not zu meiner Hütte sich nahte:
  So hörte Gott, der Herr, mein Flehn
Und ließ nach seinem gnädigen Rate
  Mich nicht in meiner Not vergehn.

Ich sank in Schmerz und Krankheit danieder
  Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
  Und mein Gebein erfreute sich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte:
  Klagt' ich Gott kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
  Und stärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
  Mit Sünde mich umfangen sah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
  Und seine Gnade war mir nah.

Um Trost war meiner Seele so bange;
  Denn Gott verbarg sein Angesicht.
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie so lange?
  Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half und wird mich ferner erlösen.
  Er hilft; der Herr ist fromm und gut.
Er hilft aus der Versuchung zum Bösen,
  Und gibt mir zu der Tugend Mut.

Dir dank' ich für die Prüfung der Leiden,
  Die du mir liebreich zugeschickt.
Dir dank' ich für die häufigern Freuden,
  Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank' ich für die Güter der Erden,
  Für die Geschenke deiner Treu'.
Dir dank' ich; denn du hießest sie werden,
  Und deine Güt' ist täglich neu.

Dir dank' ich für das Wunder der Güte;
  Selbst deinen Sohn gabst du für mich.
Von ganzer Seel', von ganzem Gemüte,
  Von allen Kräften preis' ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
  Die Erd' ist voll der Huld des Herrn.
Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
  Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Des Abends währet die Klage,
  Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
  Erhebt er uns zur Seligkeit.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
  Vergiß nicht, was er dir getan!
Verehr' und halte seine Befehle
  Und bet' ihn durch Gehorsam an!

Das Gebet.

  Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sei wach und nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demut oft und gern
Und prüfe dich in seinem Lichte
Und klage deine Not dem Herrn!

  Welch Glück, so hoch geehrt zu werden
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?
Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich, Gottes Freund zu sein.

  Sein Glück von seinem Gott begehren,
Ist dies denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dies unsre Seele nicht?

Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Ist diese Pflicht für dich betrübt?

Bet' oft in Einfalt deiner Seelen!
Gott sieht aufs Herz, Gott ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sind's, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut.
Gott ist kein Mensch. Ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredsamkeit.

Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott.
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue schwöret
Und dann vergißt, was er beschwur;
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.

Bet' oft zu Gott und schmeck' in Freuden,
Wie freundlich er, dein Vater, ist.
Bet' oft zu Gott und fühl' im Leiden,
Wie göttlich er das Leid versüßt.
Bet' oft, wenn dich Versuchung quälet;
Gott hört's, Gott ist's, der Hilfe schafft.
Bet' oft, wenn innrer Trost dir fehlet;
Er gibt den Müden Stärk' und Kraft.

Bet' oft, und heiter im Gemüte
Schau' dich an seinen Wundern satt.
Schau' auf den Ernst, schau' auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat.
Hier irrtest du in deiner Jugend,
Im Alter dort. Er trug Geduld,
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend;
Erkenn' und fühle seine Huld.

Bet' oft und schau' mit sel'gen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt
Und schmeck' im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünft'gen Welt.

Ein Glück von Millionen Jahren,
Welch Glück! Doch ist's von jenem Glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.

Bet' oft; durchschau' mit heil'gem Mute
Die herzliche Barmherzigkeit
Des, der mit seinem teuren Blute
Die Welt, der Sünder Welt, befreit.
Nie wirst du dieses Werk ergründen;
Nein, es ist eines Gottes Tat.
Erfreu' dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr' im Glauben Gottes Rat.

Bet' oft; entdeck' am stillen Orte
Gott ohne Zagen deinen Schmerz.
Er schließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz.
Nicht dein gebognes Knie, nicht Tränen,
Nicht Worte, Seufzer, Psalm und Ton,
Nicht dein Gelübd' rührt Gott; dein Sehnen,
Dein Glaub' an ihn und seinen Sohn.

Bet' oft; Gott wohnt an jeder Stätte,
In keiner minder oder mehr.
Denk' nicht: Wenn ich mit vielen bete:
So find' ich eh' bei Gott Gehör.
Gott ist kein Mensch. Ist dein Begehren
Gerecht und gut: so hört er's gern.
Ist's nicht gerecht: so gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.

Doch säume nicht, in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn,
Und seinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern, zu erhöhn;
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchrist dir entdeckt,
Und ihn zur Inbrunst zu erwecken,
Wie er zur Inbrunst dich erweckt.

Bist du ein Herr, dem andre dienen:
So sei ihr Beispiel, sei es stets,
Und feire täglich gern mit ihnen
Die sel'ge Stunde des Gebets.

Nie schäme dich des Heils der Seelen,
Die Gottes Hand dir anvertraut.
Kein Knecht des Hauses müsse fehlen;
Er ist ein Christ und werd' erbaut!

Bet' oft zu Gott für deine Brüder,
Für alle Menschen als ihr Freund;
Denn wir sind eines Leibes Glieder;
Ein Glied davon ist auch dein Feind.
Bet' oft: so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böse scheun,
An Lieb' und Eifer nicht erkalten
Und gern zum Guten weise sein.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre;
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun!

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte
Und nimm an meiner Gnade teil!

Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Teil des Lebens,
Wie hab' ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

War's in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn
Und züchtig und gerecht und Gottes Freund zu sein?

Hab' ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen?
Mir und der Welt genützt und jeden Dienst getan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht, weil mich Menschen sahn?

Wie hab' ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut' ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab' ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?

Dacht' ich bei dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt' ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt' ich der Freundschaft Glück, sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab' ich nichts gered't, das ich bereuen soll?

Hab' ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beispiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dies mir angenehm?

War mir der Fehltritt leid, sobald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?

Gott, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergib durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergib und gehe du nicht mit mir ins Gericht!

Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb' ich, so leb' ich dir, sterb' ich, so sterb' ich dir!

Gelassenheit.

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet;
Gott weiß es, und Gott schützet;
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh' ich die Welt noch sah.
Eh' ich mich selbst noch kannte,
Eh' ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hilfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die Lust der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Der ewig, wie mein Geist, besteht.

Was dieses Glück vermehret,
Sei mir von dir gewähret!
Gott, du gewährst es gern.
Was dieses Glück verletzet,
Wenn's alle Welt auch schätzet,
Sei, Herr mein Gott, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,

Noch schwerer Haß und Spott:
So harr' ich und bin stille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur, gescheh' o Gott!

Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren;
Und er, mein Gott, bewahret mich.

Die Wachsamkeit.

Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte;
Die beste Tugend bleibt noch schwach;
Doch daß ich meine Seele rette,
Jag' ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit.

Solang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in unsrer Brust.

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit getan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Oft ist die Ändrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur.
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie; doch du wechselst nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wollust oder Geiz.

Oft ist es Kunst und Eigenliebe,
Was andern strenge Tugend scheint.

Der Trieb des Neids, der Schmähsucht Triebe
Erweckten dir so manchen Feind;
Du wirst behutsam, schränkst dich ein,
Fliehst nicht die Schmähsucht, nur den Schein.

Du denkst, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der andern Tugend fällt:
So werde nichts dein Herz verführen;
Doch jedes Herz hat seine Welt.
Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft schläft der Trieb in deinem Herzen.
Du scheinst von Rachsucht dir befreit:
Itzt sollst du eine Schmach verschmerzen,
Und sieh, dein Herz wallt auf und dräut
Und schilt so lieblos und so hart,
Als es zuerst gescholten ward.

Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im stillen tugendhaft.
Kaum lachet uns die Welt entgegen:
So regt sich unsre Leidenschaft.
Wir werden im Geräusche schwach
Und geben endlich strafbar nach.

Du opferst Gott die leichtern Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf;
Doch opferst du, will's seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dies ist das Auge, dies der Fuß,
Die sich der Christ entreißen muß.

Du fliehst, geneigt zu Ruh' und Stille,
Die Welt und liebst die Einsamkeit;
Doch bist du, fordert's Gottes Wille,
Auch dieser zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habsucht, Neid und Zank;
Flieht's Unmut auch und Müßiggang?

Du bist gerecht; denn auch bescheiden?
Liebst Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dienest gern, wenn andre leiden;
Vergibst du Feinden auch die Schuld?
Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig sein.

Sei nicht vermessen! Wach' und streite;
Denk' nicht, daß du schon gnug getan!
Dein Herz hat seine schwache Seite,
Die greift der Feind der Wohlfahrt an.
Die Sicherheit droht dir den Fall;
Drum wache stets, wach' überall!

Wider den Übermut.

Was ist mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Übermut!

Wenn ich vielleicht der Welt mehr als mein Nächster nütze,
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt, besitze,
Wer gab mir ihn als du?

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet,
Bin ich ein beßrer Knecht?
Gibt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft, bei seinem kleinern Glücke,
Viel würdiger als ich?

Wie könnt' ich mich, o Gott! des Guten überheben
Und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz', ist dein. Du sprichst, so bin ich Leben;
Du sprichst, so bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeihn und jede gute Gabe
Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Übermut!

Beständige Erinnerung des Tods.

Was sorgst du ängstlich für dein Leben?
Es Gott gelassen übergeben,

Ist wahre Ruh' und deine Pflicht.
Du sollst es lieben, weislich nützen,
Es dankbar als ein Glück besitzen,
Verlieren, als verlörst du's nicht.

Der Tod soll dich nicht traurig schrecken;
Doch, dich zur Weisheit zu erwecken,
Soll er dir stets vor Augen sein.
Er soll den Wunsch zu leben mindern,
Doch dich in deiner Pflicht nicht hindern,
Vielmehr die Kraft dazu verleihn.

Ermattest du in deinen Pflichten,
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage sind!
Sprich: Sollt' ich Gutes wohl verschieben?
Nein, meine Zeit, es auszuüben,
Ist kurz, und sie verfliegt geschwind.

Denk' an den Tod, wenn böse Triebe,
Wenn Lust der Welt und ihre Liebe
Dich reizen, und ersticke sie!
Sprich: Kann ich nicht noch heute sterben?
Und könnt' ich auch die Welt erwerben,
Beging' ich doch solch Übel nie!

Denk' an den Tod, wenn Ruhm und Ehren,
Wenn deine Schätze sich vermehren,
Daß du sie nicht zu heftig liebst!
Denk' an die Eitelkeit der Erden,
Daß, wenn sie dir entrissen werden,
Du dann dich nicht zu sehr betrübst.

Denk' an den Tod bei frohen Tagen.
Kann deine Lust sein Bild vertragen:
So ist sie gut und unschuldsvoll.
Sprich, dein Vergnügen zu versüßen:
Welch Glück werd' ich erst dort genießen,
Wo ich unendlich leben soll!

Denk' an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wonach die Reichen streben;
Sprich: Bin ich hier, um reich zu sein?
Heil mir! wenn ich in Christo sterbe,
Dann ist ein unbeflecktes Erbe,
Dann ist der Himmel Reichtum mein.

Denk' an den Tod, wenn Leiden kommen;
Sprich: Alle Trübsal eines Frommen
Ist zeitlich und im Glauben leicht.
Ich leide; doch von allem Bösen
Wird mich der Tod bald, bald erlösen;
Er ist's, der mir die Krone reicht.

Denk' an den Tod, wenn freche Rotten
Des Glaubens und der Tugend spotten,
Und Laster stolz ihr Haupt erhöhn.
Sprich bei dir selbst: Gott trägt die Frechen;
Doch endlich kömmt er, sich zu rächen,
Und plötzlich werden sie vergehn.

Denk' an den Tod zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile Gottes in dir stecken;
Du rufst, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte Gott mich ewig hassen?
Er wird mich sterbend nicht verlassen;
Dann zeigt er mir sein Angesicht.

So suche dir in allen Fällen
Den Tod oft lebhaft vorzustellen;
So wirst du ihn nicht zitternd scheun;
So wird er dir ein Trost in Klagen,
Ein weiser Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Versuchung sein.

Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit!
Halt im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Fühl' alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien',
Als spräch' er: Friede sei mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir!

Schau' über dich und bet' ihn an!
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit Gott vereint
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht!
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?

Vor seinem Thron, in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig selig sein;
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb' und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,
Fall' ich, Gott, auf mein Angesicht.

Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst?
Und du erfüllst einst mein Vertraun,
In meinem Fleische dich zu schaun?

Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn
Und rein zu deiner Rechten stehn?

Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?

Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christentum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon.

Nie komm' es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu'.

Er ist's, der alles in uns schafft,
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist.

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein Herz, wie schwer es sei,
Den Weg des Herrn zu wandeln
Und täglich seinem Worte treu
Zu denken und zu handeln.
Wahr ist's, die Tugend kostet Müh',
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Die, die sich ihrer Laster freun,
Trifft die kein Schmerz hienieden?
Sie sind die Sklaven eigner Pein
Und haben keinen Frieden.
Der Fromme, der die Lüste dämpft,
Hat oft auch seine Leiden;
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in Freuden.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;
Nimm an, Gott ließ' den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß; was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Gott will, wir sollen glücklich sein,
Drum gab er uns Gesetze.
Sie sind es, die das Herz erfreun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er red't in uns durch den Verstand
Und spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn oder wählen müssen.

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freiheit ist's, sie wählen.
Ein Tier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigentum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!

Lern' nur Geschmack am Wort des Herrn
Und seiner Gnade finden
Und übe dich getreu und gern,
Dein Herz zu überwinden.
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du streitest nicht durch eigne Kraft;
Drum muß es dir gelingen.
Gott ist es, welcher beides schafft,
Das Wollen und Vollbringen.
Wenn gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brot begehrte?
Bet' oft! Gott müßte Gott nicht sein,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich stärket auf der Tugend Pfad
Das Beispiel sel'ger Geister;
Ihn zeigte dir und ihn betrat
Dein Gott und Herr und Meister.
Dich müsse nie des Frechen Spott
Auf diesem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm ist Ruhm bei Gott,
Und nicht bei Menschenkindern.

Sei stark, sei männlich allezeit,
Tritt oft an deine Bahre;
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf so kurzer Jahre.
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Mut dir geben;
Und Kräfte der zukünft'gen Welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sei unverzagt,
Wenn dir's nicht immer glücket;
Wenn dich, soviel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket.
Gott sieht nicht auf die Tat allein,
Er sieht auf deinen Willen.
Ein göttliches Verdienst ist dein!
Dies muß dein Herze stillen.

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmut mich geleitet?
Er, dessen Rat ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau', o mein Geist! in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein.

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?

Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille:
Ich soll vollkommen sein wie er.
Solang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildnis in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn!
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks!

Das natürliche Verderben des Menschen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein Innres prüfe?
O, wieviel Greul läßt mich mein Herze sehn!
Es ist verderbt; darum verbirgt mir's seine Tiefe
Und weigert sich, die Prüfung auszustehn.

Der Weisheit erster Schritt ist, seine Torheit kennen;
Und diesen Schritt, wie oft verwehrt mir's ihn!
Voll Eigenlieb' und Stolz will sich's nicht strafbar nennen,
Der Reu' entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.

Wahr ist's, ich find' in mir noch redendes Gewissen,
In der Vernunft noch Kenntnis meiner Pflicht.
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz verschließen,
Und oft scheint mir ein Strahl von ihrem Licht.

Doch schwaches Licht, das mir den Reiz der Tugend zeiget
Und vom Verstand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat sein Gesetz und folgt ihm unbedingt.

Ein Richter in mir selbst stört oft des Herzens Ruhe;
Er klagt mich an. Ich steh' erschrocken still
Und billige nicht mehr das Böse, das ich tue,
Und tue nicht das Gute, das ich will.

Verstellung, die ich doch an meinem Nächsten hasse,
Erlaub' ich mir und halt' es für Gewinn,
Wenn ich im falschen Licht mich andern sehen lasse
Und scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin.

Ich weiß, daß der Besitz der Güter dieser Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben sie mein Wunsch; und um beglückt zu werden,
Erring' ich mir die Last der Eitelkeit.

Ich weiß, wie groß es sei, aus Überlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.
Durch falschen Schein getäuscht, eil' ich ihm nachzuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrtum steckt mein Ziel.

Ein gegenwärtig Gut versäum' ich zu genießen,
Flieh', was mich sucht, und suche, was mich flieht.
Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümmernissen,
Und ohne Ruh' um Ruhe stets bemüht.

Mein Nächster hat ein Recht auf viele meiner Pflichten;
Doch wird dies Recht so oft von mir entweiht.
Versagt er mir die Pflicht: so eil' ich ihn zu richten;
Und sein Versehn ist Ungerechtigkeit.

Nicht Liebe gegen Gott heißt mich dem Nächsten dienen,
Mehr Eigenlieb' und niedrer Eigennutz.
Aus ihnen fließt Betrug, Verstellung; und in ihnen
Find't Neid und Haß und Stolz und Härte Schutz.

Gott ehren ist mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find' ich da für Mängel meiner Pflicht!
Die Wunder der Natur, die Gott zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und diese hör' ich nicht.

Und heißt ihr Anblick mich auf seine Weisheit schließen,
Auf Güt' und Macht: so schließt nur mein Verstand.
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewissen,
Und Gott, mein Herr und Vater, unbekannt.

Er schenkt mir so viel Guts. Gebrauch' ich seine Güte
Zu meinem Glück; und geb' ich ihr Gehör?

Nein, durch den Mißbrauch selbst verschließ' ich mein Gemüte
Der Dankbarkeit und Liebe desto mehr.

Oft sagt mir mein Verstand, daß des Allmächt'gen Gnade
Das größte Gut, der Trost des Lebens ist,
Und welche Schulden ich auf mein Gewissen lade,
Wenn sie mein Herz für Menschengunst vergißt!

Und doch, o Gott! wie oft geb' ich dies Glück der Seelen,
Dir wert zu sein, für kindischen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüste, die mich quälen,
Für Eitelkeit und für ein Nichts dahin!

Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hilfe bauen
Ist meine Pflicht. Doch wenn gehorch' ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald ist das Vertrauen,
Das mich beseelt, nur ein Vertraun zu mir.

Dies ist des Menschen Herz. Wer hat dies Herz verheeret?
So kam es nicht, o Gott! aus deiner Hand.
Der Mensch durch eigne Schuld hat seine Würd' entehret;
Und beides fiel, sein Herz und sein Verstand.

Doch so verderbt wir sind, so schwach, uns selbst zu heilen,
So steuert Gott doch der Verdorbenheit,
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft erteilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.

Und du willst dieser Kraft, o Mensch! dich widersetzen?
Sie beut sich an, du aber wehrest ihr?
Und willst des größten Glücks dich selber unwert schätzen?
Erkenne Gott, noch steht dein Heil bei dir!

Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden,
Er widersteht der bösen Lust;
Er kämpft und ist des Lohns, den Gott dem Kampf beschieden,
Ist seiner Tugend sich bewußt.

Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heil'gem Mute,
Wächst an Erkenntnis und an Kraft.
Wird aus der Schwachheit stark und liebt und schmeckt das Gute,
Das Gott in seiner Seele schafft.

Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich sich vor seinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl und tilgt der Sünden Schmerzen
Durch Jesum Christum, seinen Sohn.

Getreu in seinem Stand, genießt er Gottes Gaben,
Wehrt seiner Seele Geiz und Neid
Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kornes haben,
In Gott bei wenigem erfreut.

Schenkt seine Hand ihm viel: so wird er vielen nützen
Und wie sein Gott guttätig sein;
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßne Tugend schützen
Und selbst den Feind in Not erfreun.

Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächsten schuldig ist;
Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menschen lieben,
Und durch die Liebe siegt der Christ.

Er kränket nie dein Glück, schützt deinen Ruhm, dein Leben:
Denn er ehrt Gottes Bild in dir.
Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Vergeben;
Denn Gott, denkt er, vergibt auch mir.

Sein Beispiel sucht dein Herz im Guten zu bestärken,
Er nimmt an deiner Tugend teil;
Denn alle sind gezeugt von Gott zu guten Werken,
Und haben einen Herrn, ein Heil.

Dies Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
Gibt ihm Geduld und Mut. Kein Tod, der ihn erschrecket!
Im Tode noch freut sich sein Herz.

Passionslied.

Erforsche mich, erfahr mein Herz
Und sieh, Herr, wie ich's meine.
Ich denk' an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb', und weine.
Dein Kreuz sei mir gebenedeit!
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Hast du der Welt erwiesen!

Wenn hab' ich dies genug bedacht
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür gepriesen?

Rat, Kraft und Friedefürst und Held!
In Fleisch und Blut gekleidet,
Wirst du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verrät, ist nah.
Des Zornes Gottes Stund' ist da,
Und Schrecken strömen über.
Du zagst und fühlst der Höllen Weh:
„Ist's möglich, Vater, o so geh'
Der Kelch vor mir vorüber!"

Dein Schweiß wird Blut; du ringst und zagst
Und fällst zur Erden nieder;
Du, Sohn des Höchsten, kämpfst und wagst
Die erste Bitte wieder.
Du fühlst, von Gott gestärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit
Und Strafen sonder Ende.
Auf dich nimmst du der Menschen Schuld
Und gibst mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.

Du trägst der Missetäter Lohn
Und hattest nie gesündigt;
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So war's vorher verkündigt.
Der Frechen Schar begehrt dein Blut,
Du duldest, göttlich groß, die Wut,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jesus, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd' auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgestalt,
Und doch der Größt' im Herzen,
Erträgst du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir sahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Gestalt noch Schöne.
Vor dir, Herr, unsre Zuversicht,

Verbarg man selbst das Angesicht;
Dich schmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer, nach dem ew'gen Rat,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missetat
Gemartert und zerschlagen,
Gehst du den Weg zum Kreuzesstamm,
In Unschuld stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freiwillig, als der Helden Held,
Trägst du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.

„Sie haben meine Hände mir,
Die Füße mir durchgraben,
Und große Farren sind's, die hier
Mich, Gott! umringet haben.
Ich heul', und meine Hilf' ist fern.
Sie spotten mein: ‚Er klagt dem Herrn,
Ob dieser ihn befreite!‘
Du legst mich in des Todes Staub.
Ich bin kein Mensch, ein Wurm; ein Raub
Der Wut, ein Spott der Leute.

Ich ruf' und du antwortest nie,
Und mich verlassen alle.
In meinem Durste reichen sie
Mir Essig dar und Galle.
Wie Wachs zerschmelzt in mir mein Herz.
Sie sehn mit Freuden meinen Schmerz,
Die Arbeit meiner Seelen.
Warum verläßt du deinen Knecht?
Mein Gott! mein Gott! ich leid' und möcht'
All' mein' Gebeine zählen.“

Du neigst dein Haupt. Es ist vollbracht!
Du stirbst! die Erd' erschüttert.
Die Arbeit hab' ich dir gemacht;
Herr! meine Seele zittert.
Was ist der Mensch, den du befreit
O, wär' ich doch ganz Dankbarkeit!
Herr, laß mich Gnade finden!
Und deine Liebe dringe mich,

Daß ich dich wieder lieb' und dich
Nie kreuzige mit Sünden!

Welch Warten einer ew'gen Pein
Für die, die dich verachten;
Die, solcher Gnade wert zu sein,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienst gestehn
Und dich durch ihre Laster schmähn
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht;
Ihm bist du kein Versühner.

Du hast's gesagt. Du wirst die Kraft
Zur Heiligung mir schenken.
Dein Blut ist's, das mir Trost verschafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb' und Demut stets
Vor dir erfunden werden!
Dein Heil sei mir der Schirm in Not,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Trost auf Erden!

Der tätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält und spricht:
Ich kenne Gott! der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort glaubt und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein' Erkenntnis steigt,
Je mehr wird diese steigen,
Der Glaub' erleuchtet nicht allein;
Er stärkt das Herz und macht es rein.

Durch Jesum rein von Missetat,
Sind wir nun Gottes Kinder.

Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rat der Sünder;
Folgt Christi Beispiel als ein Christ
Und reinigt sich, wie er rein ist.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich tätig Christentum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott, und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb' ist's, die die Cherubim,
Gott zu gehorchen, treibet;
Gott ist die Lieb'; an seinem Heil
Hat ohne Liebe niemand teil.

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dies, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit sein.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis' und Trank dein Herz beschweren
Und sei ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sei, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freien Scherzen,
Und such' im Umgang edler Herzen
Dir Beispiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege

Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach' auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freiheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken
Ist leicht; schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich's verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die Tat verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die Tat vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden;
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht errötest,
Nicht durch den Geist die Lüste tötest,
So rühme dich der Keuschheit nicht!

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück!
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu' bringt sie zurück.

Denk' oft bei dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott!
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschließen,
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dies ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Mut und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Tiers herab.

Drum fliehe vor der Wollust Pfade
Und wach' und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an!
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind auch die andern Tritte
Zu einem nahen Fall getan.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
Erheb' ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's itzt neu gegeben.

Gelobet seist du, Gott der Macht,
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber tun
Nach deinem Wohlgefallen!

Nimm meines Lebens gnädig wahr!
Auf dich hofft meine Seele.
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle!

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig tue!

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht
Und wisse, daß dir alles fehlet.
Wenn Vorteil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute raten:
So tue noch so gute Taten,
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Sei durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück auf Erden!
Beglückest du die Menschen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden,
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz,
So bist du bei den größten Gaben,
Bei dem Verstand, den Engel haben,
Vor Gott doch nur ein tönend Erz.

Bau' Häuser auf und brich dein Brot,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Witwen ihrer Not,
Und sei der Waisen Schutz und Segen!
Gib alle deine Habe hin!
Noch hast du nichts vor Gott gegeben.
Wenn Lieb' und Pflicht dich nicht beleben:
So ist dir alles kein Gewinn.

Tu Taten, die der Heldenmut
Noch jemals hat verrichten können;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut,
Laß deinen Leib für andre brennen!
Beseelet dich nicht Lieb' und Pflicht;
Bist du die Absicht deiner Taten:
So schütz' und rette ganze Staaten,
Gott achtet deiner Werke nicht.

Läg' ihm an unsern Werken nur:
So könnt' er uns, sie zu vollbringen,
Sehr leicht durch Fessel der Natur,
Durch Kräfte seiner Allmacht zwingen.
Vor ihm, der alles schafft und gibt,
Gilt Weisheit nichts, nichts Macht und Stärke.
Er will die Absicht deiner Werke,
Ein Herz, das ihn verehrt und liebt.

Ein Herz, von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des Herrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe;
Dies ist's, was Gott von uns verlangt.
Und wenn wir nicht das Herz besitzen:
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Taten prangt.

Drum täusche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend bloßen Namen.
Sieh nicht auf deine Werk' allein;
Sieh auf den Quell, aus dem sie kamen.
Prüf' dich vor Gottes Angesicht,
Ob seine Liebe dich beseelet.
Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.

Wohnt Liebe gegen Gott in dir:
So wird sie dich zum Guten stärken.
Du wirst die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächsten merken.
Die Liebe, die dich schmücken soll,
Ist gütig, ohne List und Tücke,
Beneidet nicht des Nächsten Glücke,
Sie bläht sich nicht, ist langmutsvoll.

Sie deckt des Nächsten Fehler zu
Und freut sich niemals seines Falles.
Sie suchet nicht bloß ihre Ruh';
Sie hofft und gläubt und duldet alles.
Sie ist's, die dir den Mut verleiht,
Des Höchsten Wort gern zu erfüllen,
Macht seinen Sinn nach deinem Willen
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoß der Erden auf,
Mit Vorrat uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Trost der Erlösung.

Gedanke, der uns Leben gibt,
Welch Herz vermag dich auszudenken!
„Also hat Gott die Welt geliebt,
Uns seinen Sohn zu schenken!"

Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heil'gen Finsternissen,
Füllst du mein Herz mit Majestät
Und stillest mein Gewissen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm' empfinden.

So kann mein Geist den hohen Rat
Des Opfers Jesu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der Tat,
Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist,
So werd' ich angstvoll zagen.

Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn,
So werd' ich ewig irren müssen,
Und wer Gott ist, und was ich bin
Und werden soll, nicht wissen.

Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit
Und halte fest am Glauben.

Des Sohnes Gottes Eigentum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dies bin ich; und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb' und sterbe.

Er gibt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.

Solang ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen tue:
So fühl' ich eine Kraft des Herrn
Und schmecke Fried' und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt
Und ich zu seinem Kreuze trete:
So weiß ich, daß er mein gedenkt
Und tut, warum ich bete.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich, erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.

Kann unsre Lieb' im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dies ist die Lieb', o Gott! zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll' mein Herz mit Dankbarkeit,
Sooft ich deinen Namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinst noch würdig sein,
Um deinetwillen Schmach zu leiden:

So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe scheiden!

Und soll ich, Gott, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden,
So wirk' er doch sein Werk in mir
Und rein'ge mich von Sünden.

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt:
(So laß mich noch im Tode denken!)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

Lied am Geburtstage.

Dir dank' ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mir's gegeben,
Dank' ich dir, Gott, dafür.
Durch freie Gnad' allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrscher aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott! damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

Du sahst und hörtest schon mein Sehnen
Und zähltest alle meine Tränen,
Eh' ich bereitet war,
Und wogst, eh' ich zu sein begonnte,
Eh' ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Teil schon dar.

Du ließt mich Gnade vor dir finden
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen
Und ist ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.
Er selber ist dein größt Geschenke;
Dein ist's, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Dies, Vater, dank' ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dies alles, Vater, dank' ich dir.

Soll ich, o Gott! noch länger leben:
So wirst du, was mir gut ist, geben;
Du gibst's, ich hoff' auf dich.
Dir, Gott, befehl' ich Leib und Seele.
Der Herr Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich!

Vom Worte Gottes.

Gott ist mein Hort!
Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier,
Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr;
Laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken.
Laß keinen Spott,
O Herr, mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken!

Wo hätt' ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne sie
Verstünd' ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt
Der Seele Wert,
Unsterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit
Ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ew'ger Rat,
Die Missetat
Der Sünder zu versühnen;
Den kennt' ich nicht,
Wär' mir dies Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz
In Reu' und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst,
Lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba! sagen.

Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Ist meines Heils Geschäfte.
Durch meine Müh'
Vermag ich's nie;
Dein Wort gibt mir die Kräfte.

Herr, unser Hort,
Laß uns dies Wort!
Denn du hast's uns gegeben.
Es sei mein Teil,
Es sei mir Heil
Und Kraft zum ew'gen Leben!

Weihnachtslied.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad' erhält,
Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit teil,
Erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.

Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm', im Buche steht von mir;
Gott, deinen Willen tu' ich gern."
Gelobt sei, der da kömmt im Herrn!

Herr, der du Mensch geboren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, Gott Messias, bet' ich an.

Du, unser Heil und höchstes Gut,
Vereinest dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majestät!
Du bist es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du bist es, der das Herz erfreut.

Durch eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler ist's, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schoße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Geduld.

Ein Herz, o Gott! in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile schuldig.
Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
Täglich ermessen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter?
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Übertreter?
Tu' ich zuviel, wenn ich die schweren Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott! wenn wir das Böse dulden,
Erdulden wir nur unsrer Torheit Schulden
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübsal der Frommen!

Ist Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden
Christliches Leiden?

Ist deren Qual, die deinen Rat verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die sich itzt in finstrer Schwermut quälen,
Prüfung der Seelen?

Doch selbst, o Gott, in Strafen unsrer Sünden
Läßt du den Weg zu unserm Heil uns finden,
Wenn wir sie uns, die Missetat zu hassen,
Züchtigen lassen.

Jag' ich nur nach dem Frieden im Gewissen,
Wird alles mir zum besten dienen müssen.
Du, Herr, regierst, und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden;
Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was sind, ihr ew'gen Freuden,
Dieser Zeit Leiden?

Wenn ich nur nicht mein Elend selbst verschulde;
Wenn ich als Mensch, als Christ hier leid' und dulde:
So kann ich mich der Hilfe der Erlösten
Sicher getrösten.

Ich bin ein Mensch, und Leiden müssen kränken;
Doch in der Not an seinen Schöpfer denken
Und ihm vertraun, dies stärket unsre Herzen
Mitten in Schmerzen.

Schau' über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk' auf! Wer spricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berater,
Ewig dein Vater?

Willst du so viel als der Allweise wissen?
Itzt weißt du nicht, warum du leiden müssen;
Allein du wirst, was seine Wege waren,
Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen
Und mit dem Trost der Hilfe, die wir merken,
Andre zu stärken.

Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
Erfahrung gibt dem Glauben Mut und Nahrung.
Ein starkes Herz steht in der Not noch feste.
Hoffe das Beste!

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Herr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will und spricht's:
So sind und leben Welten.

Und er gebeut: so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das beste;
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?

Was ist und war
In Himmel, Erd' und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor= oder nachmals tue,
Und er erforschet mich und dich.

Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest;
So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
Und allen Rat der Seele.
Er weiß, wie oft ich Gutes tu' und fehle,
Und eilt, mir gnädig beizustehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte.
Da ich noch unbereitet war.

Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde sein!

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du Luft und Meer, ihr Auen, Tal und Hügel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden,
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe Gott!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Wer dieser Erden Güter hat
Und sieht die Brüder leiden
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden,
Der ist ein Feind der ersten Pflicht
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmäht
Und gern sie schmähen höret;
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum besten kehret;
Nicht dem Verleumder widerspricht:
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rat, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein Dürft'ger erst erscheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beizustehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig forscht, ob's ihm gebricht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt' und Vorwurf quälet,
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
Sobald sein Nächster fehlet:
Wie bleibt bei seinem Ungestüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rat und Tat nicht wachet,
Dem Übel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet;
Nur sorglos ihnen Gaben gibt:
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stets durch die Tat zu lieben.
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu
Und sorgst dafür: so liebest du.

Ermattet dieser Trieb in dir:
So such' ihn zu beleben.
Sprich oft: Gott ist die Lieb', und mir
Hat er sein Bild gegeben.
Denk' oft: Gott, was ich bin, ist dein;
Sollt' ich, gleich dir, nicht gütig sein?

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.

Gott schuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächster ist sein Kind wie ich.

Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß Gott mich schuf und mich versühnt,
Hab' ich dies mehr als sie verdient?

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergibst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier getan,
Dem kleinsten auch von diesen,
Das sieht er, mein Erlöser an,
Als hätt' ich's ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt' ein Mensch noch sein
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gib mir, Gott, durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist!

Abendlied.

Für alle Güte sei gepreist,
Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich singe!

Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast Großes heut an mir getan,
Mir mein Gebet gewähret;

Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.

Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk',
Ein ruhiges Gemüte;
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.

Sei auch, nach deiner Lieb' und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht;
Vergib mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden!

Auf die Himmelfahrt des Erlösers.

Jauchzt, ihr Erlösten, dem Herrn! Er hat sein Werk vollendet;
Des müsse sich der Erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn gesendet,
Und nimmt die Himmel wieder ein.

Der Herr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu Gott uns gelehrt, sich selbst für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten seiner Macht.

Sein, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden,
Und uns hat er das Heil verdient.
Wer sein Wort gläubet und hält, soll nicht verloren werden;
Er hat die Welt mit Gott versühnt.

Hoch über alle Vernunft besiegt er ihr Verderben,
Und seine Lieb' ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menschen zu erwerben,
So heiligt er sich selbst für sie.

Jauchzt, ihr Gerechten, dem Herrn und preiset seinen Namen!
Ihm danken, das ist unsre Pflicht.
Wir sind glückselig in ihm. Sein Wort ist Ja und Amen;
Und Gott ist unsre Zuversicht.

Preist, ihr Erlösten, den Herrn und rühmet all, ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; so wird er wiederkommen,
Ein Herr und Richter aller Welt.

Dies ist des Gläubigen Trost, verklärt ihn einst zu schauen
Und seiner Liebe sich zu freun.
Dies ist des Gläubigen Pflicht, ihm ewig zu vertrauen
Und sich durch Tugend ihm zu weihn.

Wer des Erlösers sich schämt, des wird auch er sich schämen,
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben von dir und Gnad' um Gnade nehmen,
Herr, dessen Herrschaft ewig währt!

Ich bin ein irrendes Schaf, du weisest mich zurechte
Und leitest mich nach deinem Rat,
Machst mich vom Knechte der Welt zu einem deiner Knechte
Und tilgest meine Missetat.

Was ist die Hoheit der Welt? Sie rührt den Christen wenig.
Du kleidest ihn mit Ruhm und Pracht.
Was ist die Hoheit der Welt? Zum Priester und zum König
Bin ich durch dich vor Gott gemacht.

Dank sei dem Heiland der Welt! Er hat sein Werk vollführet.
Frohlock' ihm, Volk der Christenheit!
Er sitzt zur Rechten des Herrn. Er lebet und regieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Kommuniontage.

Ich komme, Herr, und suche dich,
Mühselig und beladen.
Gott, mein Erbarmer, würd'ge mich
Des Wunders deiner Gnaden!
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menschen Sohn,
Mich deiner zu getrösten.
Ich fühle meiner Sünden Müh';
Ich suche Ruh' und finde sie
Im Glauben der Erlösten.

Dich bet' ich zuversichtlich an,
Du bist das Heil der Sünder.
Du hast die Handschrift abgetan,
Und wir sind Gottes Kinder.
Ich denk' an deines Leidens Macht
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet.
Du hast für mich dich dargestellt.
Gott war in dir und hat die Welt
In dir mit sich versühnet.

So freue dich, mein Herz, in mir!
Er tilget deine Sünden
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad' um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Spricht liebreich: „Sei getrost, mein Sohn!
Die Schuld ist dir vergeben.
Du bist in meinen Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.

Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr' es hier im Glauben
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinstock, bleib an mir:
So wirst du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich stärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen."

Ja, Herr, mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich, durch deinen Tod,
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig sein,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn
Und deinen Tod zu preisen.
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk' im Klagen auch zurück!
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüter
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Verteilt er stets mit weiser Hand,
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er gibt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte
Und nütze deine Lebenszeit!

Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dies ist der Weg zu Ruh' und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe;
Und was ist's, das ich vielleicht,

Das ich noch zu leben habe?
Denk', o Mensch! an deinen Tod.
Säume nicht; denn eins ist not.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben;
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugnis gibt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Not
Freunde hilflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dies reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
Gott ist deine Zuversicht.

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott, und bet' und wache.
Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern' nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern' auch seiner dich erfreun!

Überwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weiß, an wen ich gläube,
Und ich weiß, ich werd' ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe.
Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken;
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag!

Wider den Aufschub der Bekehrung.

Willst du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben,
So schändest du sein Wort und mußt dich selbst nicht lieben.
Ist deine Besserung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verschiebt sein Heil gern einen Augenblick?

Allein wie schwer ist's nicht, sein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerstehn und seine Lüste dämpfen?
Ja, Sünder, es ist schwer; allein zu deiner Ruh'
Ist dies der einz'ge Weg. Und dem entsagest du?

Ist deine Pflicht von Gott, wie kannst du sie vergessen?
Nach deinen Kräften selbst hat er sie abgemessen.
Was weigerst du dich noch? Ist Gott denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leisten kann?

Sprich selbst: Gewinnet Gott, wenn ich ihm kindlich diene
Und, seiner wert zu sein, im Glauben mich erkühne?
Wenn du die Tugend übst, die Gott, dein Herr, gebeut,
Wem dienst du? Ringst du nicht nach deiner Seligkeit?

Was weigerst du dich noch, das Laster zu verlassen?
Weil es dein Unglück ist, befiehlt es Gott zu hassen.
Was weigerst du dich noch, der Tugend Freund zu sein?
Weil sie dich glücklich macht, befiehlt sie Gott allein.

Gott beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die Vernunft; und du verleugnest sie?
Er sendet dir sein Wort; und du gehorchst ihm nie?

Sprich nicht: Gott kennt mein Herz; ich hab' es ihm verheißen,
Mich noch dereinst, mich bald vom Laster loszureißen;
Itzt ist dies Werk zu schwer. Doch diese Schwierigkeit,
Die heute dich erschreckt, wächst sie nicht durch die Zeit?

Je öfter du vollbringst, was Fleisch und Blut befohlen,
Je stärker wird der Hang, die Tat zu wiederholen.
Scheust du dich heute nicht, des Höchsten Feind zu sein:
Um wieviel weniger wirst du dich morgen scheun!

Ist denn die Buß' ein Werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein schneller Tod der Welt noch heut entrücken?
Ist ein Geschrei zu Gott, ein Wunsch nach Besserung
Und Angst der Missetat die wahre Heiligung?

Ist's gnug zur Seligkeit, des Glückes der Erlösten,
Wenn uns der Tod ergreift, sich sicher zu getrösten,

Ist das Bekenntnis gnug, daß uns die Sünde reut:
So ist kein leichter Werk als deine Seligkeit.

Doch fordert Gott von uns die Reinigkeit der Seelen;
Ist keine Seele rein, der Glaub' und Liebe fehlen;
Ist dieses dein Beruf, Gott dienen, den du liebst:
So zittre vor dir selbst, wenn du dies Werk verschiebst!

Der Glaube heiligt dich. Ist dieser dein Geschäfte?
Nein, Mensch! Und du verschmähst des Geistes Gottes Kräfte?
Erschreckt dich nicht sein Wort? Gibt in verkehrten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht Gott zuletzt dahin?

Hat Christus uns erlöst, damit wir Sünder bleiben
Und, sicher durch sein Blut, das Laster höher treiben?
Gebeut uns Christi Wort nicht Tugend, Recht und Pflicht:
So ist es nicht von Gott — Gott widerspricht sich nicht.

Noch heute, weil du lebst und seine Stimme hörest,
Noch heute schicke dich, daß du vom Bösen kehrest.
Begegne deinem Gott, willst du zu deiner Pein
Dein hier versäumtes Glück nicht ewig noch bereun.

Entschließe dich beherzt, dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist, bringt göttliches Vergnügen.
Was zagst du? Geht er gleich im Anfang langsam fort:
Sei wacker! Gott ist nah und stärkt dich durch sein Wort.

Ruf ihn in Demut an; er tilget deine Sünden.
Und läßt dich sein Gesetz erst ihren Fluch empfinden:
So widerstreb' ihm nicht; denn Gottes Traurigkeit
Wirkt eine Reu' in dir, die niemals dich gereut.

So süß ein Laster ist, so gibt's doch keinen Frieden,
Der Tugend nur allein hat Gott dies Glück beschieden.
Ein Mensch, der Gott gehorcht, erwählt das beste Teil;
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil.

Die Buße führt dich nicht in eine Welt voll Leiden;
Gott kennt und liebt dein Glück; sie führt zu deinen Freuden;
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuversicht,
Gibt Weisheit und Verstand und Mut zu deiner Pflicht.

Sprich selbst: Ist dies kein Glück, mit ruhigem Gewissen
Die Güter dieser Welt, des Lebens Glück genießen
Und mäßig und gerecht in dem Genusse sein
Und sich der Seligkeit schon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab' ich gesündigt
Und übel oft vor dir getan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an!

Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Tränen sind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang entfernst du dich von mir?

Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld!
Ich suche dich; laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmut und Geduld!

Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit!
Erfreue mich um deines Namens willen!
Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich tun nach deinem Wohlgefallen!
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beizustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn!
Er hört mein Schrein, der Herr erhört mein Flehen
Und nimmt sich meiner Seele an.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.

Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
Dies ist des Herrn Gebot.

Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld
Und litt, soviel er leiden mußte,
Mit Sanftmut und Geduld.

Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr ist's, Verleumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht.
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht!

Dies will ich desto mehr bewahren;
So bessert mich mein Feind
Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
Indem er's böse meint.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmut rächen,
An ihm das Gute sehn,
Und dieses Gute von ihm sprechen;
Wie könnt' er länger schmähn!

In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn
Und, als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten sein.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im stillen für ihn beten
Und Gott vertraun; Gott schützt.

Demut.

Herr! lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sei.

Herr! lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was ist der Mensch bei seinen besten Werken?
Wenn sind sie von Gebrechen frei?

Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll' ich's minder, als ich soll!
Sind Lieb' und Furcht stets die Bewegungsgründe
Der guten Tat, der unterlaßnen Sünde?
Und ist mein Herz des Eifers voll?

Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit!
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend strebe,
Aus Menschenfurcht mich Lastern nicht ergebe,
Was ist denn meine Frömmigkeit?

Wenn ich den Geiz aus Furcht der Schande fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzutun bemühe
Und mäßig bin, gesund zu sein;
Wenn ich die Rach' aus Eigennutze hasse,
Der Ehrfurcht Pfad aus Trägheit nur verlasse,
Was ist an dieser Tugend mein?

Und, Gott, wie oft sind unsre besten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,
Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wenn fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wenn ist dein Joch uns eine leichte Bürde,
Und dein Gebot Zufriedenheit?

Doch, Herr, mein Gott, wenn auch zu deiner Ehre
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre,
Wes ist denn dieses Eigentum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,
Mein Glück mich sehn in meines Lebens Pflichten
Und im Gehorsam meinen Ruhm?

Wer gab mir Mut, Herr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft, es freudig auszuüben,
Und in Versuchung Schild und Sieg?
Wes ist der Quell, der mich mit Weisheit tränkte?
Und wes der Freund, der mich zum Guten lenkte
Und mir den Fehler nicht verschwieg?

Du triebst mich an, daß ich das Gute wählte
Und riefst mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte,
Durch Stimmen deines Geists zurück,
Zogst mich durch Kreuz, durch Wohltat auch, von Sünden,
Ließt, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden
Und gabst zu meiner Beßrung Glück.

Was ist der Mensch, daß du, Gott, sein gedenkest,
Gerechtigkeit in deinem Sohn ihm schenkest,
Und zur Belohnung selbst ein Recht?
Und wenn ich nun, durch deines Geistes Gabe,
Des Glaubens Kraft und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht.

Weihnachtslied.

Auf, schicke dich,
Recht feierlich
Des Heilands Fest mit Danken zu begehen!
Lieb' ist der Dank,
Der Lobgesang,
Durch den wir ihn, den Gott der Lieb', erhöhen.

Sprich dankbar froh:
Also, also
Hat Gott die Welt in seinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
Herr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er, unser Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit, da wir noch seine Feinde waren:
Er wird uns gleich,
Um Gottes Reich
Und seine Lieb' im Fleisch zu offenbaren.

An ihm nimm teil,
Er ist das Heil;
Tu täglich Buß' und glaub' an seinen Namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer „Herr, Herr!" spricht
Und doch nicht sucht sein Beispiel nachzuahmen.

Aus Dank will ich
In Brüdern dich,
Dich, Gottes Sohn, bekleiden, speisen, tränken;
Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Trost erfreun und dein dabei gedenken.

Rat, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles ist im Himmel und auf Erden!
Die Christenheit
Preist dich erfreut,
Und aller Knie soll dir gebeuget werden.

Erhebt den Herrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn sucht, den wird sein Name trösten.
Alleluja!
Alleluja!
Freut euch des Herrn und jauchzt ihm, ihr Erlösten!

Das Glück eines guten Gewissens.

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Dies sei mein Teil!
Dies soll mir niemand rauben.
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur ist Heil.

Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget;
Wenn Gottes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!

Und diese Ruh',
Den Trost in unserm Leben,
Sollt' ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dies lasse Gottes Geist nicht zu!

In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umherzutragen,
In diese stürz' ich mich hinein?

Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste sein! Sie ist's; doch welch Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!

Welch Glück! zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt' in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sei Gott! ich schützte mich.

Und welch Gericht!
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschließen;
Und doch verschloß ich mir ihn nicht.

Was kann im Glück
Den Wert des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen;
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.

Was gibt dir Mut,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angst die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dies größre Gut.

Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm! Denn wer das Böse meidet,
Das Gute tut, hat Ruhm bei Gott.

Im Herzen rein
Hinauf gen Himmel schauen
Und sagen: Gott! du Gott, bist mein Vertrauen!
Welch Glück, o Mensch, kann größer sein?

Sieh, alles weicht,
Bald wirst du sterben müssen.

Was wird alsdann dir deinen Tod versüßen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht.

Heil dir, o Christ!
Der diese Ruh' empfindet,
Und der sein Glück auf das Bewußtsein gründet,
Daß nichts Verdammlichs an ihm ist!

Laß Erd' und Welt,
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Versicherung der Gnade Gottes.

So hoff' ich denn mit festem Mut
Auf Gottes Gnad' und Christi Blut;
Ich hoff' ein ewig Leben.
Gott ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.

Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade teil,
Teil an dem Himmel haben,
Im Herzen, durch den Glauben rein,
Dich lieben und versichert sein
Von deines Geistes Gaben!

Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es spricht uns Trost im Elend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh'
Und stärkt uns in Gefahren.

Erhalte mir, o Herr, mein Hort,
Den Glauben an dein göttlich Wort
Um deines Namens willen!
Laß ihn mein Licht auf Erden sein,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun
Und mich mit Trost erfüllen!

Ermunterung, die Schrift zu lesen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen!
Bedenke, daß dies Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rat der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält!

Merk' auf, als ob dir Gott, dein Gott, gerufen hätte;
Merk' auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel red'te!
So lies, mit Ehrfurcht lies, mit Lust und mit Vertraun
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun!

Sprich fromm: O Gott, vor dem ich meine Hände falte,
Gib, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte,
Und laß mich deinen Rat empfindungsvoll verstehn,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze sehn!

Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht irren lassen.
Lies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst es fassen,
Soviel dein Heil verlangt. Gott ist's, der Weisheit gibt,
Wenn man sie redlich sucht und aus Gewissen liebt.

Lies, frei von Leidenschaft und ledig von Geschäften,
Und sammle deinen Geist mit allen seinen Kräften.
Der beste Teil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
Und dann der Tag des Herrn, der sei der Schrift geweiht.

Rührt dich ein starker Spruch: so ruf ihn, dir zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im stillen oft zurücke;
Empfinde seinen Geist und stärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmut, das Gute zu vollziehn.

Um tugendhaft zu sein, dazu sind wir auf Erden.
Tu, was die Schrift gebeut; dann wirst du innewerden,
Die Lehre sei von Gott, die dir verkündigt ist,
Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.

Spricht sie geheimnisvoll: so laß dich dies nicht schrecken.
Ein endlicher Verstand kann Gott nie ganz entdecken;
Gott bleibt unendlich hoch. Wenn er sich dir erklärt:
So glaube, was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.

Sich seines schwachen Lichts bei Gottes Licht nicht schämen,
Ist Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangennehmen,
Wenn Gott sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
Und weise Demut ist's, das glauben, was Gott spricht.

Drum laß dich, frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
Hier bist du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir schenken.
Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;
Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit.

Verehre stets die Schrift; und siehst du Dunkelheiten:
So laß dich deinen Freund, der mehr als du sieht, leiten.
Ein forschender Verstand, der sich der Schrift geweiht,
Ein angefochtnes Herz hebt meine Dunkelheit.

Halt fest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
Verachte, christlich groß, des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir getan.

Mit dankendem Gemüte
Freu' ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du gibst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke
Und schaffst ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh' der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn,
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen
Und dort den Preis des Glaubens sehn!

Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bei dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Teil.

Bedeckt mit deinem Segen,
Eil' ich der Ruh' entgegen;
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl' ich, Vater, meinen Geist.

Passionslied.

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen!

Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
Die Sünde tragen:

Welch wundervoll hochheiliges Geschäfte!
Sinn' ich ihm nach: so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich seh' und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen.
Gott ist die Lieb' und läßt die Welt erlösen.
Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken
Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst danieder,
Es stürzt mich tief und es erhebt mich wieder;
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

O Herr! mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüte
In deine Güte.

Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
Allein, sollt' ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden,
Gott zu ergründen?

Das Größt' in Gott ist, Gnad' und Lieb' erweisen;
Uns kömmt es zu, sie demutsvoll zu preisen,
Zu sehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad' erzeiget,
Die Gnade steiget.

Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren!
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich christlich übe.

Das Gute tun, das Böse fliehn und meiden,
Herr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben
Und an dich glauben?

Da du dich selbst für mich dahingegeben,
Wie könnt' ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelaßnes Herzens werden;
Da du so viel für uns, die wir's verschuldet,
Liebreich erduldet?

Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt' ich sie, sie, meine Brüder, hassen?
Und nicht, wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du, Heiliger, du, Herr und Haupt der Glieder,
Schaltst auch nicht wieder.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen.
Und Gott gibt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück! Du littest uns zugute.
Ich bin versöhnt mit deinem teuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd' ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?

Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf', im Glauben wach' und bete:
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.

Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize,
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze!
Und werd' ich matt im Laufe guter Werke,
So sei mir's Stärke!

Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Ärgernis und eine Torheit werden,
So sei's doch mir, trotz alles frechen Spottes,
Die Weisheit Gottes!

Gott, eile nicht, sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt und den, den er geschmähet,
Um Gnade flehet!

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken,
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dies sei, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried' und Freude!

In Krankheit.

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets straffst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.
Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh', mein Leben
Mehr lieben als den Herrn.

Dir, Gott, will ich vertrauen
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst, und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geist noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geschäfte,
Dein Wort mir Trost und Leben sein.

Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau' ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bei mir in der Not.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

Osterlied.

„Freiwillig hab' ich's dargebracht,
Und niemand nimmt mein Leben.
Es selbst zu lassen, hab' ich Macht,
Macht, wieder mir's zu geben.
Und darum liebt mein Vater mich,
Daß ich mein Leben lass', und ich
Für meine Feind' es lasse.

Ich bin in meiner Niedrigkeit
Ein Ärgernis der Erden;
Verschmäht, gegeißelt und verspeit,
Gekreuzigt werd' ich werden.
Wenn alles dies vollendet ist,
So wird des Menschen Sohn, der Christ,
Nicht die Verwesung sehen.

Weil er sich selbst erniedrigt hat,
So wird Gott ihn erhöhen.
Ich leid' und sterb' an eurer Statt,
Dann werd' ich auferstehen.
Am dritten Tag geh' ich heraus,
Lösch' alle Schmach des Kreuzes aus,
Als Gottes Sohn bewiesen.

Ich will euch sehn, erfreuet euch!
Euch siegreich wiedersehen;
Euch lehren, meines Vaters Reich
Und hohen Rat verstehen;
Euch den verheißnen Geist verleihn;
Und ihr sollt meine Zeugen sein,
Daß ich vom Tod erstanden.

Geht hin und lehret alle Welt;
Ich bin des Weibes Samen,
Der Samen Abrahams, der Held;
Und tauft in meinem Namen!
Wer an Gott gläubt, gläubt auch an mich.
Tut Wunder und beweist, daß ich
Zur Rechten Gottes sitze!

Kämpft für mein Evangelium
Und freuet euch der Leiden.
Kein Engel und kein Fürstentum,
Nichts soll euch von mir scheiden.
Man wird euch hassen und euch schmähn,
Euch töten; dennoch soll's geschehn,
Daß eure Lehre sieget!"

Herr, unser Heil! sie hat gesiegt
Und siegt in allen Landen,
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt, du bist erstanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt sich in Majestät;
Du gehst aus deinem Grabe.

Gehaßt in deiner Niedrigkeit,
Warst du ein Ziel des Spottes
Und zeigtest doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit Gottes.
Dein Kreuz schien zwar der Welt ein Greul;

Doch sterben für der Feinde Heil,
Dies ist die höchste Tugend.

Dein Reich war nicht von dieser Welt,
Dein Ruhm nicht Menschenehre.
An Demut groß, an Lieb' ein Held
Und göttlich in der Lehre;
Geduldig und von Sünden rein,
Gehorsam bis zum Kreuze sein:
Dies war des Heilands Größe.

Du starbst am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Gesicht?
Den Toten selbst das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer?
Und wem der bösen Geister Heer?
Du warst von Gott gekommen.

Nun irren mich nicht Schmach und Spott,
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du bist mein Herr, du bist mein Gott;
Denn du bist auferstanden.
Du bist mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der Herr, durch dessen mächtig Wort
Auch ich einst ewig lebe.

Wir sind nun göttlichen Geschlechts,
Durch dich des Himmels Erben.
Dies ist die Hoffnung deines Knechts,
In dieser will ich sterben.
Wie du vom Tod erstanden bist,
So werd' auch ich, Herr Jesu Christ,
Am Jüngsten Tag erstehen.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rat
Will ich mein Glücke bauen
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er sah von aller Ewigkeit,
Wieviel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh' ich's bat, gewährt,
Wenn's seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?
Die größte Not
Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rat
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn!
Er hilft uns gern:
Seid fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden;
Und in dem Glauben, des er lebt,
Sich über diese Welt erhebt!

Wahr ist es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu besitzen.
Er gab sie uns und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen.
Sie dürfen unser Herz erfreun
Und unsers Fleißes Antrieb sein.

Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erschuf?

Der Geiz erniedrigt unser Herz,
Erstickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, soviel er an sich reißt,
Läßt dich kein Gut genießen;
Er quält durch Habsucht deinen Geist
Und tötet dein Gewissen
Und reißt durch schmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vorteil wird er schon
Aus dir mit Meineid sprechen,
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Witwen Flehn,
Der Waisen Tränen widerstehn.

Wie könnt' ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohltat Freuden schmecken
Und in des Unglücks Gegenwart

Den Ruf zur Hilf' entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du bist ein Vater, und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern
Und glaubst, du habst sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.

Du hast ein richterliches Amt,
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.

Gewinnsucht raubt dir Mut und Geist,
Die Wahrheit frei zu lehren;
Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler und die Pest der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabei,
Daß ich mir gnügen lasse,
Geiz ewig als Abgötterei
Von mir entfern' und hasse.
Ein weises Herz und guter Mut
Sei meines Lebens größtes Gut!

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angesicht,
Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht;
Vergib mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld.

Schaff du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb' und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demut, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Leben lang.

Sei mein Beschützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Ist wohl ein Übel, das mich schreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfing ich den Verstand;
Erhalt ihn mir, o Herr, mein Hort,
Und stärk' ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen sein!
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe tätig sein!

Das ist mein Glück, was du mich lehrst.
Das sei mein Glück, daß ich zuerst
Nach deinem Reiche tracht', und treu
In allen meinen Pflichten sei!

Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft;
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.

Gib von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, soviel als dir gefällt;
Gib deinem Knecht ein mäßig Teil,
Zu seinem Fleiße Glück und Heil.

Schenkt deine Hand mir Überfluß:
So laß mich mäßig im Genuß
Und, dürft'ge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber sein.

Gib mir Gesundheit und verleih,
Daß ich sie nütz' und dankbar sei
Und nie aus Liebe gegen sie
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh'.

Erwecke mir stets einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meint,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rat und Trost und Beispiel gibt.

Bestimmst du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:

So laß, Gott, meine Zuversicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird sich einst mein Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an
Und sei durch Christum, deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!

Trost eines schwermütigen Christen.

Du klagst, o Christ, in schweren Leiden
Und seufzest, daß der Geist der Freuden
Von dir gewichen ist.
Du klagst und rufst: Herr, wie so lange?
Und Gott verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von Gott verlassen bist.

Sind meine Sünden mir vergeben,
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben
In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind' ich nicht die Liebe
Und hoffe nicht getrost auf ihn?

Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör' ich den Trost vom Wort der Gnaden,
Und ich empfind' ihn nicht,
Bin abgeneigt, vor Gott zu treten;
Ich bet' und kann nicht gläubig beten;
Ich denke Gott, doch ohne Licht.

Sonst war's mir Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen;
Sein Wort war mir gewiß.
Itzt kann ich's nicht zu Herzen fassen,
Und meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsternis.

Oft fühl' ich Zweifel, die mich quälen,
Heul' oft vor Unruh' meiner Seelen;
Und meine Hilf' ist fern.
Ich suche Ruh', die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmut, keine Furcht des Herrn.

Zag' nicht, o Christ! denn deine Schmerzen
Sind sichre Zeugen beßrer Herzen,
Als dir das deine scheint.
Wie könntest du dich so betrüben,
Daß dir die Kraft fehlt, Gott zu lieben,
Wär' nicht dein Herz mit ihm vereint?

Kein Mensch vermag Gott zu erkennen,
Noch Jesum einen Herrn zu nennen,
Als durch den Heil'gen Geist.
Hast du nicht diesen Geist empfangen?
Er ist's, der dich nach Gott verlangen
Und sein Erbarmen suchen heißt.

Vertrau' auf Gott. Er wohnt bei denen,
Die sich nach seiner Hilfe sehnen;
Er kennt und will dein Glück.
Er höret deines Weinens Stimme;
Verbirgt er gleich in seinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.

Gott ließ so manchen seiner Frommen
In dies Gefühl des Elends kommen
Und stund ihm mächtig bei.
Du sollst dein Nichts erkennen lernen,
Sollst das Vertraun auf dich entfernen
Und sehn, was Gottes Gnade sei.

Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich seine Streng' erfahren
Und schickt dir diese Last.
Er reinigt dich wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele teuer,
Damit du haltest, was du hast.

So wie ein Vater über Kinder,
Erbarmet Gott sich über Sünder,
Die seinen Namen scheun.
Dein Seufzen ist ihm nicht verborgen.
So fern der Abend ist vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde sein.

Zwar ist um Trost dir itzo bange;
Denn alle Züchtigung, solange
Sie da ist, scheint uns hart.

Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.

Fahr fort zu beten und zu wachen!
Gott ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade gnügen!
Sein Wort ist wahr und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir!

Auf, fasse dich in deinen Nöten!
Sprich: Wollte mich der Herr auch töten,
So harr' ich dennoch sein.
Mir bleibt das Erbteil der Erlösten;
Und will mich Gott nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Osterlied.

Jesus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Von den Toten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Über alle Welt gegeben;
Mit ihm werd' auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben.
Gott erfüllt, was er verspricht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, wer nun verzagt,
Lästert ihn und Gottes Ehre.
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
Gott verstößt in Christo nicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sei auch mein ganzes Leben!

Reines Herzens will ich sein
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ich bin gewiß;
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsternis,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er gibt Kraft zu dieser Pflicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnot
Wird er meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr, meine Zuversicht!

Betrachtung des Todes.

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub;
Und dennoch schmeichelt er sich gern,
Der Tag des Todes sei noch fern.

Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
Der Mann noch seiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch *ein* Jahr,
Und keiner nimmt den Irrtum wahr.

Sprich nicht: Ich denk' in Glück und Not
Im Herzen oft an meinen Tod.
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.

Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu tun, was uns der Herr gebeut,
Und unsers Lebens kleinster Teil
Ist eine Frist zu unserm Heil.

Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rat der Herzen offenbar.

Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sei doch wacker und bereit;
Prüf' deinen Glauben als ein Christ,
Ob er durch Liebe tätig ist.

Ein Seufzer in der letzten Not,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu sein:
Dies macht dich nicht von Sünden rein.

Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt und sich vom Bösen kehrt;
Ein gläubig Herz, von Lieb' erfüllt:
Dies ist es, was in Christo gilt.

Die Heiligung erfordert Müh';
Du wirkst sie nicht, Gott wirket sie.
Du aber ringe stets nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir!

Der Ruf des Lebens, das du lebst,
Dein höchstes Ziel, nach dem du strebst,
Und deiner Tage Rechenschaft
Ist Tugend in des Glaubens Kraft.

Ihr alle seine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes sein;
Und wachsen in der Heiligung,
Ist wahre Todserinnerung.

Wie oft vergess' ich diese Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht!
Drück' selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich;

Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott, erforschen mag,
Ob Liebe, Demut, Fried' und Treu',
Die Frucht des Geistes, in ihm sei;

Daß ich zu dir um Gnade fleh',
Stets meiner Schwachheit widersteh'
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf': Es ist vollbracht!

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr, mein Gott! durch den ich bin und lebe,
Gib, daß ich mich in deinen Rat ergebe!
Laß ewig deinen Willen mein
Und, was du tust, mir teuer sein!

Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb' und Stärke.
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke.
Was zag' ich einen Augenblick?
Du bist mein Gott und willst mein Glück.

Von Ewigkeit hast du mein Los entschieden.
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.

Gefällt es dir: so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn; gib mir zufriedne Tage.
Allein verwehrt's mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Trost mein Teil.

Du gibst aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden.
Ist nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag' ich nicht. Du gibst Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, Gott! mich rauhe Wege führen:
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hilf' ersehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben.
Herr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich sein?

Am neuen Jahre.

Er ruft der Sonn' und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu teilen;
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen;

Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf! laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank erteilen.

Herr, der da ist, und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Sei dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied gesungen!
Für Leben, Wohlfahrt, Trost und Rat,
Für Fried' und Ruh', für jede Tat,
Die uns durch dich gelungen.

Laß auch dies Jahr gesegnet sein,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist dein,
In deiner Furcht zu leben.
Du schützest uns, und du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach deinem Reiche streben.

Gib mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh' und Freuden.
Doch schadet mir das Glück der Welt:
So gib mir Kreuz und Leiden!
Nur stärke mit Geduld mein Herz
Und laß mich nicht in Not und Schmerz
Die Glücklichern beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich
Und der bedrängten Glieder.
Gib Glück zu jeder guten Tat,
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rat
Auf unsern Fürsten nieder;

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf seinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu' und Liebe bei uns sei;
Dies, lieber Vater, dies verleih
In Christo, deinem Sohne!

Der Schutz der Kirche.

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüten.
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er ist mit Hilfe nah;
Wenn er gebeut, steht's da.
Er schützet seinen Ruhm
Und hält das Christentum:
Mag doch die Hölle wüten!

Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren.
Sie schämen sich des Worts,
Des Heilands, unsers Horts;
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott.
Sie mögen sich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit schmähn;
Uns kann er sie nicht rauben.
Der Unchrist mag ihr widerstehn;
Wir halten fest am Glauben.
Gelobt sei Jesus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen! die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken!
Der Gott, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr Herr Zebaoth
Hält über sein Gebot,
Gibt uns Geduld in Not
Und Kraft und Mut im Tod;
Was will uns denn erschrecken?

Trost des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit sein.

Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden,
Dort werd' ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Wert empfinden,
Den unaussprechlich großen Wert;
Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;

Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd' ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen
Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd' ich in der Engel Scharen
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd' ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionen Malen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott! wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Was seid ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh'!

Sechs Lieder Gellerts

am Klavier zu singen

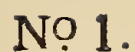
komponiert

von
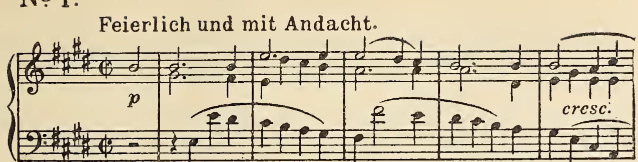
Ludwig van Beethoven
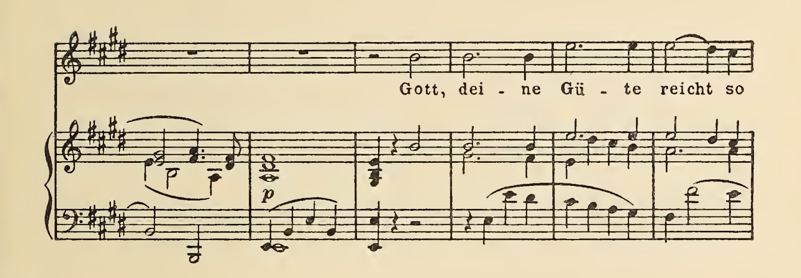
Bitten.
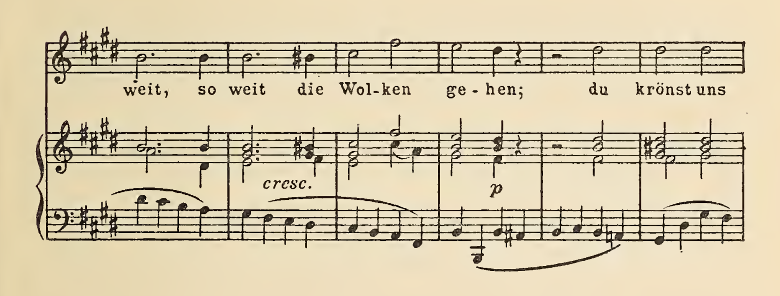
(Seite 257.)
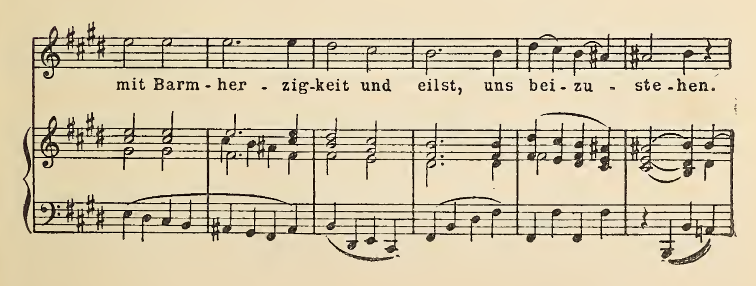


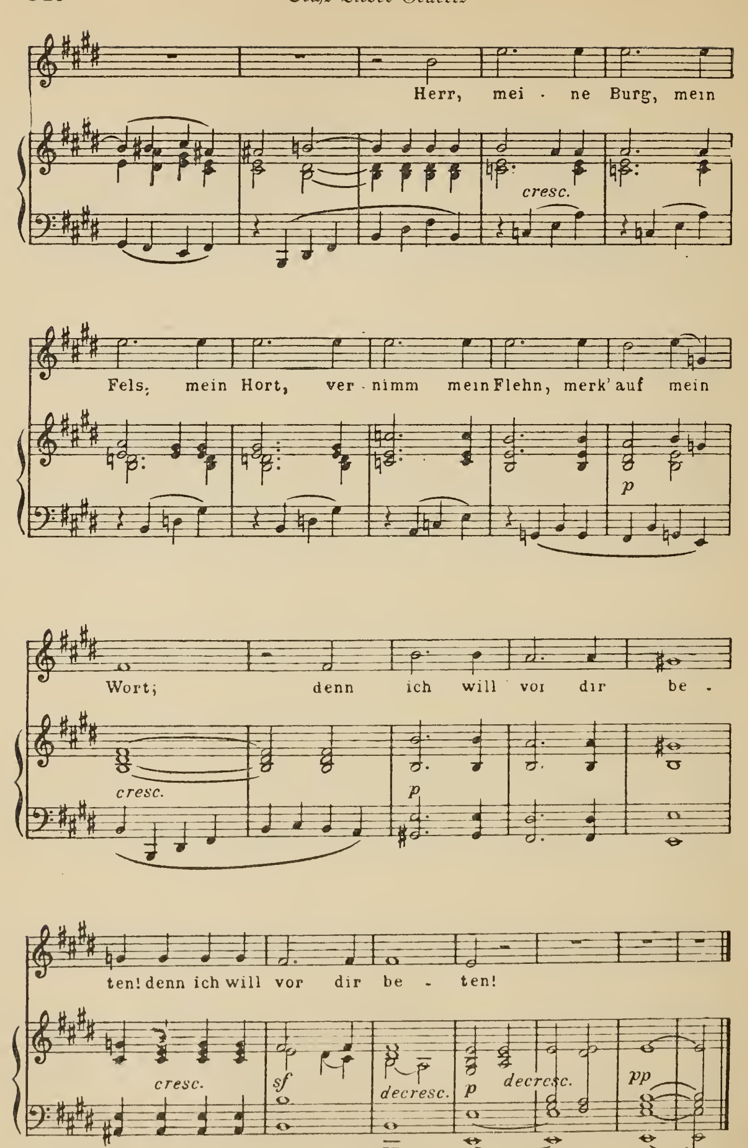
Feierlich und mit Andacht.









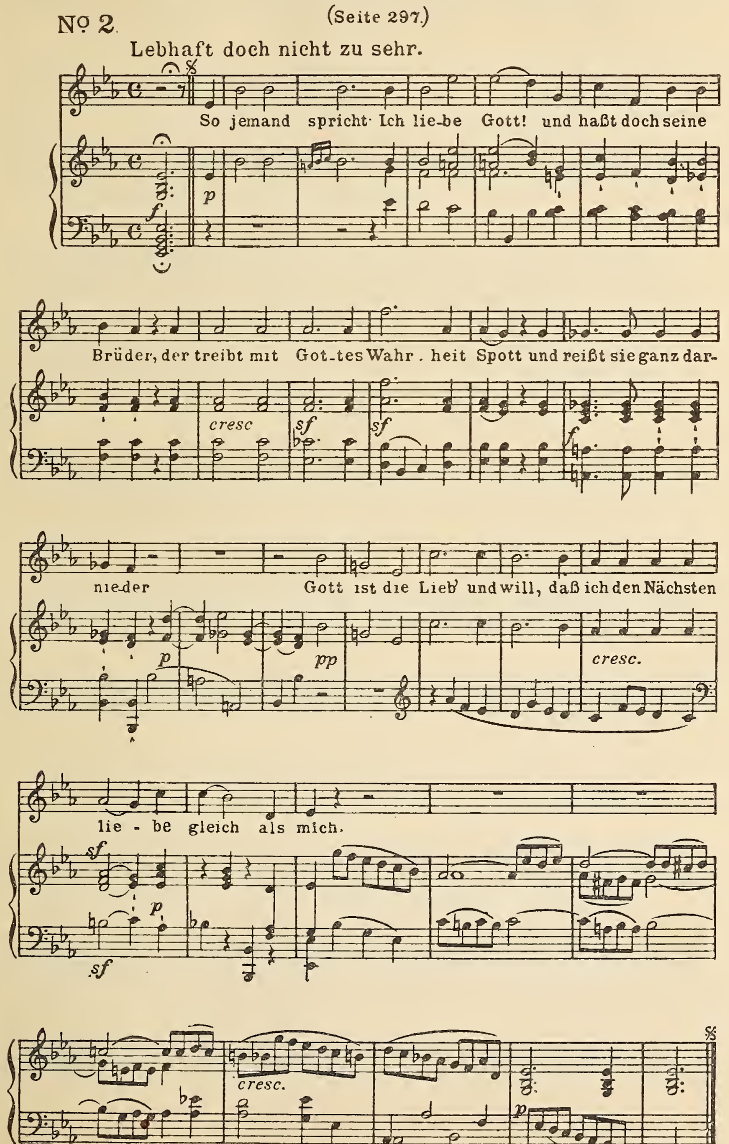

Herr, mei - ne Burg, mein
cresc.
Fels, mein Hort, ver - nimm mein Flehn, merk' auf mein
p
Wort; denn ich will vor dir be -
cresc.
p
ten! denn ich will vor dir be - ten!
cresc.
sf
decresc.
p
decresc.
pp

Die Liebe des Nächsten.

(Seite 297.)

No 2.

Lebhaft doch nicht zu sehr.

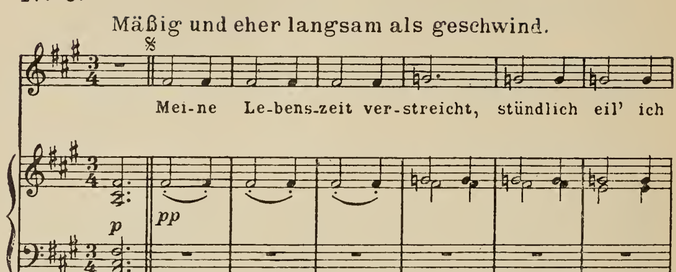


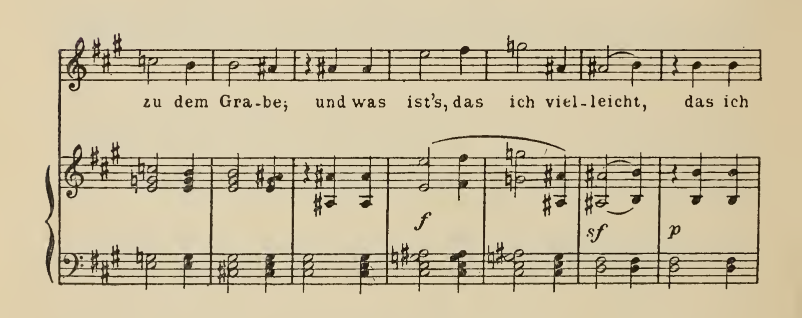
Vom Tode.

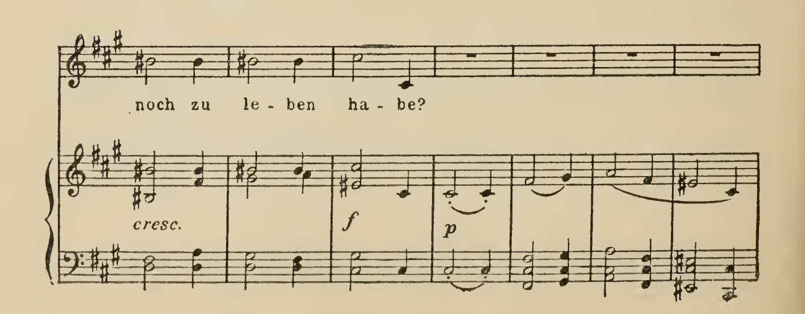
(Seite 303.)

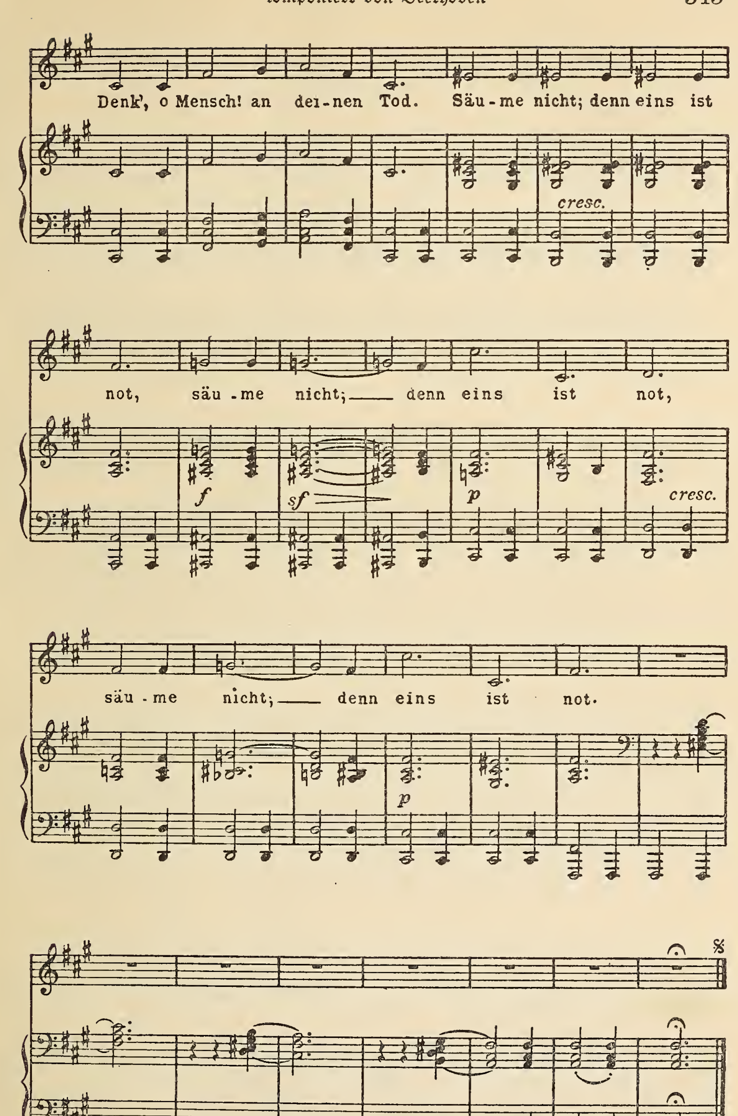
Nº 3.

Mäßig und eher langsam als geschwind.



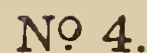


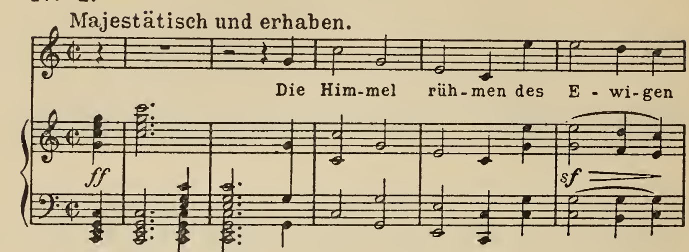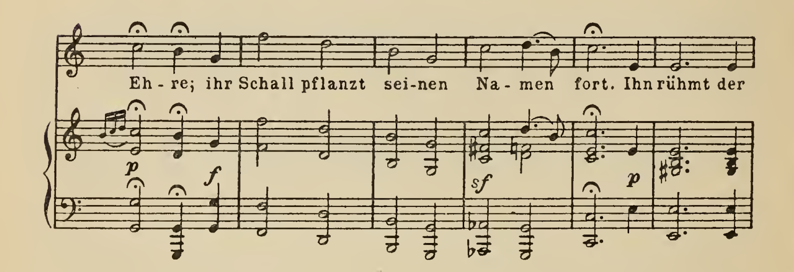



Denk', o Mensch! an dei-nen Tod. Säu-me nicht; denn eins ist
cresc.
not, säu-me nicht; denn eins ist not,
f
sf
p
cresc.
säu-me nicht; denn eins ist not.
p

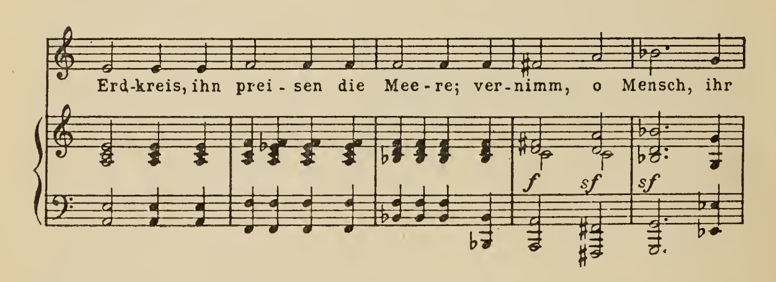
Die Ehre Gottes aus der Natur.
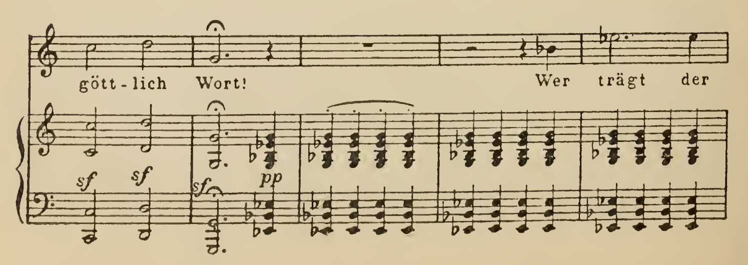
(Seite 262.)

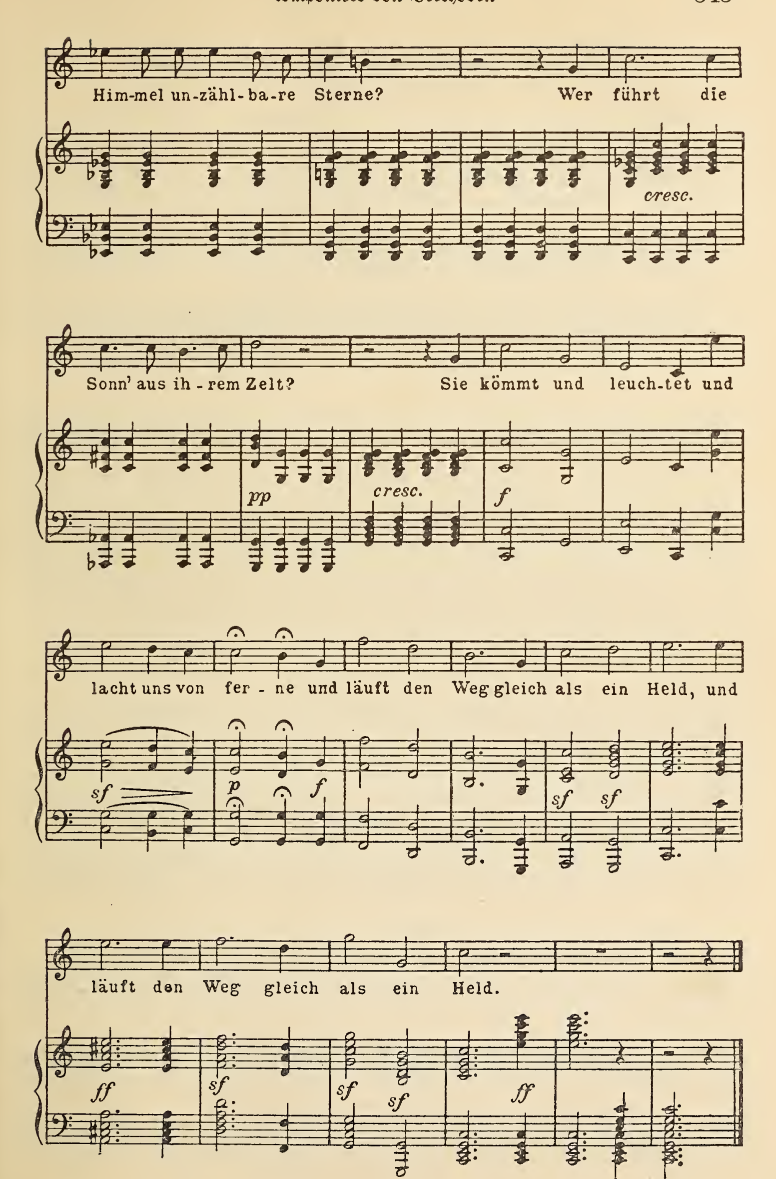






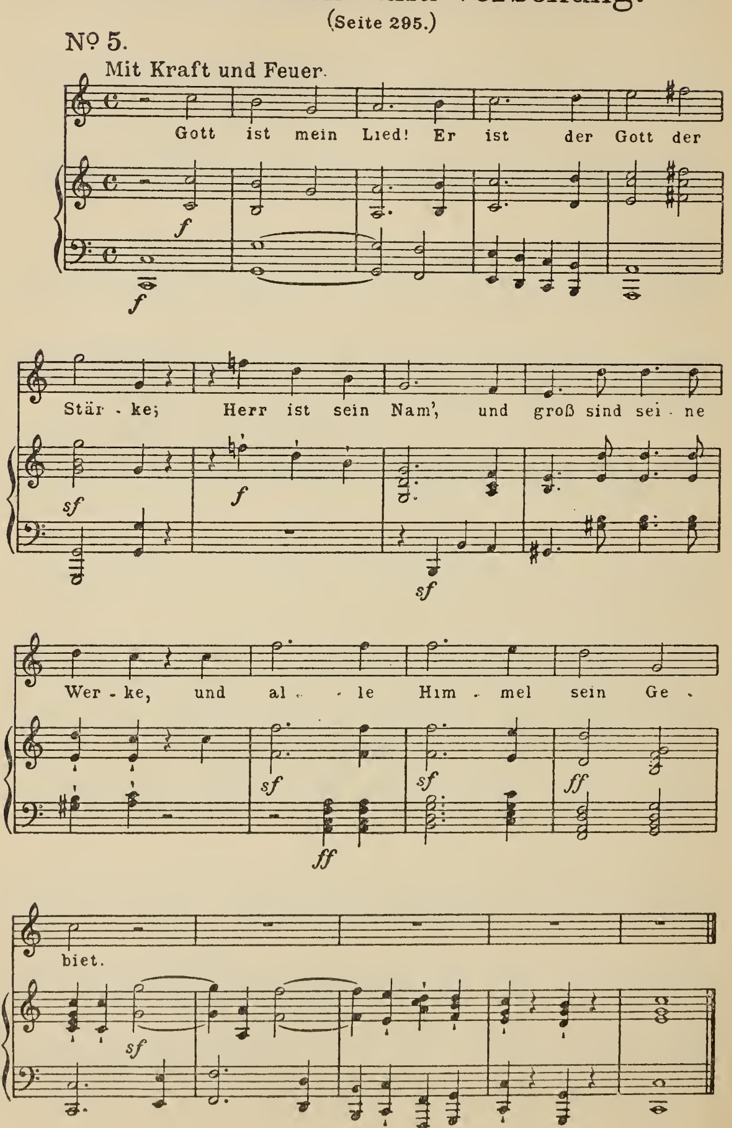





Him-mel un-zähl-ba-re Sterne? Wer führt die
cresc.
Sonn' aus ih-rem Zelt? Sie kömmt und leuch-tet und
pp
cresc.
f
lacht uns von fer-ne und läuft den Weg gleich als ein Held, und
sf
p
f
sf
sf
läuft den Weg gleich als ein Held.
ff
sf
sf
sf
ff

Gottes Macht und Vorsehung.

(Seite 295.)

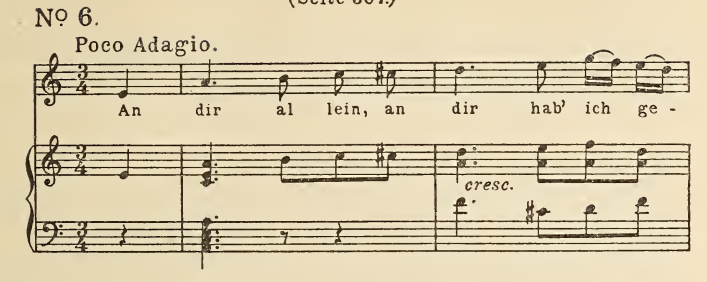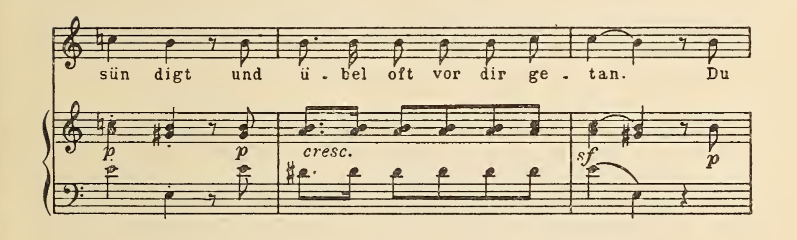


Bußlied.
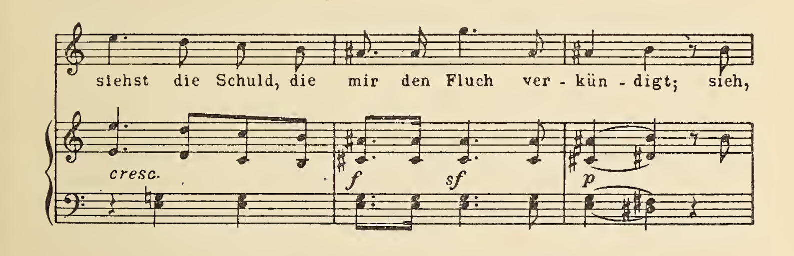
(Seite 307.)
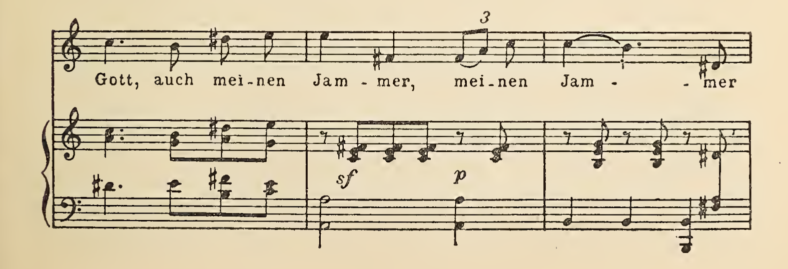
Nº 6.
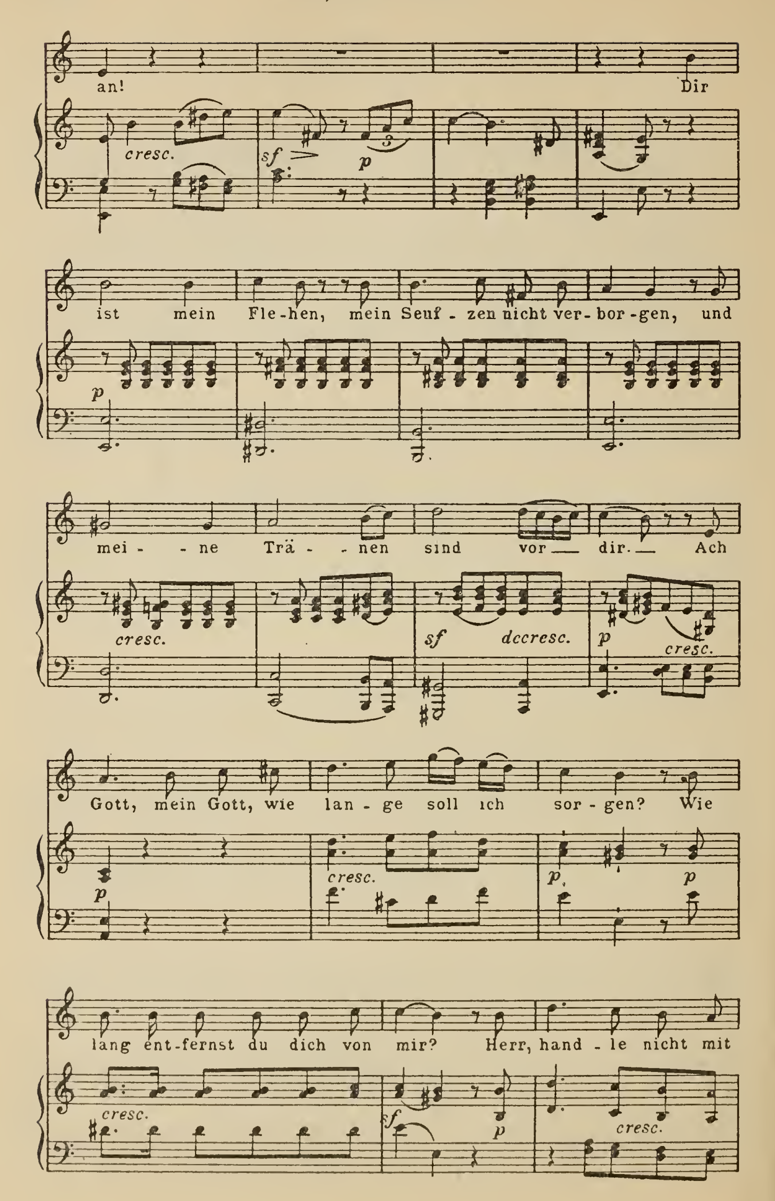
Poco Adagio.
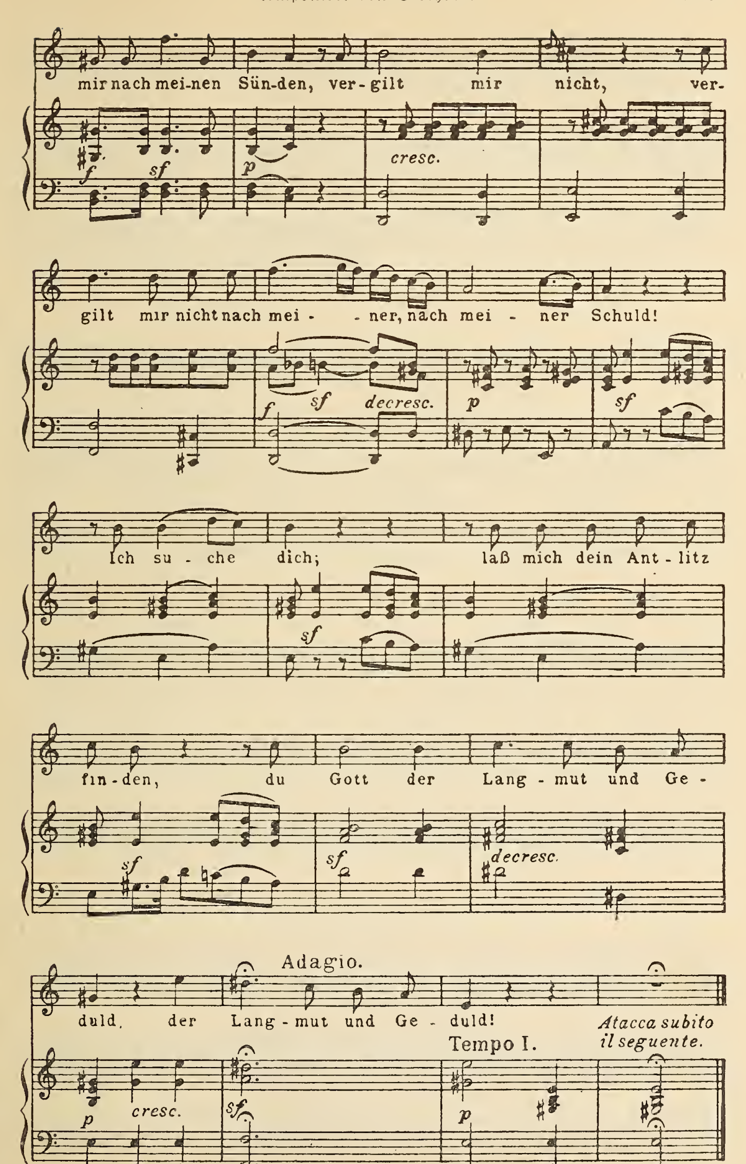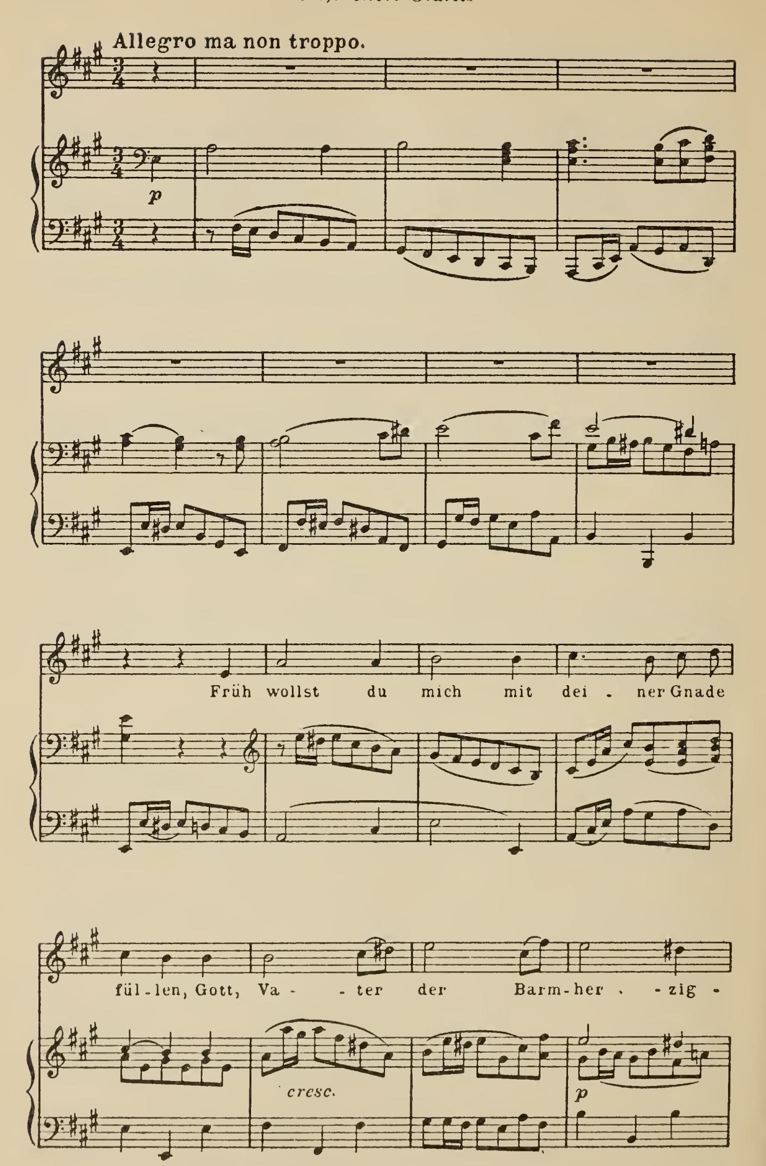




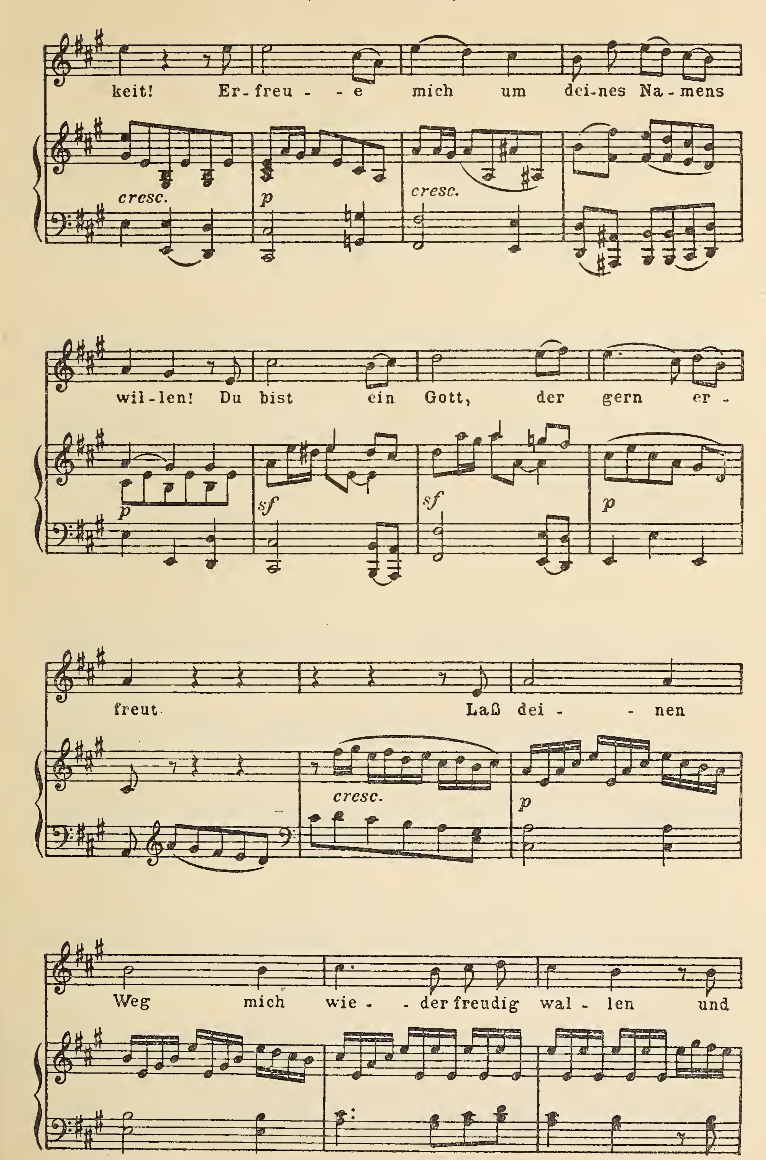


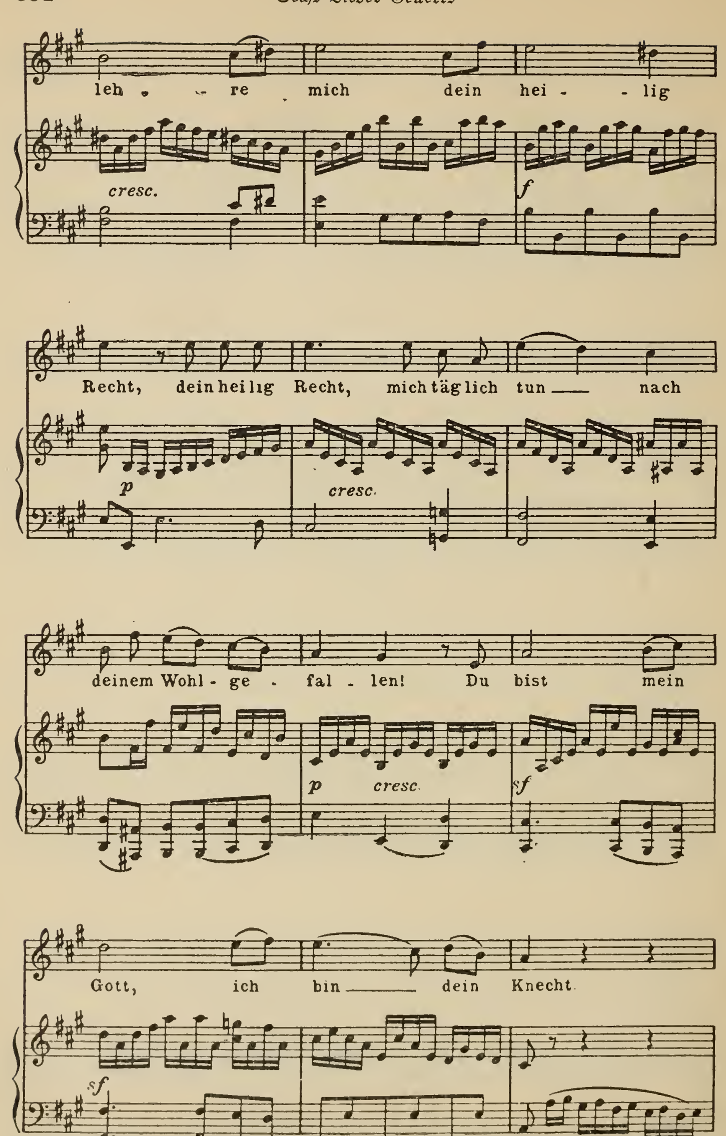


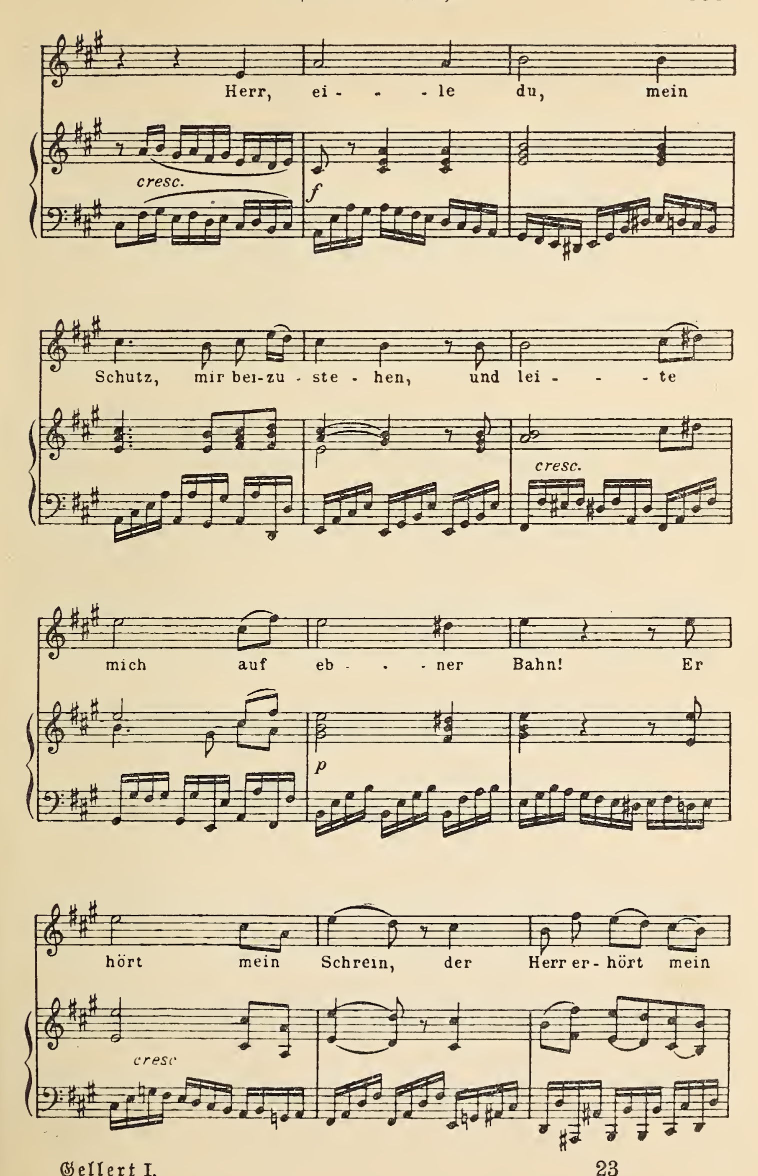

an! Dir
cresc.
sf p
ist mein Fle-hen, mein Seuf - zen nicht ver- bor -gen, und
p
mei - - ne Trä - - nen sind vor dir. Ach
cresc. sf decresc. p cresc.
Gott, mein Gott, wie lan - ge soll ich sor - gen? Wie
p cresc. p p
lang ent-fernst du dich von mir? Herr, hand - le nicht mit
cresc. sf p cresc.

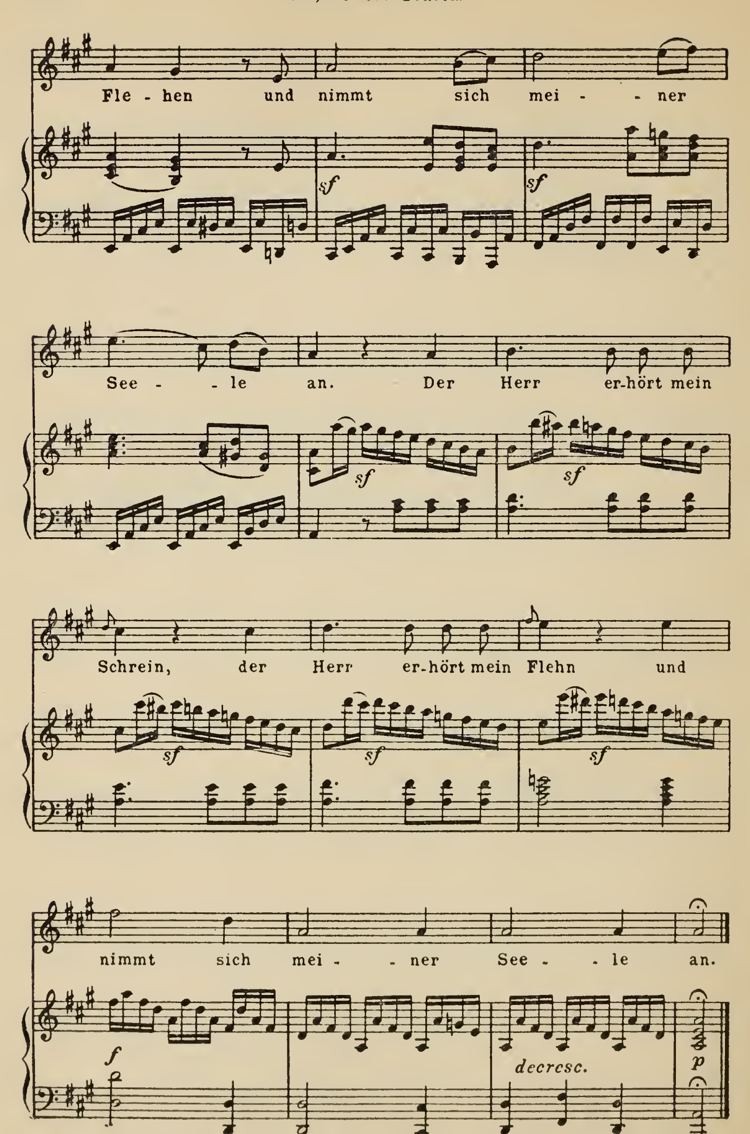

mir nach mei-nen Sün-den, ver-gilt mir nicht, ver-
f
sf
p
cresc.
gilt mir nicht nach mei - - ner, nach mei - ner Schuld!
f
sf
decresc.
p
sf
Ich su - che dich; laß mich dein Ant - litz
sf
fin - den, du Gott der Lang - mut und Ge -
sf
sf
decresc.
Adagio.
duld, der Lang - mut und Ge - duld!
Atacca subito il seguente.
Tempo I.
p
cresc.
sf
p


Allegro ma non troppo.
p
Früh wollst du mich mit dei - ner Gnade
fül - len, Gott, Va - - ter der Barm - her - - zig -
cresc.
p


keit! Er-freu - - e mich um dei-nes Na-mens
cresc.
p
cresc.
wil-len! Du bist ein Gott, der gern er -
p
sf
sf
p
freut. Laß dei - - nen
cresc.
p
Weg mich wie - - der freudig wal - len und


leh - re mich dein hei - lig
cresc.
f
Recht, dein heilig Recht, mich täglich tun nach
p
cresc.
deinem Wohl - ge - fal - len! Du bist mein
p cresc.
sf
Gott, ich bin dein Knecht.
sf


Herr, ei - - le du, mein
cresc.
f
Schutz, mir bei-zu - ste - hen, und lei - - te
cresc.
mich auf eb - - ner Bahn! Er
p
hört mein Schrein, der Herr er - hört mein
cresc


Fle - hen und nimmt sich mei - - ner
sf
sf
See - - le an. Der Herr er-hört mein
sf
sf
Schrein, der Herr er-hört mein Flehn und
sf
sf
sf
nimmt sich mei - - ner See - - le an.
f
decresc.
p

Alphabetisches Verzeichnis
der Gedichte nach Anfängen und Überschriften.

Die Betschwester

Ein Lustspiel in drei Aufzügen

Personen:

Frau Richardin, eine alte und reiche Witwe.
Christianchen, ihre Tochter.
Lorchen, ihre weitläuftige Befreundin.
Simon, Christianchens Bräutigam.
Ferdinand, Simons Brautwerber.

Einleitung des Herausgebers.

Welcher Schauspieler kennt wohl heute noch Gellerts Lustspiele? — Sie sind seit langem vergessen und mit Recht. Wenn wir in dieser Auswahl die „Betschwester“ wieder abdrucken, so bietet das Moment, daß dieses Lustspiel und die sich daranknüpfende Kontroverse selten deutlich die bedrückende Enge der ganzen Zeit gegenwärtig machen, vielleicht noch keine genügende Erklärung. Für das richtige Verständnis der gesamten Persönlichkeit des Dichters ist aber seine Tätigkeit als Theaterdichter immerhin wichtig.

Gottscheds robuste Kraft ist auch für den Lustspieldichter[1]) Gellert entscheidend. Das bleibt zu Recht bestehen, wenn auch gerade die Aufregung, die die „Betschwester“, sein erstes Lustspiel, mit sich brachte, den sonst zaghaften Dichter vermochte, von dem kleinlich eigenrichtigen Diktator abzurücken. Er ließ sie im 2. Bande der „Bremer Beiträge“, dem Organ der abtrünnigen, im Grunde doch nur friedfertigen Gottschedianer erscheinen.

Gottsched, der „Deutsche“, ging bei den Franzosen in die Schule. Gellert, nicht minder sicher in seiner Liebe für deutsches Wesen, folgte ihm. Wie hätte es anders sein können! Freilich hatte Dänemark in Holberg seinen Molière bereits gefunden, aber seine ungeschlachten, lebenswahren Menschen konnten sich schwer zum sächsischen Menuettschritt dressieren lassen.

Zu unserem Lustspielbestand gehörten damals, wenn wir von wenigen Stücken Gryphius' und Weises absehen, neben Bearbeitungen einiger klassischer französischer Lustspiele solche

---

[1]) Vgl. das Kapitel über die sächsische Komödie in der Lessing-Biographie Erich Schmidts. Über das Lustspiel handelten ausführlich die hier zu Rate gezogenen Arbeiten von Coym (Berlin 1899; Palästra II.) und Haynel (Emden und Borkum 1896).

des „Théâtre italien“, das seit 1716 Riccoboni zum Siegeslauf über die europäischen Bühnen gerüstet hatte. Auch die Haupt- und Staatsaktionen, in denen Harlekin seine oft schmutzige, aber immer volkstümliche Rolle, häufig improvisierend, spielte, behaupteten ihren Boden. In unflätigen, aber witzigen Personalsatiren büßten Henrici-Pikander und der begabte, aber verlotterte Christian Reuter ihre Lust. Diesen Kehrichthaufen, einzelnes, z. B. von Molière, bewahrend, suchte nun Gottsched im Bunde mit der berühmten Schauspielerin Karoline Neuber und ihrer Truppe mit kräftigem Besen auszufegen. Es war ganz nach seinem Sinn, wenn die Neuberin Harlekin feierlich von der Bühne verbannte; — freilich durch dieselbe Frau sollte er bei veränderter Konstellation eine fröhliche Urständ erleben.

Um die Lücken zu füllen, trieb Gottsched die Seinen zum Übersetzen französischer Lustspiele an, von denen ihm die Destouches' besonders zusagten. Vor Voltaire hatte dieser Franzose bei seiner politischen Mission nach England von Addison und seinem Kreise gelernt und die Ideen der englischen Moralisten zur Heimat getragen. Ganz von ihrem Standpunkt bekannte er in der Vorrede seines „Glorieux“: „J'ai toujours eu pour maxime incontestable que, quelque amusante que puisse être une comédie, c'est un ouvrage imparfait et même dangereux, si l'auteur ne s'y propose pas de corriger les mœurs, de tomber sur le ridicule, de décrier le vice et de mettre la vertu, dans un si beau jour qu'elle s'attire l'estime et la vénération publique.“ Seinen Anregungen war Nivelle de la Chaussée gefolgt, bis er das rührende Lustspiel, seine Gegner nannten es freilich das „weinerliche“ (comédie larmoyante), als eigenste Gabe den Franzosen schenkte. Den Höhepunkt dieser neuen Komödie erreichte seine „Mélanide“, in der jegliche Komik ausgeschaltet und nur auf die Rührung Bedacht genommen war.

Lehnte sich Frau Gottsched, des Meisters „geschickte Freundin“, in ihren eigenen Originallustspielen an Destouches an, so folgte Gellert charakteristisch genug Nivelle de la Chaussée. Seine „Betschwester“ ist der erste Versuch, das rührende Lustspiel in Deutschland heimisch zu machen.

So harmlos uns dieses Lustspiel anmutet, so bedeutete es doch eine kleine Revolution bei seinem Erscheinen. Ein weit gelesenes Blatt, die „Regensburger gelehrte Zeitung“, machte dem Dichter den Vorwurf der Religionsverspottung. Der gemeine Mann werde nicht wissen, ob der König David oder eine Betschwester damit getroffen werde. Schützend hielten die Beiträger gegen solch törichte Angriffe den Schild vor ihren Freund;

schon die nächste Nummer der Zeitschrift brachte eine poetische Verteidigung, die mit dem famosen: „Verwegner Gellert" anhub:

„Verwegner Gellert! Wie? Du wagst es ohne Zittern,
Durch Spotten wider dich die Heuchler zu erbittern!
Ohnfehlbar kennst du nicht dies furchtbare Geschlecht . . ."

Unser Lustspiel ist stark von theoretischen Erwägungen bestimmt, die Gellert 1751 beim Antritt seiner außerordentlichen Professur in seiner Abhandlung: Pro commœdia commovente dargelegt hat. Kein Geringerer als Lessing hat sie für seine „Theatralische Bibliothek" übersetzt, indem er die den Gegenstandpunkt vertretende Arbeit eines Franzosen — Chassirons — ihr vorausschickte und seine Meinung im Schlußworte, echt lessingischen Tones, aussprach.

Gellert unterscheidet in dieser Abhandlung „für das rührende Lustspiel" zwei Gattungen des Lächerlichen: die eine, die stammhafte, am meisten handgreifliche, weil sie in ein lautes Gelächter ausbricht, die andere, feiner und gesetzter, da sie gleichsam in dem Innersten des Herzens verschlossen bleibt. Das rührende Lustspiel wolle diesem Lächeln zum Recht verhelfen. Nicht lassen sich die erhobenen Anklagen halten, daß das neue Lustspiel den Unterschied zwischen Tragödie und Komödie aufhebe, und daß es dem Wesen der Komödie widerstrebe, ernstere Affekte zu erregen. Sein Dichterrecht will Gellert sogar behaupten, wenn die Regeln der Alten widersprächen: „In Dingen, welche empfunden werden, und deren Wert durch die Empfindung beurteilt wird, sollte ich glauben, müsse die Stimme der Natur von größerem Nachdruck sein als die Stimme der Regeln!" — Im Ausklang wird sogar der Tränenseligkeit ein Loblied gesungen: „Die Tränen, welche die Komödie auspresset, sind dem sanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, sondern auch fruchtbar macht."

Wie ein erfrischendes Sturzbad wirkt Lessings kurzes Nachwort. Er scheidet, freilich auch er noch mit der Nützlichkeitselle hantierend, das Possenspiel, das nur zum Lachen reizen will, und das weinerliche Lustspiel, das nur rühren will, während die wahre Komödie beides wolle. Um den Empfindlichen nicht zu kränken, fügt er begütigend hinzu, Gellert habe noch genug komische Elemente, um nicht der zweiten, falschen Gattung zugewiesen zu werden.

Wenn die Theorie Gellerts den Regelzwang tapfer zu bekämpfen schien, so werden wir sehen, wie er als Dichter doch im wesentlichen in Gottscheds Gleisen fortwandelte.

Lassen wir zunächst das Technische unseres Lustspiels beiseite, so hat die „Betschwester“ schwere innere Fehler. Es ist uns unmöglich, den Bräutigam Simon ernst zu nehmen, der Christianchen begehrt, von ihr sich Lorchen zuwendet, um sich ebenso schnell wieder zur ersten Liebe bekehren zu lassen. Das ist eine Marionettenfigur. Der Schlüssel liegt in der Theorie: Gottsched verlangt wie die Franzosen Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit. Läßt die erste infolge des Ungeschicks des Dichters zu wünschen übrig, so ist er um so eifriger bemüht, streng die beiden andern zu erfüllen. Über einen gedehnten Tag darf die Handlung nicht dauern, folglich müssen diese edel gedachten Menschen leisten, was nur krassem Leichtsinn möglich ist.

Technisches Ungeschick verrät sich, wenn in diesem Lustspiel zwei Handlungsreihen nebeneinander herlaufen und erst gegen Ende miteinander verknüpft werden. Folgt der junge Dichter in der Dreizahl der Aufzüge italienischen Vorbildern, so schließt er sich bei der Verknüpfung der Auftritte untereinander um so strenger an Gottscheds Vorschrift an. Nur um seines Prinzips willen, daß die Bühne nie leer bleiben dürfe, und daß der Auftretende immer schon jemand vorfinden müsse, werden die Personen hin und her geschoben. Zu häufig und aufdringlich ist ferner die direkte Charakteristik angewandt. So entwirft Lottchen gleich zu Beginn ein sorgfältiges Bild der Heldin, deren Eigenschaften wir besser aus ihrer Handlungsweise erfahren würden.

Während des Dichters Interesse mindestens ebenso stark bei der großmütigen Freundin wie bei der geizigen Heuchlerin ist, die ihren Namen Richard = Reich-Art, entsprechend dem alten deutschen Lustspiel, gewiß nicht ohne Absicht trägt, so tritt doch diese, wieder getreu dem Gottschedischen Rezept, das einen anfechtbaren Charakter als Mittelpunkt des Lustspiels verlangte, als Titelheldin hervor.

Sie ist eine Fromme nach der Uhr, die geistliche Lieder singt, während ihr Herz an sehr weltlichen Dingen hängt. Bei ihrer Wohlhabenheit vermöchte sie der Armut zu helfen; sie leiht Geld aus, aber nur um unbarmherzig Pfänder einzuziehen; der Kirche gibt sie reiche Gaben, weil ihr Name genannt und gesehen wird, gegen den unglücklichen Bettler aber ruft sie die Obrigkeit auf. Bedarf die Predigerswitwe und ihre Kinder ihrer, so schmält sie sehr weltlich auf die Geistlichen, die so unbesonnen viele Kinder in die Welt setzen. Ja, diese alte Dame bittet noch täglich den lieben Gott, daß er sie vor den Anfechtungen des

Fleisches bewahren möge. Für ihre Härten hat sie ein frommes Mäntelchen: ich will nicht urteilen; ich will nicht richten; wir sind alle Sünder, sagt sie. Statt des echten Glaubens hat sie einen vollen Sack Aberglauben. Gut ist die Bibelsprache dieser Scheinheiligen getroffen, deren bester Zug gewiß der ist, daß sie von ihrer Unwahrhaftigkeit selbst keine Ahnung hat. Und wie neben ihrer Bibel hart der Geldkasten steht, so ist dieser Realismus ihres Wesens trefflich durch sprichwörtliche Redewendungen angedeutet. Im ganzen stellt sie die Musterkarte von weiblichen Fehlern dar, die Gellert in seinen Fabeln den Frauen nachzusagen weiß, nur daß die Heuchelei den andern Untugenden den Rang abläuft. Molières „Tartuffe" hatte Fingerzeige gegeben, und so ersparen uns Gellerts Lobredner auch nicht diesen unglückseligen Vergleich, den auch Frau Gottscheds „Pietisterei im Fischbeinrock" und Krügers „Geistliche auf dem Lande", die Gellert kannte, am besten meiden. Die entscheidenden Anregungen boten ohne Zweifel Charaktere der englischen Wochenschriften[1]). — Sind der Anleihen gewiß manche, so ist die Fülle realistischen Materials doch Gellerts eigenes Verdienst. Früh schon hatte er ein offenes Auge für die Scheinheiligkeit, seine Predigt über die „Minutenchristen" legt dafür Zeugnis ab —; so dürfen wir unter all seinen Lustspielfiguren die Betschwester als die lebensvollste und lebenswahrste anerkennen.

Strotzt die Betschwester von Untugenden, so gleißt, da der Dichter seine Farben nicht zu mischen weiß, vielleicht auch um des lehrhaften Zweckes willen nicht mischen will, ihr Gegenspiel, die großmütige Freundin von eitel Tugend. Sie nimmt die Stelle der schnippischen, oft nichtsnutzigen Lisette der früheren Komödie ein. Ihre Bildung ist getreu dem Gellertischen Räsonnement, das diese Figur bereits erschuf, nicht unwahrscheinlich, da sie früher in besseren Glücksumständen eine sorgfältige Erziehung genossen hat. Ihre Munterkeit geht gelegentlich in Schwatzhaftigkeit über, doch scheint auch das des sächsischen Fräuleins v. Barnhelm neckische Franziska ihr abgelauscht zu haben. — Hätte der Dichter wenigstens angedeutet, daß der Bewerber auf Lottchen einen Zauber ausübt, so würden wir ihre Entsagung mitempfinden. Dieses Lottchen läßt uns kalt, während sie den Beifall weichgestimmter Zeitgenossen fand.

Einen nicht uninteressanten Versuch stellt die Figur Christian-

---

[1]) Auf diese Zusammenhänge hat mit Nachdruck und Einsicht zuerst Georg Ellinger hingewiesen. Siehe „Gellerts Fabeln und Erzählungen". Berlin 1895. S. 12f.

chens dar. Unter all den fertigen Typen der früheren Komödien endlich ein werdendes, wachsendes Menschenkind! Die Idee war vortrefflich; doch allzuweit blieb die Ausführung zurück. Forderte die Theorie, die Entwicklung in einem Tage sich vollziehen zu lassen, so brauchte diese Schranke nicht zur Unwahrscheinlichkeit zu zwingen: entfaltet sich doch schnell die volle Knospe zur Blume! Aber allzu einfach ist das Kind, allzu zaghaft die Jungfrau gezeichnet: jenes sagt folgsam ja und nein oder schweigt, diese deutet ihr neues Leben mit einigen schüchternen Lobpreisungen der Freundin an.

Wie sehr das Problem des Erwachens eines jungen Mädchens zum Leben den Dichter beschäftigt hat, zeigt noch die jüngere der „Zärtlichen Schwestern". Auch sie erlebt diesen Moment vor uns, und hier ist es die erwachende Eifersucht, die sie selbst ihres jungen Herzens gewiß macht.

Befriedigt uns Christianchen nicht, so bleibt Gellert doch das Lob eines ersten ernstgemeinten Versuchs.

Ganz farblos sind die Männer gehalten; sie hatten nicht einmal das Interesse des Dichters.

Mit Glück wurde das Lustspiel des Bühnenfremden öfter gespielt; die Schumannin als Trägerin der Titelrolle brachte der Kochschen Truppe zu Leipzig eine gefüllte Kasse. Chalier bot in seinem „Théâtre allemand" vom Jahre 1770 Übersetzungen der „Betschwester" und der „Kranken Frau"; zwei Jahre später noch wurden die „Betschwester" und „Das Los in der Lotterie" ins Polnische übertragen.

Gellerts zweites Lustspiel, „Das Los in der Lotterie", das im 3. Bande der „Bremer Beiträge" 1747 erschien, ist im Anschluß an Gottsched und die Franzosen auf fünf Akte gedehnt. Wohl um nicht an die „Hausfranzösin" der Gottschedin oder den „Jean de France" Holbergs, die beide vorbildlich wirkten, zu sehr zu erinnern, trifft der Titel nicht den gehechelten Deutsch-Franzosen.

Der Inhalt ist folgender.

Ohne Wissen ihres geizigen Mannes hat die treffliche Frau Damon von ihren Ersparnissen ein Lotterielos für vier Taler gekauft in der Hoffnung, mit einem Gewinn das Glück ihrer liebenswürdigen, heimlich verlobten, doch armen Nichte Karoline zu machen. Der gutmütige, aber grenzenlos träge Orgon, der mit seiner Frau bei Damons zu Gaste ist, weiß um die Sache; ihm entlockt seine neidische Frau das Geheimnis, um es sofort dem gewinnsüchtigen Damon mitzuteilen, der das Los seiner Frau heimlich entwendet und es dem flatterhaften nichtsnutzigen

Deutsch-Franzosen Simon verkauft. Nachdem es durch die Hand der Frau Orgon gegangen ist, erhält es endlich Karolinchen zum Geschenk, und mit ihm fällt der Gewinn von 10000 Talern an sie: „so sorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe". Karolinchen wird nun ihren bewährten Liebhaber, dem sie treu geblieben ist, heiraten können.

Vertritt Frau Damon die reine Tugend, die neidische, buhlerische, heuchlerische und herrschsüchtige Frau Orgon die Gegenseite, so ist bei den Männern eine Nuancierung versucht worden: der gutherzige Orgon ist zugleich eine Schlafmütze, dem das Aussprechen der Worte schon das Gehirn ermüdet, Damon hingegen ist nicht grundschlecht, sondern nur durch seine übermäßige Liebe zum Geld zu unanständigen Übergriffen geneigt. Die Welt hält ihn und er sich selbst für einen Ehrenmann. Scharf kontrastiert aber sind die beiden Liebhaber, Simon und Karolinchens heimlicher Verlobter Anton, an dessen Tugend wir auf die gute Meinung anderer glauben müssen. Gellert selbst hielt diese Kontrastfigur für so wenig wichtig, daß er in späterer Zeit riet, sie zu streichen. Mit Fleiß, ja mit Haß, ist dafür sein Gegenspieler Simon gezeichnet. Neben dem Maulheldentum, der Frivolität steht das ebenso verächtlich gemachte Freidenkertum. Und allzu deutlich macht der Dichter die tugendhafte Bourgeoise Frau Damon zum Sprachrohr seiner eigenen Überzeugung: „Zur Profession eines Freidenkers," — wirft sie Simon, höchst ungerecht verallgemeinernd, vor — „eines Freidenkers, den Sie vermutlich vorstellen wollen, gehört nichts mehr als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröte nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder." — Es gehörte die Wahrheitsliebe des jungen Lessing und seine Lust zu protestieren dazu, nicht lange danach seinen „Freigeist", trotz seines Irrtums, mit tugendhafter Gesinnung zu begaben.

Auf der Bühne hatte „Das Los in der Lotterie", dessen bedenklichen Grundgedanken man augenscheinlich nicht bemerkte, von allen Lustspielen Gellerts den meisten Erfolg. Die Rolle des schläfrigen Orgon, die einem witzigen Schauspieler genug Gelegenheit zur andeutenden Mimik bietet, entfesselte die Lachlust. Auch in Hamburg wurde diese Komödie von der Schönemannschen Truppe gespielt, und noch 1771 ergötzte sich das Berliner Publikum an der Aufführung auf der Kochschen Bühne.

Am rührseligsten wird Gellert in seinem letzten Lustspiel, den „Zärtlichen Schwestern", in dem die ältere zwar ihres Liebhabers, der als Elender entlarvt wird, verlustig geht, aber durch eine bedeutende Erbschaft entschädigt wird, während die jüngere, anfangs durchaus spröde, allmählich durch aufkeimende Eifersucht ihres zärtlichen Herzens sich bewußt, mit einer reichen Heirat beglückt wird. Dem komischen Element, das durch das Seriöse, Ernste fast verdrängt wird, hat der Dichter durch den Onkel der Mädchen, einen stumpfsinnigen Magister, ein Plätzchen gesichert; zur Unzeit philosophiert er vor dem jungen Mädchen über den Zweck der Liebe und den Zusammenhang der Laster untereinander[1]); da er als Einkleidung seiner Idee eine Fabel ersinnt, so scheint es, als ob Gellert ein Karikaturbild seiner selbst hat geben wollen. Und doch mußte er den Vorwurf, er habe einen andern bekannten Magister öffentlich verspotten wollen, von sich abwehren. — Zur lebhaften Rührung der Zuschauer konnten die Schwestern ihre Großmut bei der Erbschaft durch neidloses Entsagen und edle Mitfreude beweisen. So wundert es nicht, daß der Graf Dohna bei seinem Besuch den Dichter bittet, er möchte ihm eine Braut aussuchen wie die Schwedische Gräfin oder Lottchen in den „Zärtlichen Schwestern"[2]).

Nirgends tritt die Bühnenfremdheit so sehr in die Erscheinung wie bei dieser Komödie. Die Personen gehen und kommen, wie es der Dichter braucht; sie müssen sich belauschen, weil der Dichter sich nicht anders zu helfen weiß; der Bösewicht verrät sich in einem längeren Monolog; selbst ein anonymer Brief muß die Handlung vor dem Versanden bewahren.

Das Nachspiel „Die kranke Frau" — zuerst in der Gesamtausgabe der Lustspiele von 1747 — behandelt das Thema der gleichnamigen Fabel. Hier wie dort handelt es sich um eine Scheinkranke, die durch das sehr einfache Mittel einer neuen Robe geheilt wird. Die zahme Satire soll auch den Geheimniskrämer und Scharlatan „Wahrmund", der sich als Arzt aufspielt, treffen, doch ist auch diese Figur viel zu grob gezeichnet, um unser Lachen zu gewinnen. Während Löwen in Hamburg „Die kranke Frau" für das schönste der Gellertschen Lustspiele erklärte, gab es Lessing gerade Veranlassung zu dem satirisch-vernichtenden Gespräch seiner „Bekanntinnen", die das Lustspiel von ihrem Standpunkt kritisieren[3]).

In der Gesamtausgabe der Lustspiele von 1747 finden wir

---

[1]) Auch Gellert hat in einer Fabel diesen Gedanken behandelt.
[2]) Siehe Dahlener Antiquarius 1, 12.
[3]) Hamburgische Dramaturgie, 22. Stück.

auch die beiden Schäferspiele: „Das Band"[1]) und „Sylvia", die bereits in den „Belustigungen" (1744 und 1745) erschienen und in der Art der „Atalante" Gottscheds behandelt waren. Weder in der Handlung noch in der Sprache heben sie sich aus der Menge gleichzeitiger Schäferdichtungen heraus; nur der Literarhistoriker erinnert sich ihrer, weil der junge Goethe in der „Laune des Verliebten" sich an das erste anlehnt und aus dem zweiten einige Gedanken genützt hat. Auch die Operette „Das Orakel", eine Umarbeitung des gleichnamigen Spiels von Saint-Foix erschien in jener Sammlung: sie war auf Wunsch hochstehender Freunde gedichtet worden.

Wenn wir die Sprache Gellerts in seinen Lustspielen mit der seiner Vorgänger vergleichen, so fällt das Urteil wesentlich zu seinen Gunsten aus. Statt der rohen und platten Sprache finden wir bei ihm einen gefälligen, fließenden Dialog. Frau Gottsched selbst, an der ihr Ehegespons gelegentlich einer Kritik ihren feinen Umgang in adligen Kreisen nachklingen hört, erscheint neben ihm derb, ja manchmal klobig. Doch Gellert läßt seine Leute nicht etwa tote Büchersprache reden; noch am meisten erinnert an den Kanzleistil die Häufung ähnlicher Ausdrücke; z. B. „Julchen denkt und sinnt und redt in mir", oder „Julchen, die so viel Reizungen, so viel Schönheit und Anmut besitzt" und viele andere Fälle. Er weiß aber der Vorliebe für Sprichwörter im gemeinen Gespräch trefflich Rechnung zu tragen. Durch gehäufte Fragen bringt er Bewegung in die Rede, sie passen gut in den Mund des Liebhabers: z. B.[2]) „Sie lieben mich? Sie sagen mir's in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdien' ich dieses? Soll ich Ihnen antworten? und wie? . . ." Den gleichen Eindruck der Lebhaftigkeit erwecken die kurzen, unverbundenen Sätze; z. B.[3]): „Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie statuieren keine Anzeichen und Wunder." Nicht minder spiegeln die Erregung solche anaphorisch verbundenen Sätze wie: „Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hause stoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wissen."

Sehr lebendig wirkt ferner im Dialog das Auffangen eines vorhergehenden Wortes, ohne daß Gellert in die Übertreibung verfiele, an der etwa Kleists genialer „Zerbrochener Krug" leidet. Ein Beispiel aus den „Zärtlichen Schwestern" (des zweiten Aktes

[1]) Gellert selbst will in seiner Vorlesung über Stockhausen nur „Sylvia", nicht aber „Das Band" als Schäferdichtung gelten lassen.
[2]) „Die zärtlichen Schwestern", 1. Akt, 2. Szene.
[3]) „Die Betschwester", 1. Akt, 6. Szene.

4. Szene): Damis. Sie sagte, sie wollte uns nicht stören. Julchen. Nicht stören? Was soll das bedeuten? Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane! Julchen. Sie haben sich übereilet und woher? Aber — Ja — ich will Sie verlassen. Sie sind tiefsinnig. Damis. Sie wollen mich verlassen? meine Juliane! Mich? — Julchen. Meine Juliane! So haben Sie mich ja sonst nicht geheißen! — Der Gefühlserregung leihen auch die häufigen Ausrufe und Beteuerungen Ausdruck; sie sind in den späteren Umarbeitungen vom Dichter selbst gedämpft worden.

Einen Schritt weiter als beim Brief, der ja das Gespräch gebildeter Menschen nachahmen will, geht der Dichter, wenn er gelegentlich mundartliche Wendungen mit einfließen läßt; doch sind diese Fälle spärlich.

So hilft die Sprache den Gesamteindruck des getreuen Familienporträts verstärken, die wie die der Gottschedin echt deutsch sind und einen mäßigen, durch Bibel und Moral gezügelten Lebensgenuß predigen. Wenn auch Lessing die Alltagskleidung und die schmutzige Nachlässigkeit bei jener Kritik der „Kranken Frau" tadelte, so hatte er doch auch Anerkennung: „Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist."

Lessing selbst hatte sich als junger Student an diesen Lustspielen geschult, um ihnen, wie es seine Art war, zu protestieren; gelegentlich wußte er noch als Gereifter, wie wir sahen, Winke zu nützen. Einen zuverlässigeren Schüler hatte Gellert am Baron von Croneck, der in seinem „Leichtgläubigen" so rührselig wurde, daß selbst sein Meister daran Anstoß nahm[1]). Auch v. Brawe bekannte sich in warmen Worten als Schuldner des Lustspieldichters. Christian Felix Weiße aber, den man als gesteigerten Gellert bezeichnen kann, ist unter seinen bekannteren Nachahmern nicht der letzte. Und so ziemte es seiner „Elegie bei dem Grabe Gellerts", von dem Dichter zu rühmen, er habe das deutsche Lustspiel „die Freude sanfter Tränen" und „die Tugend und bescheidenen Scherz" gelehrt.

---

[1]) Brief Gellerts vom 21. Dezember 1754 an Croneck: „Ihr ‚Leichtgläubiger' übertrifft alle Ihre vorigen Komödien. Der Charakter als ein Gemälde ist trefflich; nur weiß ich nicht, ob er genug komische Züge hat. Er ist schön, aber nicht stets lachend schön." (Leipzig, Stadtbibliothek, ungedruckt.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen. Was ich Ihnen sage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht sprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen und sie stören.

Ferdinand. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten! Ich mag kommen, wenn ich will, so hat sie ihre Andacht. Heute vormittage wollte ich zu ihr; da war Betstunde. Nun komme ich nach Tische; so hat sie wieder ihre Betstunde.

Lorchen. Es ist nicht anders. Ihr Leben ist ein beständiges Gebet.

Ferdinand. Das Beten ist ein wichtiges Stück der Religion. Allein es gibt ja noch andere Pflichten, die ebenso nötig und ebenso heilig sind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, sie wechselt ab. Wenn sie nicht beten will: so singt sie. Und wenn sie nicht mehr Lust zum Singen hat: so betet sie. Und wenn sie weder beten noch singen will: so redet sie doch vom Beten und Singen.

Ferdinand. Nun, das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl sagen lassen, daß meine Frau Muhme sehr fromm ist. Ich habe es auch geglaubt. Allein ihr stetes Beten und Singen bringt mich fast auf die Gedanken, daß sie nicht fromm ist, sondern nur fromm scheinen will. Sie möchte sich immer ein Gebet machen lassen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die sie den Tag über mit Beten und Singen begeht.

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, es ist niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden als ich. Sie betet uns oft um das Mittagsessen; und nie ist sie andächtiger, als

um die Stunde, da die Köchin das Marktgeld holen will. Sie hat ihr schon aus frommem Eifer zweimal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil sie so unverschämt gewesen ist und sie im Singen gestört hat.

Ferdinand. Ich lerne meine Frau Muhme immer besser kennen. Es würde ein sehr mittelmäßiges Glück für Herrn Simonen sein, wenn er mit seiner künftigen Frau Schwiegermutter in einem Hause wohnen sollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hause oder bald ins Grab beten. Überhaupt geht sie mit ihm und mit mir sehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu ihr kommen und das Jawort wegen der Heirat mit ihrer Jungfer Tochter abholen sollen. Wir sind von Berlin hieher gereiset. Wir sind schon vier Tage hier. Und alle Tage hat sich ein Hindernis finden müssen, dem Herrn Simon das versprochene Ja zu erteilen. Morgen müssen wir wieder fort. Und der heutige Tag ist endlich zu der Versprechung angesetzt. Gleichwohl sehe ich noch wenig Anstalt dazu.

Lorchen. Gedulden Sie sich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardin keinen Besuch an. Und ehe sie sich in ihrer Nachmittagsandacht stören läßt, eher läßt sie Herr Simonen und zehn andre Freier wieder fortreisen.

Ferdinand. Ich weiß wohl, daß wir erst um vier Uhr herbestellt sind. Allein ich habe noch verschiedenes wegen der Aussteuer mit meiner Frau Muhme auszumachen, und solche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie also die Güte und lassen Sie mich melden.

Lorchen. Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bei ihr über alles. Sie verketzert uns beide, wenn wir sie stören. Sie zweifelt ohnedem sehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend, weil ich so eitel bin und zuweilen in dem „Zuschauer“ oder sonst in einem weltlichen Buche, wie sie zu reden pflegt, lese.

Ferdinand. Also wollen Sie mich nicht melden lassen?

Lorchen. Sobald es viere schlägt: eher nicht; denn ebendiese Stunde hat sie zu weltlichen Geschäften, und also auch zu dem Jaworte, ausgesetzt. Doch um fünf oder längstens um sechs Uhr muß alles getan sein. Länger hält sie sich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von ihren Klientinnen in der Andacht zu ihr, die sie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdinand. Also wird sie uns wohl nicht zu Tische behalten?

Lorchen. Ich zweifle sehr daran. Sie hält gar nicht viel auf das Essen. Fasten und Beten ist ihr Gesetz und ihr Vergnügen. Und wenn sie etwas in der Religion zu befehlen hätte: so

würde sie alle Fest-, Sonn- und Aposteltage zu Fasttagen machen, so sehr liebt sie die Enthaltung vom Essen und Trinken.

Ferdinand. Wie ich merke, so mag ihr diese Tugend sehr natürlich sein. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Fasten lieben, weil sie geizig ist.

Lorchen. Das will ich eben nicht sagen. Wer ihr aber vorwirft, daß sie das Ihrige nicht zu Rate hält, der begeht keine geringe Verleumdung.

Ferdinand. Reden Sie nicht so durch Umschweife mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen, sondern tun Sie, als wenn die Frau Richardin meine Frau Muhme nicht wäre! Sie leben schon ein Jahr in ihrem Hause und müssen mir die beste Beschreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drei Tagen in meinem Leben zum ersten Male gesehen. Und ich hoffe, daß mir der Abschied von ihr nicht sauer werden soll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr; denn, wie ich glaube, so mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht so richtig sein, als mir die Leute gesagt haben.

Lorchen. Wer die Tugend in den Mienen und auf den Lippen zu suchen gewohnt ist, der kann der Frau Richardin ihren Ruhm unmöglich absprechen. Alles ist fromm an ihr; ihre Mienen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles stimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie ist eine Feindin aller Eitelkeit, und sie hält mit der größten Demut an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.

Ferdinand. Das letzte höre ich gern. Ich bin ein großer Freund von den unschuldigen Sitten unserer Voreltern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat: so will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meinungen gern übersehen.

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf sie. Sie werden die Sitten ihrer Großgroßeltern noch unversehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie sie vor funfzig Jahren gebräuchlich gewesen sind, behält sie standhaft bei. Und ehe sie den kleinen Fischbeinrock, den langen Pelz und die niedrigen Absätze fahren ließe: ehe bestätigte sie die Unschuld dieser Sitten mit ihrem Tode.

Ferdinand. Sind dieses die frommen Sitten der Alten? Dies sind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardin weiß es besser. Wer sich trägt, wie die Alten gingen, der ist ehrbar und sittsam. Und wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehen kann, der ist demütig und sanftmütig.

Ferdinand. Eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme

sollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden schreiben. Ich glaube, sie spräche allen Leuten die Frömmigkeit ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlassen. Sagen Sie mir nur, was sie den ganzen Tag macht.

Lorchen. Wenn ich Ihnen das alles sage, so werden Sie denken, ich erzähle Ihnen eine Fabel. Gegen acht Uhr steht sie auf. Und sobald sie den Fuß in den Pantoffel setzet: so fängt sie auch an zu singen. Singend nun kämmt sie zuerst den Mops. Singend versorget sie ihre Katze. Singend füttert sie den Kanarienvogel. Singend besucht sie ihre beiden brabantischen Hühner. Und sobald es neune schlägt: so hört sie auf zu singen, wenn es auch mitten in dem Verse eines Liedes wäre.

Ferdinand. Warum denn das?

Lorchen. Es ist ihre Ordnung so. Sie will stundenweise, und nicht anders, singen und beten. Sobald es neune schlägt, so läuft sie, was sie kann, damit sie, ehe es ganz ausschlägt, schon an ihrem Gebettische sitzt.

Ferdinand. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn sie auch erst nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie spät genug kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr liest sie erst drei Morgensegen.

Ferdinand. Warum denn drei, und nicht mehr oder weniger?

Lorchen. Weil sie drei verschiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drei gleich lieb und die auch alle drei mit Silber beschlagen sind. Eins hat sie von ihrer seligen Frau Pate zum Geschenke, eins von ihrem seligen Manne vor vierzig Jahren zum Mahlschatze und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen — Aber stille! Ich höre jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es viere geschlagen hat: so ist's gewiß die Frau Muhme. Ich muß gehen. Denn wenn sie mich mit Ihnen allein sähe: so würde sie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweiter Auftritt.

Frau Richardin. Ferdinand.

Frau Richardin. Sind Sie schon da, Herr Vetter? Das ist mir lieb.

Ferdinand. Ja, liebe Frau Muhme, ich habe mit Fleiß geeilt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Versprechung noch eins und das andre wegen des Braut-

schatzes zu reden haben. Diesen Punkt wollen wir unmaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Frau Richardin. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geschickt wäre, die so viele Überlegung erfordert. Ich muß meine Umstände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht so reich, als mich die Leute ausschreien. Ich muß erst sehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute so unruhig, daß ich meine Umstände schwerlich mit Bedacht werde übersehen können. Wieviel Sorge und Not macht einem nicht die Welt! Das gottlose Volk kommt gar und stört einen im Beten, in der größten Andacht; da soll man nicht unwillig, nicht betrübt in seiner Seele werden!

Ferdinand. Ja, ja, die Welt ist böse. Aber liebe Frau Muhme, wir müssen morgen unumgänglich wieder fort, das ist Ihnen bekannt. Sie haben uns drei Tage nacheinander auf den heutigen Tag vertröstet. Und Herr Simon würde zu bedauern sein, wenn er eine so weite und kostbare Reise hätte umsonst tun sollen.

Frau Richardin. Nein, nein, das nicht! Aber, bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelassenheit verlieren muß. Ich lese gleich in der Bibel: so kömmt ein Bettler und klopft ordentlich an meinem Vorsaale an und stört mich in der größten Andacht.

Ferdinand. Es ist nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel lesen.

Frau Richardin. Ich lese ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hause durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottlose Bettler! Ein noch so junger Mensch schämt sich nicht zu betteln! Die Ruchlosigkeit war recht in seinem Körper abgezeichnet. Warum kann er denn nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rat sollte doch auch das Bettlermandat . . . Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdinand. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie tun sich durch Ihren Zorn Schaden. Denken Sie nicht daran! Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift . . .

Frau Richardin. Man möchte vor Ärgernis des Todes sein. Es ist kein Zorn. Ich eifre nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wollust müßig geht und andre Leute in der Andacht stört und sie um ihren Nährpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die linke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Diese war ja so gesund als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer

weiß, warum er so gezeichnet ist. An dem rechten Fuße war er auch lahm. Ich will nicht richten; aber die Ruchlosigkeit und ein krüpplichter Körper sind immer beisammen.

Ferdinand. Liebe Frau Muhme, urteilen Sie nicht so strenge. Vielleicht hat dieser Unglückselige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beschrieben haben: so kann er wohl schwerlich arbeiten.

Frau Richardin. So, wenn er auch nicht arbeiten kann, soll er mich denn in der Andacht stören? Soll ich meine Gedanken von geistlichen, von überirdischen Dingen abziehen und sie auf einen irdischen Menschen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was sind wir Menschen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer sind wir.

Ferdinand. Ja, ja. Aber das Gebot zu beten schließt das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.

Frau Richardin. Nein, bete und arbeite! Dieses sollen alle Menschen tun. Niemand soll dem lieben Gott die Tage abstehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch sein unverschämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauses sauer machen. Der gottlose Mensch!

Ferdinand. Doch, wir sollen ja wohltun und die Anzahl der Elenden zu verringern suchen. Und ich dächte, Werke der Liebe wären so nötig als die Andacht.

Frau Richardin. Alles gut! Alles wahr! Man muß geben. Aber man muß erst an die Seinigen, an sein Haus, an sich und seine armen Kinder denken. Wissen Sie, wer ärger als ein Heide ist? Wer seine Kinder nicht versorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich darüber selbst zum Bettler. Obrigkeitliche Personen sollten allezeit darauf sehen, daß dem heillosen Bettelwesen gesteuret würde.

Ferdinand. Ja doch, Frau Muhme! Sie tun es auch. Aber es gibt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben; oder die durch Unglücksfälle oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das Ihrige gekommen sind. Sollen denn diese verhungern und aus Sorge, uns durch ihre Bitten um einen Dreier zu bringen, lieber weinen als essen? Doch wir wollen keine theologischen Untersuchungen anstellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menschenliebe ohne mich wissen. Lassen Sie uns nun zu den Heiratspunkten schreiten! Denn Herr Simon wird gleich da sein und um Ihre versprochene Einwilligung nochmals gehorsamst bitten.

Frau Richardin. Ja! Es ist ein ganz feiner Mensch. Ich

habe nichts an ihm auszusetzen. Wenn mich nur der Bösewicht, der Bettler, nicht so geärgert hätte: so könnte ich doch etwan überlegen, wieviel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen (zu Frau Richardin). Sie sollen so gütig sein und einen Augenblick herauskommen. Die Frau Nachbarin will gern ein Wort mit Ihnen sprechen.

Frau Richardin. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlassen muß. Es ist eine Priesterwitwe, der ich einen Liebesdienst erweisen soll. Lorchen, bleiben Sie doch indessen bei dem Herrn Vetter, daß ihm die Zeit nicht lang wird. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Wissen Sie wohl, worinne der Liebesdienst besteht, den sie der Priesterwitwe erzeigt? Es ist eine rechtschaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daß sie blutarm ist. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichtum, bei der Frau Richardin für sechzehn Taler versetzt und muß ihr alle Wochen für den Taler einen Pfennig Zinsen geben. In dieser Angelegenheit, nämlich ihre Zinsen abzutragen, kömmt sie alle vierzehn Tage her; denn länger sieht ihr die Frau Muhme nicht nach.

Ferdinand. Ist das möglich? Meine Frau Muhme soll ein Kapital von dreißigtausend Talern haben, und sie nimmt von so einer armen Frau wöchentlich für sechzehn Taler sechzehn Pfennige Zinse? Und sie untersteht sich noch, zu beten?

Lorchen. Ich glaube auch, daß sie durch ihr vieles Beten sich bloß die Freiheit erkaufen will, nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie sie den Tag zubringt?

Ferdinand. Sagen Sie mir ja nichts mehr! Ich kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer so heiligen Frau verwandt zu sein, gerne frömmern Leuten

überlassen, als ich bin. Wenn es viel solche andächtige Weiber hierzulande gibt: so sollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Ehescheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir blieben bei den drei Morgensegen stehen. Wenn diese vorbei sind: so liest sie aus den andern Büchern noch drei Gebete, erstlich eins wider die Unkeuschheit, und —

Ferdinand. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an sechzig Jahre sein?

Lorchen. Dieses hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet also wider die Unkeuschheit, eins wider die Verschwendung, und —

Ferdinand. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm ist, nicht einen Dreier zu geben sich entschließen kann, betet, daß sie der Himmel vor der Verschwendung verwahren soll?

Lorchen. Lassen Sie mich doch ausreden! Eins wider die Verschwendung und eins, daß sie nicht in der Blüte ihrer Jahre möge weggerafft werden. Und diese Gebete florieren jahraus, jahrein bei ihr. Und in dieser Andacht darf sie kein Mensch, keine lebendige Seele stören, außer ihr Mops und ihre Katze.

Ferdinand. Eine erbauliche Andacht!

Lorchen. Mit dem Schlage zehn springt sie von ihrem Betstuhle auf und tritt an den Silberschrank und fängt an, aus allen Kräften zu singen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geschmeide und ihre Pfänder durch. Sobald sie die geringste Unrichtigkeit findet: so hält sie inne mit Singen und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schranktüre. Ist die Sache richtig: so geht ihr holdseliges Singen wieder fort. Nun schlägt es eilfe; da nimmt sie einen eisernen Kasten und verschließt sich in ihre Schlafkammer und . . .

Ferdinand. Ich höre es schon. Sie wird zählen und dem Himmel ihre Sparsamkeit anpreisen. In Wahrheit, man sollte wünschen, daß die Frau um die Hälfte ihres Vermögens käme, damit sie vernünftig würde. Es ist ihr größtes Unglück, daß sie reich ist.

Lorchen. So klingt der Frau Muhme ihre Theologie nicht. Alles, was sie hat, ist ein höherer Segen. Und aller dieser Segen ist die sichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das ist, ihres Betens und Singens.

Ferdinand. Also kann man ziemlich erraten, warum sie so andächtig ist.

Lorchen. Freilich wollte ich nicht dafür stehen, daß die Frau Richardin nicht des Tages drei bis vier Stunden von ihrer

Hausandacht eingehen lassen sollte, wenn ihr das kleinste Kapital verloren ginge . . . Doch ich höre sie schon reden. Wenn sie wüßte, daß wir von ihrer Andacht sprächen, sie schenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter Auftritt.

Frau Richardin. Die Vorigen.

Frau Richardin. Die ehrliche Frau ist in großer Not. Sie hat fünf unerzogene Kinder und in keiner Hand nichts als Armut. Ich weiß nicht, wie die Leute denken. Sie heiraten aufs Geratewohl, ohne zu wissen, wovon sie und ihre Kinder einmal leben wollen. Und zumal die Geistlichen, die doch am meisten beten und singen sollten und immer am wenigsten haben. Aber ich rede von niemanden etwas Böses. Lorchen, gehn Sie doch und lassen Sie einen Kaffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorsetzen kann.

Sechster Auftritt.

Frau Richardin. Ferdinand.

Frau Richardin. Ich bin erschrocken, Herr Vetter, recht sehr erschrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarin auf dem Saale rede: so fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geschwind hinein, da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein seliger Herr alle Morgen seine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Tee, noch Kaffee. Suppe, bloße Wassersuppe ohne Ei, und nur mit einem Stückchen Butter, eine Erbse groß, gemacht, solche Suppe war sein Leben. Und ebendiese zinnerne Suppenschüssel war heruntergefallen, und es war kein Mensch in der Küche. Ach! was wird dieses Anzeichen bedeuten? Wen wird die Reihe in unserm Hause treffen, mich oder meine Tochter?

Ferdinand. Frau Muhme, wer wird so abergläubig sein? Die Schüssel ist heruntergefallen weil sie nicht recht gestellt gewesen ist. Wer weiß, wer über der Küche hantieret oder gepocht hat? Machen Sie sich keine Sorge! Das Anzeichen mag über mich gehen, wenn es etwas zu bedeuten hat. Lassen Sie uns itzt wegen des Heiratsvergleichs richtig werden, so ist alles gut.

Frau Richardin. Nun höre ich's. Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie statuieren kein Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, sprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen gibt, wenn Sie es auch im Herzen nicht glauben. Ich wollte Ihnen tausend Beweise aufstellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdinand. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlangt, die in der Küche und in den Kammern vorgehen: so sage ich Ihnen frei heraus, daß sie bei mir ebensoviel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was sind Sie denn gesonnen, der Jungfer Tochter mitzugeben? Und wenn soll Herr Simon seine Braut abholen?

Frau Richardin. Sie erschrecken mich durch Ihren Unglauben fast ebensosehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüssel erschrocken bin. Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, glauben Sie denn auch nichts von dem Totenschmiede, von dem Wurme, der in den Fensterrähmen oder in den Wänden oft ganze Tage pocht und hämmert, wenn eins sterben soll? Da mein seliger Mann die Zeitlichkeit verlassen sollte: so hat er sich drei Tage zuvor hören lassen. Soll dieses nichts bedeuten? Daß wir doch unsern Augen und Ohren nicht trauen wollen!

Ferdinand. Ich will dem Totenschmiede seine Rechte nicht nehmen, er möchte mich sonst einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie sollen recht haben, Frau Muhme! Lassen Sie mich nur in dem ruhigen Besitze meiner Irrtümer und erklären Sie sich, was Ihre Jungfer Tochter zur Aussteuer bekommen, und ob es noch bei den zehntausend Talern an barem Gelde bleiben soll?

Frau Richardin. Zehntausend Taler? Ich arme Frau! Ich verlaßne Witwe! Wo käme ich und so vieles Geld zusammen? Bei meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode bleibt ihr mein bißchen Armut gewiß. Ich denke, es wird so nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint.) Das Anzeichen mit der Schüssel meines seligen Herrn —

Ferdinand. Wie können Sie sich doch ohne Not traurig machen? Der Tod ist uns alle Tage nah, und er braucht nicht erst die Schüssel herunterzuwerfen oder an den Fensterladen und an die Stubentür zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müssen den Tod weder fürchten noch wünschen. Sei'n Sie heute gutes Muts, damit wir bald zur Richtigkeit kommen!

Frau Richardin. Daß doch alle Mannspersonen nichts glauben wollen! So war mein seliger Mann nicht. Er nahm nichts

auf die leichte Achsel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor seinem Tode gesagt, daß er sterben würde. Ich besinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor seinem Ende Zahnschmerzen, und eben zu der Zeit fing eine von unsern Hühnern erbärmlich an zu schreien und schrie drei Tage nacheinander, wir mochten mit ihr machen, was wir wollten. Mein Kind, fing endlich der selige Mann zu mir an, die Henne schreit nichts Gutes heraus, es mag nun bedeuten was es will, laß sie lieber abwürgen!

Ferdinand. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat sie geschrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schüssel, von dem Totenschmiede, von der Henne und von dem seligen Herrn Liebsten reden wollen: so kommen wir nimmermehr zustande, und Herr Simon und ich müssen auf diese Art morgen unverrichteter Sache wieder fortreisen.

Frau Richardin. Ach, denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler! Der ruchlose Bube hat mich im Bibellesen gestört. Nunmehr wird meine geistliche Übungsstunde bald kommen. Ist es etwa schon um sechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Ferdinand. Nein, es hat kaum fünfe geschlagen. Wenn Sie nun auch diese Stunde einmal auf eine andre Zeit verlegten, dieses würde doch wohl . . .

Frau Richardin. Wie? Herr Vetter! Ich sollte von meiner Regel abweichen und irdischen Dingen zu Gefallen die Andacht hintansetzen?

Ferdinand. Wir müssen uns in der Andacht üben, nicht, wenn es schlägt, sondern wenn wir uns geschickt dazu fühlen.

Frau Richardin. Ich bin hierzu alle Stunden geschickt, und wer nur Lust zum Beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdinand. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulare, die sich oft zu unserm Zustande so wenig schicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; diese kann man allezeit herlesen. Aber das heiße ich nicht beten. Das heißt nur tun, als wenn man beten wollte.

Frau Richardin. Was sagen Sie? Sie machen mich ganz bestürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ein heimlicher Verächter des Gebets sind?

Ferdinand. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden.

Frau Richardin. Die Religion —

Ferdinand. Die Religion ist das Heiligste unter allem, was ein Vernünftiger hochschätzen kann. Aber die Meinungen eines

übel beschaffenen Verstandes gehören nicht zur Religion, sondern unter die Irrtümer. Doch wir wollen einander itzt nicht belehren. Machen Sie sich wegen meiner Religion keine Sorge! Erklären Sie sich lieber, wie es mit der Aussteuer werden soll! Hier kömmt gleich Herr Simon.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madame, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen diesen Nachmittag aufwarten und Dero Entschluß —

Frau Richardin. Mit der Madame verschonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es ist mir indessen lieb, daß Sie so ein ehrliches Absehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehen und sie noch einmal fragen. Alsdann wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu spät wird. Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Kompliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heiratspunkten zustande gekommen?

Ferdinand. Fragen Sie mich ja nicht! Ich weiß nicht, was ich aus der Frau machen soll. Und ich wollte, daß Ihr ehemaliger Herr Vormund selbst mit Ihnen hergereiset wäre und mich mit dieser Verrichtung verschonet hätte. Er hat die Heirat angefangen; so hätte er sie auch zustande bringen mögen. Sie will von den zehntausend Talern gar nichts hören.

Simon. Das sind schlechte Aspekten. Ich wollte das Geld gern vergessen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein gesprochen. Sie ist schön, recht sehr schön; aber...

Ferdinand. Nun, was fehlt Ihnen; was wollen Sie mit dem Aber sagen?

Simon. Meine Braut ist recht sehr schön, Herr Ferdinand; aber . . .

Ferdinand. Aber sie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe sie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat sie Ja geantwortet, weiter aber auch kein Wort.

Das gute Kind besitzt viel Schönheit, viel Reichtum; möchte sie nur auch das dritte besitzen!

Ferdinand. Hat sie etwa keinen Verstand?

Simon. Viel nicht, soviel ich mutmaße.

Ferdinand. Dies mag ein Familienfehler sein. Die Frau Mama, meine liebe Frau Muhme, darf sich über den Überfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein, Sie haben ja Ihre Braut vor einem halben Jahre gesehen, und ich weiß, daß sie Ihnen damals gefallen hat.

Simon. Von Person hat sie mir gefallen und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht haben, daß eine so schöne Person nicht reden kann. Damals hielt ich ihr Stillschweigen für eine große Sittsamkeit oder Schamhaftigkeit. Nunmehr sehe ich wohl, daß es ihr an Erziehung und an Lebensart fehlt.

Ferdinand. Also wollen Sie wieder zurücktreten?

Simon. Ich möchte sie haben und möchte sie auch nicht haben. Wenn sie nur klug und artig wäre: so wollte ich sie allen in der Welt vorziehen, wenn sie auch nicht das geringste Vermögen hätte.

Ferdinand. Unsere Sachen gehen recht gut. Haben Sie nicht noch ein Frauenzimmer im Vorschlage, bei der wir im Rückwege unser Wort auch anbringen können? Ich möchte gern noch einmal die Person eines Freiwerbers spielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig! Es ist bei der Sache niemand unglücklicher und strafbarer als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil sie mir gefallen hat, und sie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, sie zu kennen. Ich will nicht sagen, wieviel mein ehemaliger Vormund Teil an dieser Heirat hat. Er hat alle seine Beredsamkeit angewandt; und ich glaube, daß er's gut gemeint hat. Denn ein Mädchen, das schön ist und dreißigtausend Taler zu hoffen hat, ist freilich bei einem, der das Geld wie er liebte, ein Glück, das man nicht aus den Händen lassen kann, wenn man nicht wahnwitzig heißen will.

Ferdinand. Sagen Sie mir kurz und gut, was Sie tun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weiß es nicht. Raten Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen soll.

Ferdinand. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, sondern für sich. Ihr Herz und Ihr Verstand müssen in der Liebe Ihre besten Ratgeber sein. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedene Ehe zu führen: so lassen Sie itzt die Mitgabe fahren und geben Sie Ihr Wort von sich. Die Seele der Ehe ist die

Gleichheit der Gemüter. Glauben Sie nun, daß Ihre Christiane Ihnen an der Gemütsart nicht gleicht: so machen Sie sich ja nicht zum Märtyrer von ein Paar schönen Augen.

Simon. Ich sagte ihr die zärtlichsten Sachen von der Welt vor, und sie blieb bei allen gleichgültig. Wenn sie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja und nein, waren ihre Antworten. Und das Ja sprach sie mit ebendem Tone aus, wie das Nein. Sie muß gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Gesicht nicht einmal verändert, und wenn sie die Augen nicht offen gehabt hätte: so hätte man schwören sollen, sie schliefe und redete zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes, unschuldiges Mädchen ist. Aber Unschuld ohne Verstand, ist das Verdienst genug?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat sich die Frau Richardin entschlossen. Sie will ihrer Tochter fünftausend Taler an Wechseln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeinend raten soll, so spannen Sie die Saiten nicht zu hoch. Die Frau Richardin möchte sonst gar nein sagen.

Simon. Ach, liebe Mademoiselle, das Geld liegt mir am wenigsten am Herzen. Sie kennen mich besser, und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur . . . lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen. Sie scheint mir etwas einfältig zu sein.

Lorchen. Dieses Geständnis höre ich sehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erschrecke, daß Ihnen eine Person nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen und die in Ihren Augen die liebenswürdigste und klügste sein sollte.

Simon. Aber . . .

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon! Es ist wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verstand; aber es ist kein Fehler der Natur, sondern einer unachtsamen und sklavischen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebessert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebste in vernünftige und muntere Gesellschaft. Ich wette, daß sie in kurzer Zeit

eine angenehme Lebensart an sich nehmen soll. Sie hat das beste Herz. Sie läßt sich zureden. Sie wünscht, daß man sie tadeln und bessern soll. Allein ihre Mutter hat alle diese guten Regungen zurückgehalten und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betschwester und eine karge Wirtin zu werden. Und Dank sei Christianchens gutem Naturelle, daß sie keines von beiden geworden ist.

Ferdinand. Wie? Singt sie auch so gern wie ihre Mutter?

Simon. Ist sie etwa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beiden. Sie ist weder geizig noch närrisch andächtig. Sie ist erst sechzehn Jahr alt und zu beiden noch zu jung. Kurz, sie ist noch gar nichts. Sie hat aber die Fähigkeit, die beste Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat, sie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Person ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beispiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden sehr wahr und verdienen die größte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut schon das wäre, was sie nach Ihrem Urteile werden wird, so wollte ich sie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle diese guten Eigenschaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin so sinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, sondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld oder meine Gewogenheit zu ihr sich mitten in der Bemühung, sie recht liebenswert zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unschuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Christianchen um desto zärtlicher lieben, wenn Sie sehen, wie bereit sie ist, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich gestehen. Sie setzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bei mir. Und ich weiß nicht, ob ich Ihren edlen Vorstellungen oder der Unschuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entschlossen, sie zu vergessen.

Lorchen. Hierzu sind Sie zu großmütig.

Ferdinand (zu Simon). Also wollen Sie bei dem Entschlusse bleiben und sie heiraten?

Simon. Ja, Christianchen soll die Meinige sein. Ich will sie ziehen, wie ich sie mir wünsche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wissen Sie was, Herr Simon? Versprechen Sie sich itzt mit ihr und schieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber sagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage

hier, und alsdenn nehmen Sie Ihr Christianchen gleich mit. Ich will ihr Gesellschaft leisten. Machen Sie uns nur bei der Frau Richardin in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut sein. Ich will sie in Gesellschaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher vorlesen. Ich will ihr so viel Französisch beibringen, als ich kann. Sie soll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie schreiben.

Simon. Dies wollen Sie tun?

Lorchen. Ja, Sie sollen sie alle Tage besuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie sollen sie zärtlich machen. Sie sollen ihr die größten Gefälligkeiten erweisen, damit sie anfängt, Sie recht zu wünschen und zu verlangen. Dieses Verlangen wird sie beleben und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weiß gewiß, sie wird in kurzer Zeit so munter und angenehm sein, als sie unschuldig und schön ist.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen sich die Mühe geben und mein Christianchen ziehen und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie sagen nichts dazu?

Ferdinand. Was soll ich sagen? Lorchen beschämt uns alle beide an Einsicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorsam. Folgen Sie ihr! Mein Rat ist kein andrer als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß sehen, ob ich bei einer Lobeserhebung noch rot werde? Wenn mein Rat gut ist, so habe ich ihn nicht sowohl meiner Einsicht als der Liebe zu einer unschuldigen und noch nicht erzogenen Freundin zu danken. Ich weiß mir die Welt und Herr Simonen, dem ich schon so viel Höflichkeit schuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkstelligen helfe. Es soll mir das größte Vergnügen sein, wenn ich diese guten Absichten bei unserer Christiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmütige Freundin, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bei einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück ist nicht so liebreich gegen Sie gewesen als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mangel ersetzen und Ihnen eine Verschreibung von fünftausend Talern anbieten darf. Solange ich lebe, und solange Sie in Berlin bleiben wollen: so sollen Sie nicht für das geringste zu sorgen haben. Das Geld aber können Sie zu Ihrem freien Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ich, mein Herr —

Simon. Dieses Geld soll mit der Bedingung Ihre, daß

Sie sich nicht dafür bei mir bedanken. Gesetzt, daß auch meine Christiane in dem ersten Jahre nicht so würde, als es meine Liebe verlangt: so werde ich Ihnen die Schuld nicht beimessen. Ich belohne nicht den Ausgang der Sache, sondern Ihre edlen Absichten.

Lorchen. Überhäufen Sie mich nicht mit Wohltaten. Ich verlange den Reichtum ebensowenig als die Armut. Fünftausend Taler würden mich beunruhigen, wenn ich sie behielte; und sie würden mich auch beunruhigen, wenn ich sie nicht allemal wohl anwendete. Und so viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur so viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen und nicht befehlen will. Es ist Glück genug, wenn ich in die Umstände komme, daß ich mir von der Frau Richardin keine Wohltaten mehr erweisen lassen darf und die unschuldige Christiane so erziehen kann, als ich wünsche. Ich will gehen und ihr unsern Vorschlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat! Sie aber, Herr Simon, können indessen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Betzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden lassen.

(Ende des ersten Aufzugs.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau Richardin. Simon.

Frau Richardin. Sie kamen, als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Betstube geführt habe, es sieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Ist mir's doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bei Ihnen ist. Wo ist er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unserer morgenden Abreise zu besorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Frau Richardin. Nun! Sie sollen meine Tochter haben, wenn Sie sie in Ehren halten und ihr treu und gewärtig sein wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieses Geschenk. Sie können versichert sein, daß ich Ihre Jungfer Tochter wie mich lieben werde.

Frau Richardin. Ja, das ist alles gut. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebete an, und lassen Sie sie die gottlosen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübsche Kleider. Von diesen will ich ihr etliche mitgeben, und sie kann sie mir und meinen Großeltern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will sie schon mit Kleidern versorgen.

Frau Richardin. Nein, Herr Sohn, von denen fünftausend Talern, die ich ihr mitgebe, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden. Das Kapital muß ausgeliehen und die Interessen müssen wieder zu einem Kapitale gemacht werden. Dieses ist mein Wille. Ich arme Witwe, wie werde ich so viel Geld in meiner schweren Haushaltung entbehren können?

Simon. Die Frau Schwiegermutter (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieses Worts bedienen darf) können doch allemal Ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln sollte.

Frau Richardin. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rat. Die Frömmigkeit läßt niemanden leicht darben. Aber wir sollten doch auch bei der itzigen Gelegenheit ein gutes Werk tun, Herr Sohn, der Segen wird nicht außen bleiben.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armut etwas geben oder zur Erziehung etlicher Waisen etwas Gewisses aussetzen? Mit Freuden!

Frau Richardin. Ach! das Armut! Man weiß ja nicht, wie man seine Gaben anlegt. Es gibt der gottlosen Leute zuviel. Nein, da ich mit meiner Christiane darniederkam: so ließ ich den Taufstein in unserer Kirche kleiden; und da sie heiratet: so will ich gern ein Liebeswerk tun und den Altar bekleiden lassen. Ich will nur gut rot Tuch und tombakne Tressen darum nehmen: demungeachtet wird es schon sehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten.

Simon. Lassen Sie den Altar kleiden. Ich will ein klein Kapital zur Verpflegung der Hausarmen aussetzen.

Frau Richardin. Ach, die Hausarmen! Ich habe siebenmal in den Wochen gelegen, und allemal habe ich der Kirche etwas geschenkt. Bei meinem ersten Sohne verehrte ich ein stark mit Silber beschlagenes Kollektenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie studieren sollte, und bei der . . .

Simon. Ich gebe ohne weitere Umstände fünfzig Taler für diejenigen, die sie brauchen.

Frau Richardin. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bei der ersten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel gewollt, so hätte es nicht ohne Vorbedeutung sein sollen. Sie hätte, wenn sie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geistlichen bekommen. Die liebe Kirche hat schon neun verschiedene Stücke von mir zu ihrem Zierate. Und morgen soll das zehnte kommen! Sie kostet mir in allem beinahe dreihundert Taler. Aber ich werde doch nicht müde. Wer weiß, wo mir's anderwärts ersetzt wird. Haben Sie sich nicht in der Kirche herumführen lassen? Es stehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchstaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Guttätigkeit reden sollen, sondern daß nicht etwa ein Fremdes käme und sich für den Wohltäter ausgäbe. Wo Sie die Buchstaben M. C. R. finden, das heißt Maria Christiana Richardin und ist von mir.

Simon. Allein ich dächte, Ihre Kirche hätte selbst große Kapitale. Könnten die Mama nicht außerdem ein gutes Werk stiften? Ihre Hausjungfer, Jungfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl wert, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte oder, wenn sie noch heiraten wollte, zu ihrem Heiratsgute aussetzten und das redliche Mädchen versorgten.

Frau Richardin. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn sie weltliche Bücher und Romane hat, so ist sie zufrieden und denkt an weiter nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Lebensart anführen wollen. Letzthin gab sie ihr ein Buch zu lesen, ich weiß nicht, ob es Pemala oder Pamela hieß. Genug, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer stund der Teufel hinter einer Frau und wollte sie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu und riß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teuflische Bücher!

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen sich in Ihrem Eifer. Die Pamela ist ein sehr guter Roman, der die Unschuld und Tugend liebenswürdig zu machen suchet.

Frau Richardin. Ich übereile mich nicht. Mit einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andere Leute gehen. Sie hat sich die Haare verschneiden lassen. Sie läßt sich frisieren und liest wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Adriennen und einen großen Fischbeinrock. Das hätte ich bei meiner seligen Mutter tun sollen! Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hause gelitten.

Simon. Aber dieses sind ja alles unschuldige Dinge. Es sind Moden und Trachten, die weder fromm noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes oder einer Adrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närrisch ist.

Frau Richardin. Ich höre es schon, Sie sind ein Indifferentist. Bei Ihnen ist eines so gut wie das andre: Nein, Herr Sohn! Itzt habe ich meine Tochter noch; und ehe sie weltlich werden soll, so mag sie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bei mir soll sie weder die Religion noch die Tugend verlieren. Ich liebe beides über alles. Wenn es Ihnen indessen gefällig ist: so wollen wir einander in Beisein etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Frau Richardin. Ich kann es noch nicht vergessen, daß Sie mir Lorchen so angepriesen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß sie recht im Christentume unterrichtet ist. Sie singt oft den ganzen Tag kaum ein Lied und hat nicht mehr als ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im stillen andächtig sein und ohne Gebetbuch beten. Doch, liebe Mama, wir wollen etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimat besuchen?

Frau Richardin. Das weiß ich nicht. Wo wollte ich die Reisekosten hernehmen? Es geht gar zuviel bei mir auf. Es haben in diesem Jahre schon drei Paten von mir geheiratet, und einmal habe ich und zweimal hat meine Tochter zu Gevattern gestanden.

Zweiter Auftritt.

Lorchen. Christianchen. Die Vorigen.

Lorchen. Der Kaffee ist fertig. Ich habe ihn in die große Stube bringen lassen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.

Frau Richardin. So kommen Sie denn, Herr Simon. Wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um sechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Christiane, kannst mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig sind, alsdann will ich euch beide rufen lassen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Lorchen. Also wollen Sie sich's gefallen lassen und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bei mir in Berlin leben?

Christianchen. Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon so haben wollen.

Lorchen. Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lang werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu besitzen, läßt sich nicht so leicht befriedigen, als wir denken.

Christianchen. Ich fühle kein besonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Christianchen. Ja, warum nicht? Sie raten mir ja selbst dazu; und ich weiß, Sie meinen's gut mit mir.

Lorchen. Ich meine es gut mit Ihnen; aber Sie müssen es auch gut mit sich selbst meinen und sich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Christianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er red't zu hoch mit mir. Ich kann ihn nicht alles verstehen. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin!

Lorchen. Machen Sie sich keine Sorge! Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu sein! Wenn wir bei einer zärtlichen Liebe Verstand und Tugend haben: so haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.

Christianchen. Ja, ja, ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: so bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich lasse mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht so gleichgültig: es wird mir angst und bange dabei. Ich hörte es lieber, wenn Sie sprächen, daß Ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang würde.

Christianchen. Nein, das kann ich nicht sagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie so zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Christianchen? Es ist ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Christianchen. Ich versichere Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperson gemerkt habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menschen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und munterer werde. Ich

will Ihnen ja gern folgen. Lesen Sie mir nur oft aus dem „Zuschauer“ vor. Es stehen solche artige Historien darinne. Ich möchte recht gern etwas wissen, wenn nur meine Mama nicht so strenge wäre und mich stets mit dem Nähen und Singen plagte!

Lorchen. So, haben Sie noch niemals geliebt?

Christianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben kosten sollte: so könnte ich nicht sagen, was Liebe oder Haß wäre. Es hat mich auch in meinem Leben noch keine Mannsperson geküßt, außer mein Bräutigam; der hat mir vorhin das erste Mäulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bei diesem Kusse werden Sie desto mehr gefühlt haben, weil es der erste gewesen ist?

Christianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küssen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herz trat, weil ich mich schämte.

Lorchen. Ich glaube es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieser Bewegung Ursache gewesen ist; aber wer ist Ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieser Regung das ihre beigetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wissen, daß es die Liebe ist. Das Verlangen nach einer Person ist das sicherste Kennzeichen der Liebe.

Christianchen. Ich habe nach niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwachheit nicht übel, wenn es eine ist. Nicht wahr, Sie hassen mich nicht, daß ich noch so unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Könnte ich Sie nur recht glücklich machen! Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünstelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlet Ihnen nichts als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch werden Sie in kurzem so weit bringen, daß ich von Ihnen lernen muß.

Christianchen. Sagen Sie mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie tun. Ich habe Sie weit lieber als meine Mama. Ach, wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: so geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort aufbringen. Ich denke stets, ich sage etwas Unanständiges, weil ich nicht weiß, was man reden soll. Da kommen sie und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geschwind gehen und mein diamanten Kreuzchen erst umbinden.

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. Dergleichen Frau habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen. Es ist alles aus, mein liebes Lorchen; und mit einem Worte: es wird nichts aus der ganzen Heirat.

Lorchen. Sie scherzen. Christianchen wird gleich wiederkommen, wir wollen immer gehen.

Ferdinand. Nein, nein. Es hat seine Richtigkeit. Die Heirat geht gewiß nicht vor sich.

Lorchen. O sagen Sie mir doch, was es gegeben hat!

Simon. Das kann ich Ihnen leicht sagen. Die liebe Frau schenkte mir eine Tasse Kaffee ein. Zehn Stückchen Zucker griff sie an, ehe sie das kleinste nach ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte sie mich, ob ich auch gern süß tränke, und versicherte mich, daß der Zucker sehr schleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Bei ihr sind alle Dinge schädlich, die man nicht umsonst bekömmt . . . Allein wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme schon halb mit Lachen die Tasse in die Hand. Und eben da ich trinke, so erzählt sie die Historie von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da sie mit Christianchen in den Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das Lachen zu lassen. Ich sehe Herr Ferdinanden an und werfe, weil ich vor Lachen husten muß, die obere Tasse auf die Erde.

Lorchen. Und sie geht entzwei? Das will ich nimmermehr hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in Ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdinand. Ich wollte, daß mir meine Frau Muhme nicht so viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sache so kurz, als es möglich ist, und machen Sie, daß wir aus einem Hause kommen, wo die Frau eine Närrin ist.

Simon. Die Tasse geht entzwei, und, indem sie herunterfällt: so entfährt mir ein unbedachtsamer Schwur. Kurz, sie machte über diesen Verlust unerträgliche Grimassen. Diese Aufführung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fing sie an. Ich glaube, Sie lachen mich aus und ließen die Tasse mit Fleiß fallen. Ist meine Betstube gut genug, daß Sie darinne fluchen? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter und fünftausend Taler nicht wegwerfen. Hören Sie nur! Sie kriegen sie nicht! — Solche Schmeicheleien machte sie mir.

Lorchen. Was fangen Sie für Sachen an?

Simon. Sie können leicht denken, daß mir alle Gelassenheit verging. Mit einem Worte: ich sagte ihr, daß ich für die Ehre, ihr Schwiegersohn zu werden, mich gehorsamst bedanken und mich ihr hiermit bestens empfehlen wollte.

Lorchen. Ist denn die Sache gar nicht wieder gutzumachen?

Ferdinand. Nein, es ist unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten gesagt; und sie verdient nicht, daß Herr Simon weiter an sie denkt.

Lorchen. Mich dauert nur die arme Christiane. Was kann denn sie dafür? Es ist das redlichste Kind von der Welt.

Simon. Mich dauert sie. Ich will ihr den besten Mann wünschen und ihr alle die Geschenke, die ich zum Mahlschatze mitgebracht habe, zurücklassen. Sie kommen auf tausend Taler. Die gute Christiane war vielleicht nicht für mich bestimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unschuldige Kind verlassen? Tun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tausendmal.

Simon. Liebstes Lorchen, bitten Sie nicht! Ich glaube nicht, daß mich Christianchen sehr liebt. Ja, ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlassen, als wir denken. Ich habe mich schon zu einer andern Wahl entschlossen, und wie glücklich würde ich sein . . .

Lorchen. Sie sind sehr veränderlich. Dieses hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht! Mein Herz ist redlich; allein ich sehe, Christianchen ist nicht für mich geboren. Meine Untreue wird ihr ebenso gleichgültig sein, als ihr meine Liebe gewesen ist. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehen entgehen sollten. Sie ist ja schön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne sie wieder fortreisen?

Ferdinand. Ja, morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu bestellen haben. Nehmen Sie immer Abschied, Herr Simon!

Simon. So leben Sie denn wohl, liebstes Lorchen! Herr Ferdinand, verlassen Sie mich einen Augenblick! Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier und unterstützen Sie mein Wort! (Zu Lorchen.) Darf ich Ihnen etwas entdecken, was Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünschen? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunst reden darf! Ich liebe Sie; ich biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich schätzen, wenn Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreisen lassen.

Lorchen. Ich weiß nicht, was ich auf diesen Antrag sagen soll. Vielleicht sollte ich ihn, nach der Gewohnheit unsers Geschlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten oder bloß nur mit einer Miene beantworten. Vielleicht sollte ich Sie mit einigen Komplimenten bestrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundin nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Bestürzung schließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig gewesen sei. Fordern Sie kein deutlicher Geständnis. Ich schätze Sie hoch und kenne Ihre Verdienste. Doch wenn es auch noch mehr als Hochachtung wäre, was ich gegen Sie empfinde: so sage ich Ihnen, daß ich lieber alles verlieren, als meiner Christiane ein Glück entziehen will. Und wenn Sie glauben, daß ich Christianchen, die Freundschaft und die Tugend liebe: so wird eine genauere Antwort überflüssig sein.

Simon. Allein, wenn nun Christianchen gestünde —

Ferdinand. Ja, wenn sie nun selbst zugestünde, daß sie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen lassen?

Lorchen. Christianchen müßte den Wert ihres Bräutigams nicht kennen, wenn sie dieses zu tun imstande wäre. Hier kömmt sie.

Fünfter Auftritt.

Christianchen und die Vorigen.

Christianchen (zu Lorchen). Die Mama schickt mich her. Ich will es Ihnen heimlich sagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardin läßt bitten, sie nicht weiter mit Ihrem Besuche zu stören, sie hätte ihre Betstunde schon angefangen.

Ferdinand. So unhöflich wollen wir nicht sein. Wir wollen gleich gehen. Herr Simon, sagen Sie es Jungfer Christianchen, daß die Mama —

Christianchen. Ich weiß es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig sagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Lust zu heiraten.

Simon. Also erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurückziehen darf?

Christianchen. Ja. Werden Sie nur nicht ungehalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebstes Christianchen, werde Sie ewig hochschätzen und Ihnen einen viel würdigern Mann wünschen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freundin und nehmen Sie zum Beweise, daß Sie mich nicht hassen, folgende kleine Geschenke, die ich zu Ihrem Mahlschatze bestimmt hatte, von mir an. Dieses ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abschiede von Ihnen ausbitte.

Christianchen. Ja, ich will es tun; aber Sie müssen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf! Doch ich bin wohl zu frei. Ich will es Ihnen sachte sagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen soll ich denken!

Christianchen. O! Warum sagen Sie es denn laut? Nun sehe ich, daß Sie mich beschämen wollen.

Lorchen. Warum soll denn Herr Simon an mich denken?

Christianchen. Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. Ach, wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie sehr ich Ihnen gewogen bin. Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geschenkt hat?

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch Ihre Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeint; aber gewiß, Sie meinen es noch besser mit mir.

Ferdinand. Wienach soll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Christianchen. Ich kann es nicht sagen. Es wäre zu frei.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann so groß sein, daß man sie Ihnen abschlagen sollte. Mein Vermögen ist zu Ihren und zu Lorchens Diensten das wenigste, was Sie begehren können.

Christianchen. Nein, es ist kein Vermögen. Ich wünschte, daß Sie —

Simon. O sagen Sie doch, was Sie wünschen. Ich bitte Sie von Herzen.

Christianchen. Ich wünschte — Nein, ich kann es nicht sagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts! Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen, die Mama möchte sonst kommen.

Christianchen. Herr Simon, Sie sollen das Herz, das Sie mir geben wollten, —

Simon. Lorchen geben?

Christianchen. Ach ja! Tun Sie es doch! Sie ist Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen — Ach, wenn doch mein Bitten —

Simon. Hören Sie wohl, mein liebstes Lorchen, was Ihre gute Freundin sagt?

Lorchen. Ich bin über diese unschuldige Aufrichtigkeit so gerührt, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen sehen sollen.

Christianchen. Ach, gehen Sie noch nicht!

Simon (zu Lorchen). Wollen Sie Christianchens Wünschen und mein Bitten stattfinden lassen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir! Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück steht bei Ihnen; und ich will es nicht meinen Bitten, sondern Ihrem freiwilligen Entschlusse zu danken haben.

Lorchen (zu Christianchen). Dir, redliches Kind, soll ich deinen Liebsten rauben? Dieses kannst du mir zumuten?

Christianchen. Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienste als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden als Ihnen. O, wenn ich doch die Freude erleben sollte! Ich meine es gewiß aufrichtig.

Simon (zu Lorchen). Entschließen Sie sich; doch nicht sowohl nach meinem als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie und wünsche nichts, als Ihnen zeitlebens meine Liebe zu beweisen.

Ferdinand (zu Lorchen). Lassen Sie uns doch glücklich nach Hause reisen! Wie vergnügt wird unsere Reise sein, wenn wir Ihre Gewogenheit und, noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!

Lorchen. Ach, was ist dieses für ein Ausgang! Wenn habe ich an eine Heirat gedacht, und wenn habe ich meiner besten Freundin einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umstände wohl. Mein Herz ist mein Reichtum, sonst besitze ich nichts.

Christianchen. Ich will die Mama bitten, daß sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tausend Taler gibt.

Lorchen. Mein Kind, sei stille, sonst bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äußersten Wehmut.

Simon. Wenn Sie kein ander Bedenken haben als Ihre Umstände: so bin ich glücklich. Ihr Verstand und Ihre Tugend ist kostbarer als alle meine Reichtümer. Und warum schützen

Sie Ihre Umstände vor? Besitzen Sie nicht ein Kapital, das ich Ihnen vorhin geschenkt habe? Soll ich hoffen, liebstes Lorchen?

Lorchen. Ja! Ich überlasse Ihnen mein Herz und bitte um das Ihrige; aber bei allem meinem Glücke mache ich meine beste Freundin vielleicht unglücklich.

Christianchen. Nein, nein, gutes Lorchen! Bringen Sie es nur so weit, daß Herr Ferdinand mich zu sich nach Berlin nimmt und daß er mir die Erlaubnis von meiner Mama schafft, Sie dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie sein und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das ist eben mein Wunsch, Sie bei mir zu sehen. Ach, wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigstens einmal gütig sein wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß so weit bringen.

Ferdinand (zu Christianchen). Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bei mir und meiner Frau haben. Es soll alles zu Ihren Diensten sein, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Christianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen?

Simon (zu Lorchen). Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: so will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Christiane mit mir ziehen darf.

Christianchen. Ich will gehen und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indessen mit Herr Ferdinanden in das Porzellangewölbe gehen und einen Aufsatz von gutem Porzellan ausnehmen und ihn der Mama herschicken, so wird sie das Kaffeeschälchen und ihren Zorn gegen mich schon vergessen. (Zu Lorchen.) So sind Sie denn meine Braut?

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich schon bereit, Ihnen zu folgen.

Christianchen. Sehen Sie, mein liebes Lorchen, dieses ist die Belohnung für Ihren Verstand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle der Mutter. Kommen Sie, wir müssen doch mit ihr reden.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau Richardin. Christianchen.

Frau Richardin. Ich sage dir's, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen soll, ehe will ich selber ins Oberkonsistorium gehen. Ich würde mich noch im Grabe umwenden, wenn ich dich nicht besser versorgt wüßte. Einen solchen Schwiegersohn möchte ich haben, der kein Gewissen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart flucht; der mir mit Fleiß ein Kaffeeschälchen zerbricht!

Christianchen. Liebe Mama, mit Fleiß wird er's wohl nicht getan haben. Für so schlimm halte ich ihn nicht.

Frau Richardin. Wie? Du unterstehst dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entschuldigen? Was heißt das anders, als daß du ihn haben willst? Ungehorsames Kind! Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hause stoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wissen. Seht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr sein als deine Mutter?

Christianchen. Zürnen Sie doch nicht auf mich! Ich bin ja unschuldig. Ich verlange weder Herr Simonen noch einen andern zum Manne. Sie tun mir gewiß zuviel, Mama, wenn Sie es nur wissen sollten.

Frau Richardin. Was soll ich denn wissen? Daß du dich schon mit ihm verschworen hast? Daß du dich von seiner schönen Larve blenden läßt? Ich werde es gewiß nicht gesehen haben, da er dich vorhin in der Nebenstube küßte? Nicht wahr, er wird dir gefallen haben? Du garstiges, ungezogenes Kind, du!

Christianchen. Ach Mama, fahren Sie mir nicht so übel mit. Ich kann mich nicht anders als durch Tränen entschuldigen.

Frau Richardin. Ja, nur geweint! So machen sie es alle, wenn sie kein gut Gewissen haben. Bist du ihm nicht vor einer Stunde noch selber nachgelaufen? Ist das eine Aufführung für eine wohlgeratene Tochter? (Christianchen will fortgehen.) Nein, bleib hier! Du willst meine Vermahnungen nicht länger anhören? Du willst mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit solchen ungeratnen Rangen, ins Zuchthaus, und statt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!

Christianchen. Aber Mama, ich habe ja nichts getan. Ich bin ja ohne alle Schuld.

Frau Richardin. Wie, du kannst mir noch widersprechen?

Weißt du das vierte Gebot nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte, denn er schlägt durch seinen Ungehorsam seine armen Eltern tot. Ich unglückselige Mutter! Willst du deinen Simon noch nehmen? Sage nur ja oder nein.

Christianchen. Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.

Frau Richardin. Nun, so gib mir die Hand darauf: so soll alles vergessen sein. Also willst du ihn nicht lieben?

Christianchen. Nein.

Frau Richardin. Also versprichst du mir, ihn zeitlebens zu hassen?

Christianchen. Ach, warum soll ich ihn hassen? Er hat mir ja nichts getan!

Frau Richardin. Nichts getan? Ein Mensch, der flucht und schwört, der nichts zu einem Kirchengeschenke geben will, den trägst du Bedenken zu hassen? Den willst du wohl gar noch lieben? Du sollst ihn hassen, das ist genug. Gehe mir aus den Augen!

(Christianchen geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau Richardin. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt . . .

Frau Richardin. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bei mir hat er nichts zu schaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerin werden? Wollen Sie meine Tochter auf Ausschweifungen führen, wenn sie nicht von sich selber darauf geraten kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das schickt sich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts als Unschuld wissen und reden sollte. Wenn sehn Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Meine Übungsstunden besuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da sind, so . . . ich mag nichts weiter sagen.

Lorchen. Frau Richardin, ich habe Sie mit Fleiß ausreden lassen, um mein Verbrechen zu hören; allein ich weiß bis diese Stunde noch nicht, warum Sie so ungehalten auf mich sind. Meinen Sie denn, daß ich Christianen verführe? Diese Beschuldigung ist zu entsetzlich, als daß ich Ursache hätte, mich deswegen zu verteidigen. Solange mir mein Herz keine Vorwürfe macht: so werde ich die Ihrigen mit Gelassenheit oder doch wenigstens mit Stillschweigen anhören.

Frau Richardin. Nur fein höhnisch! Nur mit einer frommen alten Frau noch gespottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Gesicht Lügen strafen? Ist das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreizehn Monate in meinem Hause genossen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohltaten nicht vor, so unverschämt bin ich nicht. Ich vergesse es, daß Sie so lange in meinem Hause Brot gehabt haben; aber daß Sie es vergessen, das ist nicht recht. Undank, aller Laster Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Bissen abgedarbt, damit ich —

Lorchen. Ich bitte Sie um alles in der Welt, Frau Richardin, martern Sie mich nicht mit solchen entsetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben, die Aufsicht im Hause geführt. Sie haben es ja selber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen sollte. Gesetzt, Sie hätten mir mehr erwiesen, als ich verdiente: so haben Sie sich doch den Augenblick für alle Wohltaten bezahlt gemacht, da Sie mir sie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwert gewesen bin: so bin ich bestraft genug, daß ich's anhören muß, ohne mich rechtfertigen zu dürfen. Ich will Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich Ihr Haus noch heute verlassen soll. Es soll gewiß an meinem Gehorsam nicht fehlen.

Frau Richardin. Seht doch! Gleich den Stuhl vor die Türe gesetzt! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts als ein Paar weltliche Augen und ein Paar weiße Hände hat, die darf auch so trotzig tun. Ich habe noch keinen gesehen, der sich aus Liebe zu Ihr um das Leben bringen wollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie so stolz tut?

Lorchen. Ich bin nichts weniger als stolz. Sie haben recht, wenn Sie mir meine Armut vorrücken. Es ist auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe; allein beides fällt mir sehr erträglich. Indessen kann ich Sie aufrichtig versichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein großes Vermögen besitzen wollte, wenn ich mich entschließen könnte, weniger großmütig zu handeln.

Frau Richardin. Wer ist denn der große Mann, der ein Mädchen mit Armut braucht? Er muß gewiß willens sein, ohnedem bald zum Lande hinauszulaufen, und also wird es ihm nichts verschlagen, ob er vor der Hochzeit oder kurz darnach geht. Darf ich's nicht wissen, wer sich so sterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es Ihnen leicht sagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß

machen. Weder der Reichtum noch der Mann macht den Wert eines Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm sein und doch Verstand, Tugend, Lebensart und Geschicklichkeit im Hauswesen haben. Machen Sie sich keine Sorge, Frau Richardin, solange ich lebe, werde ich immer genug haben; denn ich brauche nicht viel, und also verlange ich auch nicht viel.

Frau Richardin. Mache Sie sich immer nicht so groß! Ich dächte, es ließe sich mit Ihrem Verstande noch halten. Von Ihrer Tugend mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz sehen. Aber ist Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beisammen sein? Mit Ihrer Wirtschaft sah es wohl auch nicht so richtig aus, als ich Sie zu mir ins Haus nahm. Wer weiß, ob Sie wußte, daß man die harten Eier nicht salzen darf, wenn man sie zum Feuer setzt? Sei Sie doch nicht so stolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernet hat: so lerne Sie nur dieses, daß der Hochmut vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie sehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernt habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beschimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich sie nicht in Ihrem Hause gelernet hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir absprechen (denn von dem Verstande und der Wirtschaft will ich nicht reden): so nimmt mich's nicht wunder. Ich bin freilich nicht so fromm, als Sie sind. Und wie sollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie in der Welt keinen Menschen für fromm halten als Ihre eigene Person. Doch, Frau Richardin, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgescholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nötig sein. Ich will auch den Augenblick gehen. Haben Sie nur die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läßt Ihnen . . .

Frau Richardin. Um mich recht zu erbittern, so fängt Sie wieder von Simonen an, und ich habe es Ihr doch gesagt, daß ich weder seinen Namen noch seine Person leiden kann. Ist Sie nicht selber schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfährt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardin. Ich glaube, es wird zu Ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu sagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läßt Ihnen sein Kompliment machen.

Frau Richardin. Er mag sein Kompliment für sich behalten. Von einem Flucher nehme ich keinen Gruß an. Er ist ein ehrvergeßner Mann, ich will ihn nicht geschimpft haben.

Lorchen. Er hat einen großen porzellanen Auffsatz hergeschickt und läßt bitten, daß Sie ihn für das zerbrochene Kaffeeschälchen annehmen sollen. Geben Sie sich doch zufrieden, ich glaube, daß der Auffsatz über funfzig Taler wert ist.

Frau Richardin. Nicht doch! Er wird mich gewiß wieder gutmachen wollen. Denkt denn Herr Simon, daß mir so viel an zeitlichen Gütern liegt? Hält er mich denn für so eigennützig, daß ich ein Kaffeeschälchen nicht vergessen kann? Ich dürfte den Auffsatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Ich glaube gern, daß er funfzig bis sechzig Taler kostet. Er ist von dem feinsten Porzellan, und die Tassen haben alle Henkel.

Frau Richardin. Henkelchen? Das ist ja recht hübsch. Nur weil die Schälchen Henkelchen haben, so will ich das Geschenk annehmen. Er wird mir's doch aus gutem Herzen schicken, und da wäre es wohl Sünde: wenn ich's ausschlüge. Ist denn der Bediente von Herr Simonen noch da?

Lorchen. Er wird noch zugegen sein, wenn Sie mit ihm reden wollen.

Frau Richardin. Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gerne vor ihm sehen lassen. Wenn ich mit ihm rede: so müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Mensch könnte nachmals bei seinem Herrn Verdruß davon haben, daß er's angenommen hätte.

Lorchen. Machen Sie sich keinen Kummer, Frau Richardin! Der Bediente des Herrn Simon wird ein Trinkgeld nicht so nötig brauchen.

Frau Richardin. Ja, das denke ich auch. Was will denn Christiane? Diese könnte an meiner Statt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Christianchen.

Christianchen. Ach, liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel schöne Sachen hergeschickt, recht sehr schöne Sachen.

Frau Richardin. Ist sein Bedienter noch da?

Christianchen. Nein, er sagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bei Herr Simonen bedanken lassen.

Frau Richardin. Nun, das ist ja recht gut, daß du den Be-

dienten nicht aufgehalten hast, er möchte sonst bei seinem Herrn Ungelegenheiten davon gehabt haben. Er ist doch auch gewiß wieder fort?

Christianchen. Ja, er ist fort. Herr Simon ließ zugleich Abschied von Ihnen nehmen, wenn er Sie etwa nicht wiedersehen sollte.

Frau Richardin. Der artige Mensch! Warum will er denn ohne Abschied fortgehen? Ich muß ja wegen deiner Heirat mit ihm sprechen. Schicke doch zu ihm, und laß ihn herbitten!

Christianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Frau Richardin. Ach! Warum wird er dich denn nicht haben wollen? Du bist ein einfältiges Kind, du verstehst es nicht. Warum hätte er denn ein so kostbares Präsent hergeschickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie sind auch meiner Meinung?

Lorchen. Ja, in diesem Stücke bin ich völlig Ihrer Meinung.

Christianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herr Simonen zu lieben. Sie widersprechen sich ja selber.

Frau Richardin. Nein, ich widerspreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es ist ein ganz hübscher Mensch, bei dem du keine Not haben wirst, wenn du sie dir nicht selber machst. Christiane, siehe hinaus, ob der Bediente noch da ist. Ich muß doch die vielen Sachen ansehen, die ich zum Geschenke bekommen habe. Herr Simon muß gewiß ein gutes Herz haben, das seinen Fehler bald bereut. Je nun! Wir sind Menschen! Ich spreche immer, wir haben alle unsere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müssen Geduld miteinander haben.

Christianchen. Es liegen bei dem Porzellan auch etliche geistliche Bücher, ich denke, das eine hieß Scrivers Seelenschatz. Herr Simon läßt bitten, Sie sollten es nicht übelnehmen, daß sie nicht eingebunden wären, er hätte sie nicht gebunden bekommen können.

Frau Richardin. Warum gibt er denn das Geld für Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bei den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnt habe. Scrivers Seelenschatz! Es mag ein ganz hübsches Buch sein. Doch wozu brauche ich's? Wieviel muß es denn kosten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchhändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort sein. Ich will die Sachen ansehen. Christiane, bleibe du hier bei Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herschicken sollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Christianchen. Ach, mein liebes Lorchen, ich habe Ihrentwegen eine ganze Viertelstunde die bittersten Tränen vergossen. Ich stund an der Türe und hörte zu, wie übel Ihnen die Mama begegnete. Sie meinen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführen mich. Lassen Sie mich's nicht entgelten, meine liebe Freundin, Herr Simon wird Ihnen tausendmal mehr Vergnügen verschaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Christiane, wir reisen gewiß miteinander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geschickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen ist.

Christianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie so sehr von ihr sind beleidigt worden?

Lorchen. Ja, mein Kind. Wir müssen stets so fertig zum Vergeben sein, als es andere sind, uns zu beleidigen. Und wenn kein Mensch in der Welt mehr großmütig wäre: so wollen wir es beide sein. Bittere Beschuldigungen anhören, ist eine große Marter für ein ehrliebendes Herz, allein sie nicht verdienet haben, ist ein weit größeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht besser strafen, als daß ich das alles bleibe oder das werde, wofür sie mich nicht hält. Sie denkt, ich meine es nicht gut mit Ihnen. Doch sie wird erschrecken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich Ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Christianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reisen läßt? Sobald sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut sind: so wird sie wieder böse werden und mich nicht reisen lassen.

Lorchen. Dafür lassen Sie mich sorgen. Eins bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da sein, so tun Sie nicht so furchtsam gegen ihn. Es fehlet Ihnen nicht an dem Vermögen, zu reden. Sie sind nur zu schüchtern und benehmen sich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon ist nicht mehr Ihr Bräutigam, sondern der meinige; also können Sie schon etwas freier und ungezwungener mit ihm umgehen. Wollen Sie es tun, mein liebes Kind?

Christianchen. Ja! Ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht die Freundschaft beleidigen,

wenn ich gegen Ihren Bräutigam freundlich tue? Ich bin ihm nunmehr recht herzlich gut, weil er mein Bitten erfüllte und Ihnen sein Herz schenkte. Er muß von Natur recht gütig und liebreich sein. Wie gut werden Sie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuten, ich sollte ihn hassen, weil sie ihn haßte, aber das tue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nein, hassen Sie ihn nicht! Lieben Sie ihn als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden kennen lernen, desto liebenswürdiger wird er Ihnen vorkommen.

Christianchen. Aber wenn er mich wieder küssen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr seine Braut bin? Er wird es auch wohl nicht tun.

Lorchen. Diesen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten sollte. Sie sind ihm dieses Vergnügen für seine Liebe noch schuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zuviel dabei verliere. Sie sind schöner und reizender als ich.

Christianchen. Fürchten Sie nichts! Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen etwa gefährlich sein sollte. Ich dächte nicht, daß ich eben so schön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Sie gefallen mir, und wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr als zu sehr. Wie lange wird es werden; so bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Christianchen. Quälen Sie mich nicht! Wie dächten Sie, daß ich zu so einer Bosheit geschickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simonen gewogen, weil er Ihnen gewogen ist, und ich habe nunmehr das größte Vertrauen zu ihm.

Lorchen. Wenn ich nun etwa bald sterben sollte, wollten Sie mir's wohl versprechen, ihn nach meinem Tode zu heiraten? Was meinen Sie?

Christianchen. O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden; und Sie müssen noch lange leben!

Lorchen. Aber wenn ich nun bald sterben sollte, wollten Sie ihn alsdann lieben?

Christianchen. Ja, weil Sie ihn geliebt haben, und weil er Sie geliebt hat, so würde ich ihn auch lieben. Lassen Sie aber die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen sonst mich und Herr Simonen betrübt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdinand. Nun, wie steht's um unsere Sachen? Hat sich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unser Quartier geschickt und uns wieder herbitten lassen. Ich weiß nicht, was wir sollen, ob sie uns vielleicht noch einige Grobheiten sagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beigefallen sind. Herr Simon wird gleich auch zugegen sein.

Lorchen. Meine liebe Christiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. Die Mama möchte sonst empfindlich werden, wenn er erst zu mir käme. Aber tun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich sage es Ihnen. Mehr als drei- oder viermal dürfen Sie sich nicht küssen lassen. Kommen Sie nur her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinem Namen wiedergeben: so behalten Sie doch ein gutes Gewissen.

Christianchen. Nein, das muten Sie mir nicht zu! Ich weiß nicht, warum Sie so mit mir scherzen. Warten Sie nur, ich will mich an Ihnen rächen und es Herr Simonen gleich wiedersagen. Ich bin recht froh, daß ich Sie so aufgeräumt sehe.

Lorchen. Ja, das macht die Liebe und Sie, daß ich so zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur sagen, ich möchte Sie auch gern verliebt und gern so glücklich machen, als ich bin.

Christianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erst kennen. Wenn ich artiger bin, alsdann ist es Zeit genug. Ich höre jemanden, ich will gehen, es möchte Herr Simon sein.

Lorchen. Geschwind, sehen Sie noch erst einmal in den Spiegel, ob Sie auch geputzt genug sind. Herr Simon gibt auf alles acht.

Christianchen. Er wird nicht sehr auf mich sehen. Wenn er auf seine Braut sieht, so kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechster Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das lose Kind sagte? Sie kann wohl reden, wenn sie nur nicht so furchtsam wäre. Und sie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie ist noch die bloße Unschuld.

Ferdinand. Ich habe das gute Kind niemals für einfältig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin versichert, daß sich der klügste Mann noch um sie Mühe geben soll.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für sie sorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, sie bald ebenso glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Muhme. Sieht sie doch so freundlich aus, als wenn sie zehn Taler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardin.

Frau Richardin. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es ist alles vergessen. Mein liebes Lorchen, sei'n Sie so gut, und lassen Sie Anstalt machen, daß Herr Simon und der Herr Vetter diesen Abend einen Bissen Brot bei uns essen können. Ich muß doch heute meine geistliche Übungsstunde eingehen lassen, da ich so liebe Freunde bei mir habe. Herr Simon ist bei meiner Tochter. Sie mögen immer miteinander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie sind doch schon so gut als getraut.

(Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau Richardin. Ferdinand.

Ferdinand. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Christianchen noch heiraten wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgesagt.

Frau Richardin. Was reden Sie? Machen Sie mir das Herz nicht schwer. Nein, nein, meine Tochter ist ein ganz hübsches Mädchen, und Herr Simon ein hübscher Mann. Sie haben auch beide Geld, und also können sie einander schon heiraten.

Ferdinand. Ja, es ginge an, und es wäre angegangen; allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht. Herr Simon hat sich zu einer ganz andern Heirat entschlossen. Denken Sie denn, daß er sich so unhöflich begegnen läßt? Es ist ein angesehener, geschickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmsten Häusern, wenn er sie nur haben will.

Frau Richardin. So? Also hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Also will er sie sitzen lassen, der gottlose Mensch, und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann Er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet sich der Sünde nicht? Ich arme Witwe! Ja, ja, arme Witwen zu unterdrücken, das ist der Weltlauf.

Ferdinand. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heißen Sie Herr Simonen einen boshaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beide die redlichsten Absichten gehabt? Und sind Sie nicht selbst schuld, daß Herr Simon von Christianchen abläßt?

Frau Richardin. Was? Ablassen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen daraufginge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein. Ich will gehn, soweit mich meine Füße tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall tun. Ich will mir und meiner Tochter Recht schaffen. Ich will beten, daß es dem ehrlosen Simon nimmermehr wohlgehen soll. Ich will ... Ich arme Frau! Ja, alles dieses will ich tun.

Ferdinand. Frau Muhme, ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen. Können Sie denn nicht gelassen mit mir reden? Ich gehe den Augenblick aus Ihrem Hause, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort sagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betstunden gar nicht zusammenreimen. Wenn man Sie reden und schmähen hört: so sollte man glauben, Sie hätten keine Religion, außer die Sie sich selber gemacht hätten. Und gleichwohl reden Sie so viel von Ihrer Andacht. Doch ich will billig sein und Ihre Ausschweifung einer natürlichen Hitze und starken Wallung des Geblüts zuschreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müssen. Der Weg, den wir hergekommen sind, steht uns alle Augenblicke wieder offen.

Frau Richardin. Lieber Herr Vetter, (sie weint) was soll ich aber anfangen? Nehmen Sie sich doch einer armen Witwe an! Raten Sie mir, Herr Simon, ein so steinreicher Mann, der fast eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will meine Tochter, meine einzige Tochter, nicht haben? Ach! sie ist ja auch nicht arm. Sie hat ja auf dreißigtausend Taler. Sie ist jung und schön und christlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angestanden. Warum will er sie denn itzt nicht haben?

Ferdinand. Weil Sie gesagt haben, daß er sie nicht ver-

diente; daß er sie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen sollte. Kurz, weil Sie ihm die größten Grobheiten unter die Augen gesagt haben.

Frau Richardin. Aber, ich habe es so böse nicht gemeint. Ich will meine Sünde noch heute verbeten. Ich will Herr Simonen die versprochenen fünftausend Taler gleich mitgeben. Ich will ihn von nun an für einen frommen Menschen halten und ihn alle Tage in mein Gebet einschließen. Ich will auch die Reisekosten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ach, so gewissenlos wird er nicht sein, daß er meine arme Tochter sollte sitzen lassen! Was würde die böse Welt davon sagen? Würde sie die Schuld nicht auf mich schieben?

Ferdinand. Auf diese Art würde die böse Welt zum ersten Male wahr reden. Denn sind Sie nicht an allem Ursache? Die gute Christiane dauert mich selbst. Sie hätte in der Welt keinen bessern Mann bekommen können, als Herr Simon ist. Sein Reichtum ist das wenigste, was ich an ihm hochschätze. Sein Verstand und sein redliches Herz sind weit größere Schätze.

Frau Richardin. Ja doch! Sein Verstand und sein christliches Herz, das ist es eben, warum ihn meine Tochter nehmen soll. Und wenn er aller Welt Reichtümer besäße und hätte nicht so viel Religion: so bekäme er sie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geistlichen und erbaulichen Büchern ein Geschenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafschaft geschenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen tun können. Daraus sehe ich, daß er fromm ist und nicht bloß an dem Zeitlichen klebt. Meine Tochter wird bei ihm so gut aufgehoben sein, als bei mir selber.

Ferdinand. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweierlei Sprachen, und ich weiß nicht, auf welche man sich verlassen soll. Eine klingt geistlich, und die andere ziemlich weltlich. Man sollte schwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben; eine zum Beten und Singen, und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am besten wissen. Indessen will ich mit Herr Simonen reden, ob er sich wohl entschließen kann, Ihr Schwiegersohn zu werden. Ich zweifle sehr daran —

Frau Richardin. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja, ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtschaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bei meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber desto mehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen sein als an etlichen tausend Talern. Wir müssen ja alles zurücklassen, wenn wir sterben. Ich arme Frau! wie lange wird es denn noch mit mir

werden? Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur sehen sollten, ich habe mir schon alle Kleider zurechte gelegt, die ich im Sarge tragen will. Sogar die Bretter zu meinem Sarge liegen schon da. Es sind feste und eichene Bretter, ich weiß nicht mehr, wieviel sie mich kosten. Ich habe sie von dem Gevatter Tischler statt der Interesse angenommen.

Ferdinand. Das ist alles gut. Ich will wünschen, daß Sie diese festen Bretter noch lange nicht brauchen und sie eher zu einem Brautbette als zu dem Sarge anwenden mögen.

Frau Richardin. Der Himmel vergebe es Ihnen, Herr Vetter, daß Sie mit mir armen alten Frau so spotten. Ich könnte noch an das Heiraten denken? Schämen Sie sich doch! Es wird indessen schlimm genug sein, wenn meine Tochter aus dem Hause ist. Wer soll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen? Keinen Mann habe ich, der mir an die Hand ginge, und so einen, wie mein seliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, Herr Vetter, raten Sie mir ja nicht, daß ich wieder heiraten soll. Ein alter Mann ist unbehilflich, und ein junger hält mich nicht für gut und vertut mir das Meinige. Ach, denken Sie mir nicht an diese Schwachheit! Die Bretter sind zu meinem Sarge bestimmt, der soll mein Brautbette sein!

Ferdinand. Sie haben mich nicht recht verstanden, ich meinte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe raten, Frau Muhme, da ich weiß, daß Sie in sechzig sind.

Frau Richardin. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muß am besten wissen, wie alt ich bin. Es läßt sich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Not und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich sähe, wie es meiner Tochter ginge, und ob sie mich auch mit wohlgeratenen Kindern erfreuen würde. Wenn sie nur nach Herr Simonen geraten, so bin ich schon zufrieden.

Ferdinand. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden; denn es stößt sich noch an die Kleinigkeit, ob Herr Simon Christianchen zur Frau haben will.

Frau Richardin. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehen und den Bissen Essen zurechte machen lassen. Über Tische wollen wir die Versprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter Auftritt.

Ferdinand. Simon.

Simon. Wo ist denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr gesprochen?

Ferdinand. Ja, ich weiß nicht, welche Braut Sie meinen; ob die erste oder die letzte? Ob Christianchen oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andere Braut als Lorchen?

Ferdinand. Bei Ihnen ist es freilich Lorchen; aber bei meiner Frau Muhme ist es Christianchen. Sie will uns zu Tische behalten, und da soll die Versprechung vor sich gehen. Und wenn Sie Christianchen nicht zur Frau nehmen: so will meine liebwerte Frau Muhme in eigener hoher Person ins Konsistorium laufen, all ihr Vermögen daransetzen und, wenn dieses nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entsetzlichste Unglück beten.

Simon. Die Frau weiß nicht, was sie will. Sie kann tun, was ihr gefällt. Lorchen ist meine Braut, und Christianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir gesprochen und recht artig getan. Sie ist wirklich nicht sowohl einfältig als furchtsam. Sie hat recht mit mir gescherzt und Lorchen bei mir auf eine lose Weise verklagt. Freilich hat sie mir nichts Sinnreiches gesagt; aber sie wußte es doch mit einer guten Miene vorzubringen. Sie bedankte sich recht zärtlich bei mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über ihre Unschuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo ist denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr gesprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Christianchen.

Lorchen. Hat mich Christianchen bei Ihnen verklagt, Herr Simon?

Simon. Jawohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß Sie sich selber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Christianchens Namen tun müßte.

Lorchen. Das ist doch ganz artig. Sie trauen der losen Christiane und verdammen mich, ohne mich gehört zu haben. Bei wem soll ich mich denn über Sie selbst beklagen? Bei der kleinen Christiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer sehr leichten Strafe davon kommen.

Christianchen. Mein liebes Lorchen, ich habe nichts mehr

gesagt, als was wahr ist. Ich hätte gern noch etwas dazugesetzt; aber ich konnte es nicht über das Herz bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch gestehen, daß mir Herr Simon . . doch er mag es Ihnen selber sagen.

Lorchen. Ich höre es schon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Mutwillen mit etlichen Mäulchen bestraft haben, und Sie werden sich diese harte Bestrafung haben gefallen lassen. Sie sagen nichts, Herr Simon? Soll ich etwan auch stilleschweigen und Ihre erste Untreue gleich mit Gelassenheit ansehen?

Christianchen. O reden Sie doch nicht von der Untreue! Sie haben mir es ja selbst befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts als von Ihnen gesprochen. Er hat Ihnen die größten Lobsprüche beigelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen rede, so werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Christiane! Immer verteidigen Sie mich bei meiner Braut. Sie sehn wohl, daß sie eifersüchtig auf Sie ist. Aber, liebste Eleonore, wir wollen die wenigen Augenblicke noch zu einigen Beratschlagungen wegen unserer morgenden Abreise anwenden. Weiß es denn die Frau Richardin, daß Sie meine Braut sind? Wird sie auch ihre Christiane mit Herr Ferdinanden reisen lassen?

Christianchen. Wie? Herr Simon! Ich soll nicht mit Lorchen reisen, und nur mit Herr Ferdinanden? Ist dieses Ihr Versprechen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reisen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das soll zu Ihren Diensten stehen.

Ferdinand. Sie sollen meine Tochter sein, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verspreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzimmer in meinem Hause zu haben, das so angenehm und sittsam ist, als Sie sind. Sie wissen es nicht, wie liebenswürdig Sie Ihre Unschuld macht; und desto mehr verdienen Sie, hochgeschätzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau sollen alles zu Ihrem Umgange und zu Ihrem Vergnügen beitragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter sagen, meine liebe Christiane. Genug, Sie sollen bald sehen, daß mir Ihre Zufriedenheit so lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige ist.

Christianchen. So wollen wir immer gehen, die Mama wird ganz gewiß schon mit dem Essen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlasse mich auf Ihren Fürspruch. Nehmen Sie es nur nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden sollte. Sie meint es nicht so böse.

Simon (zu Lorchen). Also kommen Sie, meine liebe Braut!

Wir wollen sehen, wie wir mit der Frau Richardin auseinanderkommen. Ich habe noch für ein größer Präsent gesorgt, sie wird sich schon befriedigen lassen.

Lorchen. Meine liebe Christiane, gehen Sie immer voran! Wir wollen gleich nachkommen. Tun Sie nur indessen gegen die Mama, als ob Herr Simon noch Ihr Bräutigam wäre. Wir wollen es nach dem schon machen.

(Sie geht ab.)

Eilfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen.

Lorchen. Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, Herr Simon. Sie sind so großmütig gewesen und haben mich zu Ihrer Braut erwählt, und ich gestehe Ihnen, daß ich mir kein größer Glück in der Welt wünsche, als die Frau eines so edelgesinnten Mannes zu sein. Allein ich höre auch mit diesem Geständnisse auf, die Ihrige zu sein. Ihr Herz war nicht für mich, sondern für Christianchen bestimmt, und je mehr Vergnügen ich in der Ehe mit Ihnen würde genossen haben, desto unruhiger würde ich geworden sein, daß ich meiner Freundin so viel entzogen hätte. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich zu zärtlich in der Freundschaft bin. Ich will lieber durch den Überfluß der Freundschaft fehlen als durch den Mangel.

Simon. Ist's möglich, daß ich recht höre? Was fangen Sie mit mir an? Wozu bringen Sie mich? Ist mir denn alles in der Liebe zuwider?

Lorchen. Lassen Sie mich ausreden, so werden Sie hören, ob ich Ihnen unrecht tue. Sie haben mich gewiß aus der besten Absicht gewählt, und ich glaube, daß ich Ihr Herz einigen von meinen Eigenschaften zu danken habe. Allein überlegen Sie wohl, ob nichts mehr als die Liebe an dieser Wahl Anteil hat? Der Verdruß, den Sie mit der Frau Richardin gehabt, hat sich gewiß ohne Ihr Wissen mit in das Spiel gemengt. Sie schlug Ihnen Christianchen ab, und gleich darauf trugen Sie mir Ihr Herz an. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf: ich will Ihnen auch Ihre Liebe zu mir nicht verdächtig machen. Ich will nicht sagen, daß sie zu geschwind entstanden ist. Nein, ich will es anders ausdrücken. Ich glaube nicht, daß ich so viel Reizungen besitze, daß ich in so kurzer Zeit mir Ihre Liebe zu eigen machen könnte. Gesetzt auch, daß sie noch so gegründet

wäre, so bleibe ich doch bei meinem Vorsatze. Ich habe alles wohl überlegt. Ihr Herz gehört niemanden als Christianchen. Sie verdient es, wo nicht mehr, doch ebensowohl als ich. Sie hat es aus Liebe zu mir nicht annehmen wollen, und um mich glücklich zu machen, hat sie später glücklich werden wollen. Sie liebt Sie, ohne es zu wissen, und Sie können nach meinem Urteile nicht glücklicher wählen als bei Christianchen. Bleiben Sie also bei Ihrem ersten Entschlusse! Sie sind nicht unbeständig gegen Christianchen gewesen, denn Sie haben ihren Wert nicht genug gekannt. Ich begleite Christianchen nach Berlin. Sie lebt noch ein Jahr bei mir, ehe Sie sich mit ihr vermählen. Es steht bei Ihnen, ob Sie meinem Rate folgen wollen, der die aufrichtigste Absicht zum Grunde hat. Genug, ich bin nicht mehr Ihre Braut, sondern Ihre gute Freundin.

Simon. Liebste Eleonore, in welche Bestürzung setzen Sie mich! Ich weiß nicht, — Ist es denn nicht möglich, daß Sie mich lieben können?

Lorchen. Ich will Ihnen die Mühe nicht machen, mich weitläuftig zu widerlegen. Ich will unrecht haben. Ich glaube, daß ich Sie beleidige, und daß Sie sich dergleichen fremden Antrag niemals vermutet haben. Allein ich wiederhole es: Entweder Christianchen ist Ihre Braut, oder keine von uns beiden.

Ferdinand. Ach, Lorchen! Worzu bringen Sie Herr Simonen? Übereilen Sie sich doch nicht, ich bitte Sie!

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Ist Christianchen Ihre Braut, und soll ich mit ihr nach Berlin reisen?

Simon. Lassen Sie mich doch nur von meiner Bestürzung zu mir selber kommen! Sie verfahren gewiß zu strenge mit mir. Ich weiß ja nicht, ob die unschuldige Christiane sich entschließen kann . . . Also darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu besitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger als etliche Augenblicke von Ihnen geliebt zu werden? Träume ich, oder schlagen Sie mir wirklich Ihr Herz ab? Darf ich gar nicht mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie sich, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir so sauer ankömmt, dieses zu sagen, als es Ihnen sein kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundschaft auf, mein Herz mag dawider sagen, was es will. Sie gehören Christianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich schätzen, wenn Sie dieses liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein sie hat aus Liebe zu mir mich durch Sie

glücklich machen und sich selber vergessen wollen. Ich bin also nicht einmal so großmütig als Christianchen. Was ich tue, ist nur eine Belohnung oder eine Erkenntlichkeit für die Freundschaft, die sie mir freiwillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte, lieber Herr Simon, und nehmen Sie meine unschuldige Freundin von mir an. Ich reise mit ihr nach Berlin, und es bleibet bei meinem Versprechen. Geben Sie diesen Abend Ihr Wort von sich, und verschieben Sie das Hochzeitfest noch ein Jahr! Ihre Ehe wird alsdann ein Beispiel der besten Ehen sein. Denken Sie nicht mehr an mich; sondern von diesem Augenblicke an an Christianchen. Ich bitte Sie bei der Zuneigung, die Sie mir heute geschenkt haben, denn ich weiß nichts Kostbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich Christianchen von Ihrer Hand annehmen und Ihre Großmut und mein Schicksal zeitlebens bewundern werde. Ach, Herr Ferdinand, wer hätte diesen Ausgang vor einer Stunde vermutet? Ich gehorche dem Verhängnisse und der Liebe. Christianchen sei zum andern Male meine Braut und auf ewig die Meinige. Wird sie mich auch lieben? Wie unruhig ist mein Herz, wenn es liebt, und was ist gleichwohl süßer als die unschuldige Liebe? Liebste Eleonore, glauben Sie wohl, daß Christianchen mich liebt?

Lorchen. Ja. Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Christianchen reden; verlassen Sie sich auf mich und auf Ihren eignen Wert. Wie zufrieden will ich sein, wenn ich Sie beide in dem Glücke sehe, das Sie verdienen, und wenn ich den süßen Gedanken mit mir herumtragen kann, daß ich zu diesem Vergnügen etwas beigetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardin gehen, sie wird diesen guten Erfolg mehr als einmal ihrem Gebete zuschreiben.

Ferdinand. Das heißt Großmut! Das heißt Freundschaft! Wenn doch viele solche weltlich gesinnte Frauenzimmer in der Welt wären wie Lorchen und Christianchen und keine einzige so heilige Frau wie meine Frau Muhme, die Betschwester! Lorchen, ich habe kein Kind. Sie sind meine Tochter. Nehmen Sie die fünftausend Taler von Herr Simonen nicht an. Ich will Sie allein glücklich machen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, wir wollen gehen. (Er nimmt sie bei der Hand, und sie küßt ihm die Hand.)

Lorchen (zu Simonen). Erlauben Sie mir das Vergnügen, daß ich Sie zu Ihrer Braut führen darf. Das gute Kind wird recht erschrecken.

Gellerts Werke

Auswahl in zwei Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Fritz Behrend

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Gellerts Werke

Zweiter Teil

Leben der schwedischen Gräfin von G**

Kleinere Prosaschriften

Herausgegeben

von

Fritz Behrend

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 2. Teiles.

Leben

der

schwedischen Gräfin

von G **

Einleitung des Herausgebers.

Über die Entstehung der „Schwedischen Gräfin von G . .“, Gellerts poetisch unzulänglichster, aber originellster Leistung, wissen wir wenig.

Freund Cramer, Gellerts Biograph, berichtet uns: „Die Deutschen hatten noch kein Original eines erträglichen moralischen Romans. Die Franzosen besitzen zwar einen Überfluß von erdichteten Geschichten, welche sowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt sind, um in den Stunden der Langenweile müßigen Lesern zu einer angenehmen Belustigung dienen zu können. Allein nur allzu viele von ihnen suchen durch die Hilfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entspringt, wenn sie die Gestalt der Geschichte und den Reiz der Wahrscheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenschaften zu bessern, sondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzu viele können sich von dem Geiste der irrenden Ritterschaft, und einer gewissen dem Herzen nur allzu gefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftsteller von dieser Art finden immer Übersetzer und Verleger, und müssen einen um so viel größern Einfluß auf die Nation haben, die sie lieset, je begieriger und häufiger sie gelesen werden. Gellert wollte also einen Versuch machen, ob er diesen so anziehenden Werken des Geschmacks mehr Ernst, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und schrieb 1746 seine „Schwedische Gräfin“. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finstres haben; und verriete ihn nicht eine gewisse Art des Ausdrucks und der Erzählung, so sollte man kaum glauben, daß seine Fabeln und die „Schwedische Gräfin“ Werke von einem Verfasser wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, ist das beständige Gepräge seiner Arbeiten, und dieses

läßt sich auch hier nicht verkennen; eine billige Kritik wird also den ersten Originalversuch in dieser Gattung sinnreicher Werke mit Nachsicht beurteilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach seiner Zeit in derselben berühmt und unsterblich geworden sind."

Der Roman erschien anonym, 1747 der erste, 1748 der zweite Teil[1]). Doch bald war die Frage nach dem Verfasser ein offenes Geheimnis, was Gellert schwer bedrückte.

Der Beifall war groß. In Paris im „Journal étranger", an dem Gellert längere Zeit mitarbeitete, erschien eine sehr anerkennende Besprechung. Formey in Berlin übersetzte den Roman ins Französische; eine englische Übersetzung folgte, die Gellert viel Anerkennung im Lande Richardsons einbrachte. Es war der erste deutsche Roman, der internationale Beachtung fand. Zahlreiche Nachahmer stellten sich ein, unter denen Hermes mit „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" — ein Lieblingswerk Hegels! — den ersten Platz einnimmt.

Wie wir aus brieflichen Äußerungen schließen dürfen, schätzte Gellert, der ein stark Teil Autorenempfindlichkeit und -eitelkeit besaß, seinen Roman hoch ein, während schon sein Biograph, wie wir sahen, die Unzulänglichkeit zu entschuldigen sucht. Die Entwicklung des Romans schritt rasch über Gellert hinweg. Wielands „Agathon" mit seinen psychologischen Problemen, vor allem Goethes „Werther", der Roman der Leidenschaft, ihnen gehörte die neue Zeit.

In den von Gellert noch selbst besorgten Neuausgaben, deren es mehr gibt als Goedeke in seinem bekannten „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" anführt, änderte er sehr sparsam. Hier und da strich er Unwesentliches.

Bevor wir auf die literarischen Einflüsse näher eingehen, ist es notwendig, den Inhalt des Romans so kurz, als es seine Fülle gestattet, zu erzählen.

Eine verwaiste Adlige, von ihrem Vetter in Livland zu „vernünftiger" Religion erzogen, heiratet mit sechzehn Jahren den jungen und schönen Grafen von G. In glücklicher Einsamkeit verleben beide die ersten Jahre auf den schwedischen Gütern des Grafen. Ihre einzige Gesellschaft bilden der bejahrte, weltkluge Vater und des Grafen bürgerlicher Freund, Herr R. Das Eheglück wird nicht erschüttert, als die Gräfin durch einen Zufall erfährt, daß die frühere Geliebte ihres Gemahls, Karoline, dem Grafen vor Jahren einen noch lebenden

[1]) Vgl. zum Folgenden: Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe", Jena 1875.

Sohn, Carlson, der seinen Vater nicht kenne, geboren habe. Karoline, eine Bürgerliche, hätte aus freien Stücken dem Grafen, dessen Ehe mit ihr sie hätte erhoffen dürfen, entsagt, um seine Laufbahn nicht zu schädigen. Das gräfliche Paar wird zum Hof befohlen, wo die Gräfin aller Bewunderung, aber auch die unreine Leidenschaft des Prinzen von S. erregt. Ihre Standhaftigkeit muß der Graf entgelten, der als Offizier durch eine Art Uriasbefehl in den Krieg geschickt wird. Da er nicht fällt, wird ihm auf Veranlassung des Prinzen der Kopf abgesprochen; er stirbt jedoch vor der Exekution an seinen Wunden; so glaubt der Geistliche an seinem Krankenbette, ebenso sein Bursche. Sein letztes Lebenszeichen, ein Brief, mahnt die Gräfin zur eiligsten Flucht mit dem Herrn R. Trotz dem Prinzen glückt sie. Man findet die kranke Karoline, die verspricht, beiden nach Holland zu folgen, und ihnen ihren Sohn Carlson mitgibt. Die Schwerkranke vertraut der Gräfin das Geheimnis an, daß sie früher dem Grafen noch eine Tochter geboren habe, die aber verschollen sei. In Holland, wo die Gräfin als Bürgerliche lebt, folgen Jahre der Ruhe; sie entschließt sich zur neuen Ehe mit R., dem sie selbst ihre Hand anträgt. Carlson ist inzwischen herangewachsen, Offizier geworden und lebt in glücklicher Ehe mit einer entführten Nonne. Durch verschiedene Umstände wird offenbar, daß seine Frau zugleich seine Schwester ist. Die Verzweiflung ergreift sie; sie wird nach neuen entsetzlichen Verwicklungen erst durch beider Tod — Carlson stirbt vergiftet durch seinen Freund Dormund, seine Schwester reißt sich im Fieberwahn Verbände ab und verblutet — gelöst. Der totgeglaubte Graf kommt, seiner sibirischen, jahrelangen Gefangenschaft ledig, nach Holland, trifft unvermutet seine Gemahlin, die ihm als verschollen gilt, wieder und gewinnt sie, die in ihrer zweiten Ehe eine Tochter geboren hat, wiederum zur Frau. Auf seine Bitten überwindet sich R., der, nicht weniger großmütig als der Graf, sofort zum Verzicht entschlossen ist, in ihrem Kreise als Freund weiterzuleben. Diesem Kreise gehört auch Karoline an. Soweit der erste Teil. Den zweiten füllen die Erlebnisse des Grafen in Sibirien aus, die in Briefen mitgeteilt werden. Breit wird die Geschichte des Engländers Steeley erzählt, der die Leiden der sibirischen Gefangenschaft auch erlitten und die Freundschaft des Grafen erworben hat. Berichtet wird die Liebe eines naiven Kosakenmädchens, die Dankbarkeit eines Juden, dem der Graf einst das Leben gerettet hat. Schließlich wird auch Steeley von seiner Gefangenschaft befreit und heiratet im gräflichen Hause in Holland die Witwe des russischen Festungskomman-

danten. Sein greiser Vater, dessen Hang zum Althergebrachten humoristisch behandelt wird, zieht die ganze Gesellschaft nach England hinüber. Erst zum Schluß tritt die Gräfin wieder mehr hervor. In einer Gesellschaft trifft man unvermutet den Prinzen von S., der seine Vergehen bereut und dadurch wieder gutzumachen sucht, daß er dem Grafen, der sich bisher unter dem Namen von Loewenhoek verborgen gehalten hat, hohe Ehrenstellen anträgt. Seine Anerbieten werden abgelehnt, er erhält aber Verzeihung. Doch bald stirbt der Graf. Der Prinz, der längst Witwer geworden ist, wirbt um die Hand der von ihm noch verehrten Gräfin. Mit einer Handbewegung auf Herrn R.: „Hier ist mein Gemahl!" wird der Prinz abgewiesen. Eine neue Wiedervermählung mit R. wird unmöglich, da auch dieser hinsiecht und stirbt. Die Gräfin scheint entschlossen, sich nicht wieder zu verheiraten. Hiermit schließt der Roman.

Ludwig Tieck hat darauf hingewiesen, daß eine Novelle des Cervantes: „Die Geschichte von dem großmütigen Liebhaber", durch französische Bearbeiter etwas umgestaltet, Gellert das Hauptmotiv gegeben habe. Die Ähnlichkeiten aber scheinen zu allgemein, die Verschiedenheiten zu groß, als daß wir dieser Meinung beipflichten könnten.

Als wichtige Motive der „Schwedischen Gräfin" erkannten wir: Verführungsversuche, Doppelehe, Blutschande, Nonnenraub, Gefangenschaften, eigenartige Trennungen und wundersames Wiederfinden. Alle diese Motive weisen auf den älteren Abenteurerroman, dem Gellert den Boden abzugewinnen wünscht. Dieser Romangattung war vor allem auch der Stoffreichtum eigen. Ihr entlehnt ist auch die wundersame Behandlung des Geldes. Eine Kiste, die gefüllt mit großen Schätzen aus dem Schiff in den Kanal fällt, — ein solcher Verlust regt Steeley gar nicht auf. Man mag denken, wie Gellert, der, in bitterer Armut groß geworden, bis in sein Mannesalter mit Glücksgütern nicht gesegnet war, sich an dieser Vorstellung vergnügte.

In einer Dissertation über „Gellert als Romanschrif.steller"[1]) hat Elisabeth Kretschmer darzulegen gesucht, daß der bestimmende Roman dieser Gattung Schnabels „Insel Felsenburg" gewesen sei. Es muß zugegeben werden, daß Gellert diesen Roman genau gekannt hat, aber die Fülle der angeführten Parallelen schmilzt bei genauerer Betrachtung zusammen. Verfehlt ist es, wenn der breite Boden unseres Romans — er spielt, wie wir sahen, in Livland, Schweden, Rußland, Holland, England —

---

[1]) Heidelberg 1902.

auf Schnabel zurückgeführt wird. Das war allen Abenteurerromanen eigen. Man denke etwa daran, wie im Schäferroman der Held der „Adriatischen Rosamund" Zesens in Europa hin und her treibt! Der Geschmack unseres literarischen Publikums verlangte diesen breiten Boden, und noch Goethe hat dem im „Wilhelm Meister" Tribut gezahlt. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Kreis, der in der „Schwedischen Gräfin" gezogen wird, in der Hauptsache die protestantischen Lande Nord- und Mitteleuropas umfaßt. In anderem Zusammenhange wird auf diese Tatsache zurückgekommen werden.

Zugegeben sei Kretschmer, daß die Figur Lemelies, der mit seiner Schwester in Blutschande lebt, auf Carlson und seinen Freund Dormund gewirkt hat. Dagegen will wenig besagen, daß auch in der „Insel Felsenburg" Juden in die Geschicke eingreifen. Das Entscheidende der Gleichung: dankbare Treue des Juden, fehlt. Nicht zwingend ist ferner das Vorbild eines naiven Naturkindes in Schnabels Roman. Schon vor seinem Roman hatte Gellert ein Naturkind in „Inkle und Yariko" behandelt, und wir wissen, daß seine Vorlage hier das elfte Stück des „Spektator" gewesen ist.

Nicht der *eine* Abenteurerroman, sondern der Abenteurerroman überhaupt kommt als bildender Faktor in Frage.

Doch Gellert selbst würde dieser Aufstellung gram gewesen sein, und es sei hervorgehoben, daß er geflissentlich die Wege des Abenteurerromans hinsichtlich der Motive, die hier allein in Frage kommen, zu meiden wußte. Ein Beispiel! Karolinens Bruder hat Bankerott gemacht, ist nach Ostindien gegangen und kehrt wohlhabend zurück. Der echte Abenteurerroman hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Erlebnisse dieses Mannes breit zu erzählen.

Die Abhängigkeit unseres Romans von der Gattung des Abenteurerromans bezieht sich also, das ist festgestellt, auf eine Reihe wichtiger Motive. Das entscheidende Vorbild haben wir aber in dem Familienromane Richardsons zu sehen.

Gellert hat Richardson als die Inkarnation des poetischen und christlichen Geistes gefeiert. Er ruft berauscht:

„Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit vernichten.
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
  Der Brite Richardson."

Den „moralischen" Gedichten rechnet er seinen Roman zu. Über die „Pamela" bekannte er, einige der wundersamsten

Stunden seines Lebens verweint zu haben. Doch wie er empfanden alle unsere stimmfähigen Männer in Deutschland.

1740 hatte Richardson seine „Pamela" erscheinen lassen, 1748 erreichte er mit der „Clarissa" seine Höhe, die er mit dem „Grandison" (1753) nicht mehr behaupten konnte.

Der Inhalt der „Pamela", die also allein Gellert vorlag, und die vier handliche Bände umfaßt, ist im Gegensatz zu Gellerts Roman, der ein dünnes Bändchen füllt, sehr schnell erzählt.

Pamela, eine arme Dienerin, ist nach dem Tode ihrer gütigen Herrin den unsittlichen Angriffen des jungen Lords, ihres neuen Herrn, ausgesetzt. Über seine Listen und schmutzigen Versuchungen berichtet Pamela in peinlicher Genauigkeit an ihre Eltern. Da sie in ihrer Tugend standhaft bleibt, so bessert sich der lüsterne Lord: d. h. er macht Pamela nicht zu seiner Mätresse, sondern zu seiner Gemahlin. Pamela verzeiht der früheren Geliebten des Lords.

Die Parallelen zu Gellerts Roman liegen klar zutage.

Die Heldenrolle fällt in beiden Romanen — charakteristisch für die ganze Epoche! — Frauen zu, die Versuchungen siegreich widerstehen. Der Versucher ist eine Persönlichkeit höheren Ranges: der Lord, der Prinz von S. Beide machen einen Gesinnungswechsel durch. Gleich ist das liebevolle Verhalten der Frauen zu den früheren Geliebten ihrer Männer.

Noch manche Einzelheit wäre heranzuziehen, der stilistischen Momente hier ganz zu geschweigen.

Daneben sind Differenzen zu verzeichnen. Bei Richardson haben wir einen autobiographischen Roman. Im Mittelpunkt steht durchaus Pamela. Bei Gellert tritt die Gräfin auf weite Strecken völlig zurück. Nebenpersonen beherrschen die Bühne: eine der unangenehmen Folgen des Abenteuerromans.

Richardson versucht sich an einem psychologischen Problem; er gibt eine Entwicklung, so ungeschickt sie auch in diesem Erstling sein mag. Gellert ist unfähig, das Werden und Sichwandeln von Gefühlen und Charakteren zu zeigen. Nach langen Jahren taucht der Prinz von S. wieder auf als ein Gebesserter. Wir müssen die Tatsache glauben. Die Gräfin selbst ist bei Gellert nicht viel mehr als eine Gliederpuppe. Innere Kräfte kommen bei ihr wenig ins Spiel, wenn sie auch einmal gegen einen Eitelkeitsanfall alle vernünftigen Erziehungsgrundsätze sich wachruft. Es bedeutet einfach ein Ausderrollefallen, wenn diese Gräfin in ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen einmal bekennt: „Wenn der Herr R. mich an die Vergangenheit erinnert hätte, ich weiß nicht, ob ich ihn nicht angehöret hätte."

Bei Richardson wird versucht, gewisse Stimmungen in eingestreuten Gedichten festzuhalten. Bei Gellert ist von Stimmungsmalerei nicht zu reden.

Wenn sich auch bei der Schilderung des russischen Festungskommandanten der Kleinmeister verrät, Gellerts Hauptfiguren sind hölzern, sind unveränderlich gleich; nur Erlebnisse ziehn vorüber.

So hat Gellert das eigentliche Verdienst Richardsons, den Versuch eines psychologischen Romans, dem in Briefen ein geeignetes Organ geboten wird, entweder nicht erkannt oder nicht die Kraft besessen, ihn nachzuahmen.

Ob Marivaux, der, wie nachgewiesen worden ist[1]), mit seinem Roman „La vie de Marianne" auf Richardson wirkte, auch Gellert direkt beeinflußt hat, mag noch eine offene Frage bleiben. Die Beispiele, die für direkte Beeinflussung beigebracht worden sind, besagen wenig. Eingestreute Reflexionen konnte Gellert auch in der „Pamela", ja schon in Zesens „Adriatischer Rosamund" finden.

Wenn wir so die literarische Abhängigkeit von Abenteurerromanen einerseits, von Richardsons „Pamela" andrerseits übersehen, so scheint für eine freie, eigenartige Betätigung Gellerts nicht viel Raum zu bleiben. Möglich ja, daß er das eigenartige Motiv der Frau zwischen zwei Männern, die beide ihre Gatten sind, von denen der zweite sein Gefühl zur Freundschaft hinabzwingt, daß er dieses Hirngespinst selbst erfunden hat.

Aber unser so phantastisch-pedantischer Roman ist doch noch etwas mehr als die Verquickung von Abenteurerroman und der „Pamela".

Gellerts Auge ist anders gerichtet als das Richardsons. Diesen interessiert hauptsächlich der Wandlungsprozeß, den er als selbstbewußter, freiheitlich gesinnter Engländer behandelt. Gellert will mehr: er macht den Roman zum Gefäß seiner Weltanschauung. Hier zum ersten Male werden in einem einflußreichen deutschen Romane die Zeitfragen behandelt.

Gewiß finden Zeitfragen bereits bei Marivaux, ebenso bei Richardson Beachtung: so die Standesfrage, die Erziehungsfrage. Aber sie sind vereinzelt. Bei Gellert kommt zum ersten Male eine neue Wertung aller Dinge, die Anschauung der Aufklärung zum Wort.

Er hat das Bewußtsein dieser reformatorischen Tendenz seiner jungen, produktiven Jahre gehabt und von dieser Epoche

[1]) Larroumet, „Marivaux, sa vie et ses œuvres", Paris 1894.

seines Lebens später gesagt, er habe sich als „feuerspeienden Ätna" empfunden.

Nun war wohl niemand weniger geeignet, eine Revolution zu schüren als der ängstliche Gellert, dessen Lebensweisheit immer mehr auf ein schwächliches Tolerieren hinauslief; aber anders mochte der Werdende, anders der Professor der Moral sein Empfinden äußern. Charakteristisch ist es gewiß für die Entwicklungsstufe des Verfassers, daß das Rationalistische so stark überwiegt, während der pietistische Einschlag schwächer ist.

Untugend ist, wie es Sokrates an der Schwelle einer neuen Zeit lehrte, Nichtwissen. Welche furchtbaren Schicksalsschläge dem Menschen auch bestimmt sind, der vernünftige Mensch überwindet sie. Wir fehlen unbewußt: Die Gräfin lebt in zweiter Ehe, während ihr totgeglaubter Gemahl noch lebt; Carlson lebt in Blutschande mit seiner Schwester, ohne es zu wissen. Tritt die Erkenntnis ein, so wird die Vernunft oder soll die Vernunft die Zeit des Fehltritts wegstreichen und wieder moralische Ordnung walten lassen. So gibt die Gräfin ihren zweiten Gemahl auf und gehört wiederum dem ersten. Carlson und seine Schwester, das Kontrastpaar, gehen zugrunde, da sie dieses moralische Gebot überhören.

Der Mensch ist von Natur mitleidig. Beispiel: das naive Naturkind in Sibirien. Die Humanität ist an keine Religion, keine Rasse gebunden. Beispiel: der edle Jude; sie kennt keinen Unterschied der Nationen: Schweden, Livländer, Russen, Holländer, Engländer können eine große Familie bilden; ein französischer Offizier, ein Deutscher, freilich nur ein Bedienter, werden in diesen kosmopolitischen Rahmen gespannt. Nicht mehr das sogenannte Prinzip der idealen Ferne oder Abenteurersinn sucht Europa als seinen Schauplatz, vielmehr das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Daß sich im wesentlichen Vertreter des protestantischen Nordens, wie wir sahen, zusammenschließen, verstärkt diese Meinung.

Zwar wird noch nicht das starke Wort Lessings von der Vaterlandsliebe als „heroischer Schwäche" gesprochen, aber die Grundstimmung, die dieses Wort mit Notwendigkeit erzeugen mußte, treffen wir an. Der Mensch schlechthin, nicht der historisch durch Zeit und Vaterland bedingte, und die rein menschlichen Beziehungen erhalten volles Licht. Als Steeley, der Engländer, und die russische Gouverneurin über ihre gemeinsame Zukunft beraten, heißt es: „Ach, sprach er zu mir, der Graf hat seine Gemahlin wiedergefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? Wie glücklich würden wir bei ihm

sein! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen." Ohne Sehnsucht gedenkt das gräfliche Paar ihres schwedischen Vaterlandes. „Der Heimat süße Qualen" kennt dieses sonst so empfindliche Geschlecht nicht.

Da wird im aufklärerischen Sinne — lange vor Hippel, einem Vorkämpfer der Frauenemanzipation, und seinem reichlich langweiligen Büchlein „Von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber" — einer neuen Frauenbildung das Wort geredet. Das entsprach auch ganz Gottscheds Forderungen, wenn das Frauenzimmer „nur klug, nicht gelehrt" erzogen werden soll. Es ist die gleiche Tendenz, die Gellert im Umgange und Briefwechsel mit adligen und bürgerlichen Freundinnen vertrat, denen die Prinzessin in Goethes „Tasso" die klassische Form gibt:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen."

Radikaler mutet es an, wenn wir auf das merkwürdige Prinzip stoßen: „Vormittags soll das Fräulein als ein Mann und nachmittags als eine Frau erzogen werden." Gerade auf dem Gebiet der Frauenbildung sehen wir deutlich, wie sich Aufklärung und Pietismus, der durch die Entdeckung des Gefühlslebens der Frau dieser eine wesentliche Hebung brachte, einander in die Hände arbeiten.

Berührt wird das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Herrschenden Anschauungen entgegen ist das Haupt der Familie zum Freunde des Sohnes geworden; in unbegreiflicher Nachgiebigkeit sucht der alte Graf den schlimmsten Ausschweifungen des Sohnes vorzubeugen. Er bekennt von seinen Erziehungsprinzipien: „Ich habe meinen Sohn von Jugend auf mit einer besonderen Art erzogen, die Ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht sowohl seinen Vater als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Torheiten abzuziehen, ehe er sie beging, oder doch, ehe er sich daran gewöhnte. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schwester als eine Waise sehr jung zu sich genommen und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimnis gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer als seine

gute Freundin mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten." Dieser Alte stirbt als das Vorbild eines Weltweisen und Frommen! Ähnliche Grundsätze hegte Rousseaus mütterliche Freundin, Mme. de Warrens, die selbst auf der Flucht Bayles Dictionnaire nicht zurücklassen wollte. —

Alle menschlichen Verhältnisse werden durch die neue Humanität verändert. Mit besonderem Nachdruck wird betont, daß der Stand nicht mehr das Verhältnis dieser neuen Menschen bestimmen darf. Die Inhaltsangabe brachte dafür Belege genügend.

Auch der Diener soll in seinem Herrn nicht mehr den Gebieter, sondern nur den teilnehmenden Freund erblicken. Der Herr R., den sich Gellert als sein Sprachrohr ausersehen hat — die Ähnlichkeit läßt sich bis in kleine Züge nachweisen —, muß diesen Grundsatz predigen. „Als der Diener seinen Herrn ... einmal fragte, ob er nichts zu tun hätte, so sagte er: ‚denkt Ihr denn so unwissend zu sterben, als Ihr geboren seid? Wenn Ihr nichts zu tun habt, so setzt Euch hin und überlegt, was ein Mensch ist: so werden Euch Beschäftigungen genug einfallen.' Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn auskleidete, so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. ‚Wer sich schämt,' sagte er, ‚einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu sein'". Wäre dieses Verhältnis nicht so konstruiert, es müßte uns patriarchalisch-freundlich anmuten. Viel lieber sehen wir da hinüber zu Lessing auf den pudeltreuen Just, auf Werner und seinen durch Standesbedenken zwar gebundenen, doch warm und wahrhaft empfindenden Major von Tellheim.

Rein rationalistisch ist wieder die Behandlung von Vergehen; der Übeltäter ist mehr ein moralisch Kranker denn ein Sünder; ermittelt nur die rechte Therapie, so wird sich alles zum guten wenden!

Neu geregelt ist die Almosenpflege, wobei der Pietist dem Rationalisten das Konzept verdirbt.

Den pietistischen Elementen gehört ferner zu die Freude, eine Seele zu retten, das Priesterlaientum des einzelnen, wenn auch ein Geistlicher gelegentlich eine aufklärerische Predigt, vielmehr Rede hält.

In der Religion ist die Mischung besonders deutlich. Dem jungen Kinde wird die Religion auf vernünftige Weise bei-

gebracht. Es darf nichts glauben, als was es verstehen kann. Dieser Vernunftglaube wird häufig gekreuzt durch den Glauben an die Vorsehung, der geduldiges Tragen, nicht aber vernünftiges Zurechtlegen gebietet. Aber letztes Ziel des Menschen, das ist wieder ganz aufklärerisch, ist die Glückseligkeit im Diesseits und Jenseits.

Alles in allem ist die aufklärerische Tendenz die herrschende Strömung. Ja die Vernunft wird so weit geschraubt, daß sie uns unerträglich wird. Das lebendige Empfinden wird brutalisiert. Nicht das Motiv der Blutschande, die Doppelehe wirkt so unsittlich, so abstoßend, vielmehr das Tolerieren, weil die Vernunft zu gebieten scheint. Dieses Zusammenleben des Grafen, der Gräfin, des Herrn R., seiner mit der Gräfin erzeugten Tochter und Karolinens, der früheren Geliebten des Grafen: wie unerträglich für unser Gefühl! Man hat das Unsittliche an Gellert häufig bestaunt, an Stellen gesucht, wo es gewiß nicht vorhanden ist. Ja man hat die Entscheidung dem Literarhistoriker entziehen und dem Arzte zuweisen wollen. Das ist gewiß nicht vonnöten. Vielmehr: ein überaus phantastischer Stoff pedantisch von einem moralisch reinen Manne behandelt, der die Allkraft der Vernunft beweisen will und seine Menschen nicht in ihren Schicksalen erlebt, sondern wie Schachfiguren schiebt, bringt diesen höchst widerlichen Gesamteindruck hervor.

Gegenüber Anschauungen, die aus Gellert einen mannhaften sozialen Reformer machen wollen und ihre Argumente diesem Romane entlehnen, muß betont werden, daß Gellerts Erwägungen sehr theoretischer Natur sind, selbst wenn die Nutzanwendung nur im Roman zu machen ist. Nicht so ist es gemeint, die Standesunterschiede aufzuheben. Es ist charakteristisch, daß Karoline, die vorbildlich hingestellt wird, einfach auf den Grafen, dem sie zwei Kinder geschenkt hat, verzichtet, um ihm nicht bei Hofe zu schaden; charakteristisch, daß der bürgerliche R., der doch in der Ehe mit der Gräfin eine Tochter gezeugt, fliehen will, sobald der Graf wieder auf der Bildfläche erscheint. Auch die Versöhnung mit dem Prinzen von S. hat doch einen leidigen Beigeschmack: es ist ein Prinz von Geblüt.

Soviel, um zu zeigen, was es mit dem „feuerspeienden Ätna" auf sich hat. Der Verfasser schreibt eben, für eine spürende Justiz wenig verkappt, in dem Sachsen Brühls.

Überblickt man die Romanliteratur vom Standpunkt der Entwicklung der Liebe, wie das Nowack in einem anregenden, doch hastigen Büchlein: „Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten 1747—74" getan hat, so bedeutet Gellerts Roman

eher einen Rückschritt als Fortschritt. Die treibenden Kräfte im Menschenleben werden niedergezwängt. Leidenschaft, ohne die heroische Menschen nicht sein können, ist verpönt. Da stand schon die phantastische „Adriatische Rosamund" Zesens, der doch das eine Hauptthema Liebesglück und Liebesleid festzuhalten verstand, höher. Fassen wir aber ins Auge, daß Gellert den moralischen Familienroman nach Deutschland verpflanzte, daß er als erster im Roman brennende Zeitfragen behandelte, zum ersten Male ihn zum Ausdruck einer Lebensanschauung machte, so werden wir ihn als einen nicht unwesentlichen Neuerer auf dem Gebiete des Romans gelten lassen.

Es erübrigt noch, den Stil des Romans zu betrachten.

Gellert wählte unter dem entscheidenden Einfluß Richardsons die Form der Selbstbiographie, die durch häufige, z. T. sehr lange Briefe unterbrochen wird. In Richardsons „Pamela" war das Verhältnis freilich das umgekehrte: Briefe die Hauptsache, denen einige tagebuchartige Aufzeichnungen beigefügt sind. Aber beide, Brief und Biographie, und das ist das Ausschlaggebende, boten Gelegenheit, den Seelenzustand der Schreiberin festzuhalten. Dieses Vorteils hat sich Gellert schlecht bedient. Nicht glückt es ihm gebrochene Töne aufzufangen, wechselnde Mienen festzuhalten. Glaubte später Goethe dem komplizierten Seelenleben seiner Schwester Kornelia nur im Briefroman gerecht werden zu können, so hat uns, um ein neueres Beispiel zu nennen, Paul Heyse in seiner Novelle „Unheilbar" gezeigt, wie ein Meister dieses Vorsichhinplaudern zu nützen weiß.

Die Einsicht vollends, daß der Roman eine eigene Kunstgattung sei, sein Eigenrecht auch in der inneren Form behaupten müsse, diese Einsicht hat uns erst Wieland erobert.

Feinere Kunstmittel des Stils fehlen; häufig und breit wird die direkte Charakteristik angewandt. Die „moralischen Charaktere", die Gellert seinen Vorlesungen einfügte, haben hier ihre Vorläufer; die moralischen Wochenschriften der Engländer gaben das Vorbild. Für die Komposition nicht ungeschickt, aber viel zu weitschweifig wird am Beginn des zweiten Teils die Leidensgeschichte des Grafen in Rußland aus der Vergangenheit nachgeholt.

Nicht findet die Leidenschaft Töne; Gellert weicht erregten Situationen aus mit der lahmen Entschuldigung, daß die menschliche Sprache zu arm sei, die Affekte abzuschildern. Tritt das Problem auf, daß zwei Affekte miteinander streiten, so fertigt uns der Verfasser kurz ab: „man muß es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt, von zween Affekten bestürmt zu

werden, von denen einer so groß als der andere ist." Hier und da freilich versucht Gellert, die drängenden Ereignisse durch hastige, kurze Hauptsätze unserer Stimmung näher zu bringen. Ein Beispiel: „Der Schrecken (bei der Wiedererkennung des tot geglaubten Grafen) kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen sah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in russischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehn Jahre für tot gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. Soviel weiß ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn . . ."

Der unerträgliche Schwulst der früheren Romane wird gemieden, nicht minder das Fremdwort. Provinzialismen wie: gute Frau, gute Freundin, wo wir das Adjektivum nicht setzen würden, sind selten. Auffallend ist die Armut an satzverbindenden oder -trennenden Partikeln, deren Wechsel dem Stil erst Fluß gibt. Wie weiß da Lessing durch dieses kleine Mittel unser Mitdenken anzuregen!

Die Monotonie wird erhöht durch übertriebene Verwendung von Sätzen, deren Vordersatz mit „Und" oder „wenn" einsetzt, deren Nachsatz durch „so" fortgeführt wird; sie klingen wie Alexandriner, deren zweischenklige Natur, wie Schiller es ausdrückt, noch unglücklich durch das Kolon vor so nachgeahmt wird. Diese Sätze zählen zu Hunderten und müßten in Fragen strittiger Verfasserschaft unzweideutiges Zeugnis für Gellert ablegen.

Im ganzen aber fließt die Sprache zwar breit, doch leicht. Der Weg zu Wieland, dem Schmeidiger unserer Sprache, führt über Gellert.

Häufig finden wir Ausdrücke wie „Wollust" des Gefühls, „großmütiges Herz", „großmütige Seele", „empfindliche Seele": es sind die Vorstufen zur „schönen Seele".

So mag ausleitend das Wort noch einmal zur Sache führen. Bevor das Wertherfieber Deutschland ergriff, hatte das Richardsonfieber grassiert. Hatte der Pietismus die rohen Sinne verfeinert, so kostete man jetzt im Bewußtsein einer höheren Kultur die Wollust der Tränen. Mit unserem Roman betreten wir die Schwelle dieser kommenden Zeit, die auf der einen Seite zu Lessing, auf der andern zum jungen Goethe emporführt.

Erster Teil.

Vielleicht würde ich bei der Erzählung meines Geschlechts ebenso beredt oder geschwätzig als andre sein, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Eltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Livländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffner Mann gewesen ist und wenig Mittel besessen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in seiner Jugend studiert hatte, nahm mich nach meines Vaters Tode zu sich auf sein Landgut und erzog mich bis in mein sechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen können, die er einmal zu seiner Gemahlin sagte, als sie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wissen. „Vormittags", fing er an, „soll das Fräulein als ein Mann und nachmittags als eine Frau erzogen werden." Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal weil sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereien, wie sie zu reden pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich dieser Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. „Fürchten Sie sich nicht," sprach er zu ihr, „das Fräulein lernt gewiß nicht zuviel. Sie soll nur klug und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn sie diesem gefallen und das Leben leicht machen helfen soll, so muß sie klug, gesittet und geschickt werden." Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gesparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden sein, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirtschaftssachen gar nicht unwissend gelassen;

allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bei der man sehr glücklich eine stolze Närrin werden kann. Ich war freilich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht recht versehen zu sein scheint. Aber zu meinem Glücke starb meine Frau Base, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freiheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beispiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht sowohl wider meine Neigungen streiten als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um desto mehr lehrte er mich den wahren Wert eines Menschen kennen und an solchen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beifall der Vernunft und des Gewissens als durch eine allgemeine Bewunderung belohnt werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinnige Philosophie mit mir durchging. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überführte mich von den großen Vorteilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtnis als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir beibrachte, habe ich's bei reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden! Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde. Mit einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaften prahlen, oder, wenn es hoch kömmt, unsere Ehrbegierde einige Zeit

stillen, sondern die von dem Verstande in das Herz dringt und uns gesittet, liebreich, großmütig, gelassen und im stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders tun als beweisen, daß mein Vetter seine guten Absichten sehr schlecht bei mir erreicht hätte, wenn ich mir alle diese schönen Eigenschaften beilegen und sie als meinen Charakter den Lesern aufdringen wollte. Es wird am besten sein, wenn ich mich weder lobe noch tadle und es auf die Gerechtigkeit der Leser ankommen lasse, was sie sich aus meiner Geschichte für einen Begriff von meiner Gemütsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch so aufrichtig bestimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe oder dem Vorwurfe einer stolzen Demut nicht würde entgehen können.

Ich war sechzehn Jahre alt, da ich an den schwedischen Grafen von G. verheiratet wurde. Mit dieser Heirat ging es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Livländischen Güter, und zwar lagen sie nahe an meines Vetters Rittersitze. Das Jahr vor meiner Heirat hatte der Graf nebst seinem Vater eine Reise aus Schweden auf diese Güter getan. Er hatte mich etlichemal bei meinem Vetter gesehen und gesprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu bestreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich also auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu fesseln, der sehr reich, sehr wohlgebildet, angesehen bei Hofe, schon ein Obrister über ein Regiment und vielleicht bei einer Prinzessin willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, ist unstreitig mein Glück gewesen. Ich tat gelassen und frei gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf sein Herz machte, anstatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängstliches Wesen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte kostbar vorkommen wollen. In der Tat gefiel er mir im Herzen sehr wohl; allein so sehr ich mir ihn heimlich wünschen mochte, so hielt ich's doch für unmöglich, ihn zu besitzen.

Nach einem Jahre schrieb er an mich, und der ganze Inhalt seines Briefes bestund darinne, ob ich mich entschließen könnte, seine Gemahlin zu werden und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeschreiblich angenehm, und die großmütige Art, mit der er mir's anbot, machte mir's noch angenehmer. Es gibt eine gewisse Art, einem zu sagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd ist. Der Verstand tut nicht viel dabei, sondern das Herz redet meistens allein. Vielleicht wird man das, was ich sagen will, am besten aus seinem Briefe selber erkennen:

„Mein Fräulein!

Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekenntnis, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ich's Ihnen tue, erschrecken müssen: so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit sein kann. Lassen Sie mich ausreden, liebstes Fräulein. Doch was soll ich sagen? Ich liebe Sie; dies ist es alles. Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergessen, weil es die Umstände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von Ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider sein, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen. Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlin nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu großmütig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet lassen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach, liebste Freundin, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Überlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzutun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie seine größten Verdienste sucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich lasse Ihnen zu Ihrem Entschlusse soviel Zeit, als Sie verlangen. Doch sage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schicksal erfahre. Wie inständig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünschen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zuviel an Ihrer Liebe, als daß ich sie einem andern Bewegungsgrunde als Ihrer freien Einwilligung zu danken haben wollte. So entsetzlich mir eine unglückliche Nachricht sein wird, so wenig wird sie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein hassen können, weil sie nicht Ursachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu schenken? Nein, ich werde nichts tun, als fortfahren, Sie, meine Freundin, hochzuschätzen, und mich über mich selbst beklagen. Wie sauer wird es mir, diesen Brief zu

schließen! Wie gern sagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringste Miene bei meinem Bekenntnisse Achtung gebe, aus Begierde, etwas Vorteilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl! Ach, liebstes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?"

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geschrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünschen, daß ich sagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorging. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieses Bekenntnis vielen von meinen Leserinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder sich einbilden, daß ich weder schön noch empfindlich gewesen bin, weil ich in meinem sechzehnten Jahre nicht wenigstens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen, so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannspersonen umgegangen war. Nunmehr aber fing mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich stand, da war er bei mir. Es war nichts Schöners, nichts Vollkommeners als er. Ich wünschte nichts als ihn. Ich fing oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer verschämten Art, sie anzunehmen. Vielen wird dieses lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht zärtliche Braut ist in der Tat eine Kreatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräter ihres Herzens, je sorgfältiger sie es verbergen will. Ich aß und trank beinahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabei. Ich sage es im Ernste, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich verschiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abschied von ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise ging glücklich vonstatten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das geringste begegnet, außer daß mir

jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ich's. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, daß sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte, so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in andern? Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eignen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bei meiner Ankunft die ersinnlichsten Liebkosungen; und ich glaube nicht, daß man glückseliger sein kann, als ich an seiner Seite war. Unser Beilager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, sehr still, aber gewiß sehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird diese beiden Stücke nicht zusammenreimen können. Dem zu Gefallen muß ich eine kleine Beschreibung von meinem Beilager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden und hatte mich völlig von der Reise wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unserer Vermählung zu bestimmen. Ich versicherte ihn, daß ich die Ehre, seine Gemahlin zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer sein als der, den er selber dazu ernennen würde. Wir setzten, ohne uns weiter zu beratschlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer und fragte mich, ob ich noch entschlossen wäre, heute seine Gemahlin zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeschlagnen Augen und mit einem freudigen und beredten Kusse. Ich hatte nur einen leichten, aber wohlausgesuchten Anzug an. „Sie gefallen mir vortrefflich in diesem Anzuge", fing der Graf zu mir an. „Er ist nach Ihrem Körper gemacht, und Sie machen ihn schön. Ich dächte, Sie legten heute keinen andern Staat an." — „Wenn ich Ihnen gefalle, mein lieber Graf," versetzte ich, „so bin ich schön genug angeputzt." Ich war also in meinem Brautstaat, ohne daß ich's selber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichste miteinander. Ich trat endlich an das Clavecin und spielte eine halbe Stunde und sang auf Verlangen meines Grafen und meines eigenen Herzens dazu. Auf diese Art kam der Mittag herbei. Der Vater meines

Grafen (denn die Mutter war schon lange gestorben, und die einzige Schwester auch) kam nebst meinem Vetter zu uns. Sie statteten ihren Glückwunsch ab und sagten, daß der Priester schon zugegen wäre. Wir gingen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward sehr bald vollzogen, und wir setzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Priester. Die Tafel war etwan mit sechs oder acht Gerichten besetzt. Dieses waren die Anstalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armselig vorkommen. Gleichwohl war ich sehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder, besser zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig sein, weil mich nichts von dem rauschenden Lärmen störte, der bei den gewöhnlichen Hochzeitfesten zur Qual der Vermählten zu sein pflegt. Nach der Tafel fuhren wir spazieren, und zwar zu dem Herrn R.., der meinen Gemahl auf seinen Reisen begleitet hatte und itzt auf einem kleinen Landgute, etliche Meilen von uns, wohnte. Mein Gemahl liebte diesen Mann ungemein. „Hier bringe ich Ihnen", fing er zu ihm an, „meine liebe Gemahlin. Ich habe mich heute mit ihr trauen lassen. Ist es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie sollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen sein; kommen Sie, und begleiten Sie uns wieder zurück!" Wir fuhren also in seiner Gesellschaft wieder auf unser Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verstrich ebenso vergnügt als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beschrieben habe. Er sah bräunlich im Gesichte aus und hatte ein Paar so feurige und blitzende Augen, daß sie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wußte dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, daß nichts als Großmut und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter abschildern. Man verderbt durch die genauen Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.

Nicht lange nach unserer Vermählung mußte mein Gemahl zu seinem Regimente. Sein Vater, der bei einem hohen Alter noch munter und der angenehmste Mann war, wollte mir die Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Witwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel Reizendes an sich und so viel Gefälliges und Leutseliges in ihrem Um-

gange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen und in kurzer Zeit ihre Freundin ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurückbegleiten und bei mir leben. Sie sollte nicht meine Bediente, sondern meine gute Freundin sein. Und wenn sie nicht länger bei mir bleiben wollte, so wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung schaffen. Sie nahm diesen Antrag mit Tränen an und schützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Lust zu einem stillen Leben vor, warum sie mir nicht folgen könnte. Sie ging mir indessen nicht von der Seite und bezeigte so viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich sie hundertmal bat, mir zu sagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein sie schlug alle Anerbietungen recht großmütig aus und verlangte nichts, als meine Gewogenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Witwe an den Wagen begleitete, so sah ich ein Kind in dem untersten Gebäude des Hofes am Fenster stehen. Ich fragte, wem dieses Kind wäre. Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer sich. Sie hatte mich beredt, daß ihr Sohn unlängst die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten sollte, so hatte sie mir ihn bei meinem Dasein, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen sehen lassen. Allein ich sahe, daß diesem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entsetzte ich mich, als ich in seinem Gesichte das Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich seine Mutter und setzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Bestürzung und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimnis. „Die Frau," sprach er, „die Sie gesehen haben, ist die ehemalige Geliebte Ihres Gemahls. Und wenn Sie dieses Geständnis beleidiget, so zürnen Sie nicht sowohl auf meinen Sohn als auf mich. Ich bin an der Sache schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer besondern Art erzogen, die Ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht sowohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Torheiten abzuziehen, ehe er sie beging, oder doch, ehe er sich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schwester als eine Waise sehr jung zu sich genommen und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen.

Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimnis gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer als seine gute Freundin mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist ebendas Frauenzimmer, das Sie itzt gesehen und nach der gemeinen Rede für eine Witwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehntausend Taler ausgesetzt, damit sie heiraten kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas Gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn Ihnen diese Frau gefährlich scheint, so will ich sie binnen wenig Tagen nach Livland auf meine Güter schicken und ihr daselbst alle mögliche Versorgung verschaffen."

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Geliebte meines Gemahls zu hassen anfing. Nein, ich liebte sie, und die Liebe besänftigte die Eifersucht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen Heirat versorgen und sie entfernen möchte. Bei unserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon an. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe versichert war, so konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnigkeiten nötigte, ein Geheimnis aus mir herauszulocken, das mein Herz nicht umsonst entdecket haben wollte. Er erschrak und beklagte sich über die Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an einen Ort geführt hätte, der unsrer Zärtlichkeit so nachteilig sein könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem Sohne entfernen und alles, was sie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht freisprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer gewiß zu seiner Gemahlin erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der Tat verdiente sie dieses Glück so wohl als ich. Ich sah beinahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlig geboren war. Und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und

die Wahl seines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmütige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umstand, der Karolinens Wert, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. Sobald sie gesehen, daß er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabei sein Glück in Gefahr zu setzen und die Gnade des Hofes zu verlieren, so hatte sie sich des Rechts auf sein Herz freiwillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen seines großmütigen Inhalts ungemein gerühret hat.

„Mein lieber Graf!

Ich höre, daß man Ihnen den Entschluß, mich für Ihre Gemahlin zu erklären, sehr sauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weiß, daß Sie mich lieben, und daß Sie ebensoviel Überwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe kostet, meine Ansprüche auf das edelste und großmütigste Herz fahren zu lassen. Doch wenn ich einmal meinen Graf verlieren soll, so will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebster Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf und vergesse das schmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlin zu werden, auf ewig. Sie sind frei und können sich zu einer Wahl entschließen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur sehe, daß Sie glücklich wählen und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlin erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verschaffen wollen. Dieses ist, wie der Himmel weiß, mein größter Wunsch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines solchen Wunsches, als daß man Sie liebt? Ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bei Ihnen stünde. Ich werde mich auch nie über mich selbst beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bei aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben, so traurig auch mein künftiges Schicksal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie sich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich als

an Ihre Freundin. Diese Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweisen, wo ich nebst meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bei meinem Entschlusse, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf!"

Karolinens großmütigem Entschlusse hatte ich's also zu danken, daß mir der Graf zuteil worden war. Sie hatte sich nach diesem Briefe nicht mehr als noch einmal von ihm sprechen lassen und sich sogleich auf das Landgut begeben, wo ich sie antraf. Er versicherte mich, daß er sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreise nach Livland noch einmal zu sprechen, wenn es der Wohlstand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte seine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weiß, daß er der liebenswürdigste Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und gesittet gewesen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringste von dem Rohen und Wilden an sich genommen, das dieser Lebensart sonst eigen zu sein pflegt. Er war die Gutheit und Menschenliebe selbst, und dennoch ward er im ganzen Hause so gefürchtet, daß der kleinste Wink an seine Leute die Wirkung des nachdrücklichsten Befehls tat. Er schien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzuschlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Untertänigkeit wußte er sich bei mir in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bei aller meiner Herrschaft nicht sowohl meinen Willen als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rate zog und in der Tat nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichste Mann in seinen Geschäften und band sich doch selten an die Zeit. Er arbeitete, sobald er sich geschickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, sobald er keine Lust mehr dazu verspürete. Daher war er stets munter, weil er sich niemals zu sehr ermüdete, und hatte stets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen, zu arbeiten, verschwendete. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek auf seinen Reisen gesammlet. Ich verstund Französisch und etwas Latein und Italienisch. Der Büchersaal ward mir in kurzer Zeit an

der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die teils historisch, teils witzig, teils moralisch waren, die schönsten Stellen vor und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bei. Und ob ich's gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön oder nicht schön war, so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. Unsere Ehe selbst war nichts als Liebe und unser Leben nichts als Vergnügen. Wir hatten fast niemanden zu unserm Umgange als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unser alter Vater uns alle beide. Dieser Mann von siebenzig Jahren vertrat die Stelle von sechs Personen. Seine Erfahrung in der Welt, seine brauchbare Gelehrsamkeit und sein zufriednes und redliches Herz machten ihn stets munter und belebt in seinen Gesprächen. Ich kann sagen, daß ich diesen Greis in drei Jahren fast keine Stunde unruhig gesehen habe; denn so viele Jahre waren in meiner Ehe verstrichen, als er starb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieses Mannes! Er bekam sieben Tage vor seinem Tode Schwulst in den Beinen. Diese trat immer weiter, und er sahe mit jedem Tage sein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauren würde. „Wahrscheinlicherweise", antwortete dieser, „über drei Tage nicht." — „Recht gut", versetzte der alte Graf. „Gott sei gedankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist! Also habe ich nur noch drei Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich werde sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beispiel gebe, wie leicht und glückselig man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat." Er ließ darauf alle seine Bediente zusammenkommen. Er rühmte ihre Treue und bat sie als ein Vater, daß sie die Tugend stets vor Augen haben sollten. „Ich", fing er an, „bin euer Herr und Aufseher gewesen. Der Tod hebt diesen Unterschied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr so viel als ich sein werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten ebenso viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verspreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will." Er befahl darauf, einem jedweden eine gewisse Summe Geldes auszuteilen. Er ließ diesen und den folgenden Tag die meisten von seinen Untertanen zu sich kommen und redete mit ihnen ebenso wie mit seinen Bedienten. Wem er Geld zu seiner Nahrung vorgestrecket

hatte, dem erließ er's; und alle durften sich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war sehr klein; denn er hatte seine Wohltaten und seine Vorsorge gegen die Untertanen nicht bis an sein Ende verspäret. Man kann sich die Wehmut dieser Leute leicht vorstellen. Ein jeder beweinte in ihm den Verlust eines Vaters. Nach dieser Verrichtung fragte der sterbende Graf, ob noch jemand in seinem Hause wäre, der nicht Abschied von ihm genommen hätte. Ich sagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bei sich hätte. „Auch diese", sagte er, „sind mir liebe Leute. Sie brauchen am meisten, den Tod kennen zu lernen, weil sie ihn vor andern unvermutet gewärtig sein müssen. Laßt sie herein kommen!" Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerschrockenheit aus den Augen sah. Der alte Graf redete sie liebreich an; und er hatte kaum angefangen, so weinten diese dem Anscheine nach so beherzte und barbarische Männer wie die Kinder. Er fragte sie, wie lange sie gedienet hätten. Sie hatten fast alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. „O," fing der Graf an, „ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens schmeckt, weil ihr die Unruhe so lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abschied erteilen. Und ihr sollt euch in meinem Dorfe niederlassen und, solange ihr lebet, noch so viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt." Einer von diesen Leuten hat nach dem meinem Gemahle einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Die Nacht vor seinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doktor noch einmal um die Zeit seines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vierundzwanzig Stunden noch auf der Welt sein würde. Er forderte darauf zu essen. Er aß und ließ sich auch ein Glas Wein reichen. „Gütiger Gott!" fing er an, „es schmeckt mir bei meinem Ende noch so gut, als es mir vor funfzig Jahren geschmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt, so würden meine Gefäße zu dieser Erquickung nicht mehr geschickt sein. Nun", fuhr er fort, „will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen." Er schlief drei Stunden. Alsdann rief er mich und bat, ich sollte ihm aus seinem Schreibetische ein gewisses Manuskript holen. Dieses war ein Verzeichnis seines Lebens seit vierzig Jahren. Und dieses mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorlesen. Als wir fertig waren, so tat er das brünstigste Gebet zu Gott und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen lassen, auf eine ganz entzückende Weise und bat, daß er ihn

in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgestrebt, möchte vollkommen erreichen lassen. Er ließ seinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme und fing an zu weinen. „Dieses", sagte er, „sind seit vierzig und mehr Jahren die ersten Tränen, die ich vergieße. Sie sind keine Zeichen meiner Wehmut und Furchsamkeit, sondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abschied von euch sehr erträglich. Liebt getreu und genießt das Leben, das uns die Vorsehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geschenkt hat." Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen sollte, wenn unsre Ehe fruchtbar sein würde. Und in eben der Bemühung, auch seine Nachkommen durch eine weise Vorsorge noch glücklich zu machen, starb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unserm Landgute. Endlich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erscheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bei Hofe angekommen, so ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es schien, niemand schöner, niemand geschickter und vollkommner als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem süßen Klange der Schmeicheleien kaum zu mir selber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marsche, und ich mußte zurückbleiben. Es hieß, ich sollte ihm bald nachfolgen; allein es vergingen drei Monate, ehe ich ihn zu sehen bekam. Ich hatte meine ganze Philosophie nötig, die ich bei meinem Vetter, meinem Gemahle und seinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmütig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum ersten Male sah.

Ein gewisser Prinz von S.., der bei Hofe alles galt, der schon eine Gemahlin und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zunutze zu machen. Er bediente mich bei aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu widerstehen. Ich war so treu, als man sein kann; allein vielleicht nicht strenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir aller=

hand kleine Liebkosungen; doch bei der ersten Freiheit, die er sich herausnahm, sagte ich zu ihm: „Erlauben Sie mir, daß ich es Ihrer Gemahlin darf melden lassen, daß Sie bei mir sind, damit sie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt!" — „Sie ist schon in den Gedanken bei mir", fing er an. — „Und mein Gemahl", antwortete ich, „ist auch bei mir, wenn er gleich im Felde ist." Darauf machte er mir ein frostig Kompliment und ging fort. Wie rachgierig dieser Herr war, wird die Folge ausweisen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach seiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieses war die erste Rache eines beleidigten Prinzen. Wir gingen darauf auf unser Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Ursache der erlittenen Ungnade und bat ihn tausendmal um Vergebung. „Ich bin sehr wohl", sprach er, „mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren Sie nur fort, mich durch Ihre Tugend zu beleidigen; ich will Ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es vorausgesehen, daß Ihnen der Hof gefährlich sein würde. Ich konnte mir einbilden, daß man Sie bewundern, und daß Ihr Herz der Versuchung der Lobsprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den ersten Augenblick widerstehen würde. Die erlittene Ungnade ist nichts als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe."

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich als jemals. Und damit wir den Verlust unsers klugen Vaters desto weniger fühlten, so nahm mein Gemahl seinen ehemaligen Reisegefährten, den Herrn R.., zu sich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Gesellschaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war stumm und unbelebt, wenn er viel Leute sah. Doch in dem Umgange von drei oder vier Personen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Belesenheit war außerordentlich und seine Bescheidenheit ebenso groß. Er war in der Tugend und Freundschaft strenge bis zum Eigensinne. So traurig seine Miene aussah, so gelassen und zufrieden war er doch. Er schlug kein Vergnügen aus; allein es schien, als ob er sich nicht sowohl an den Ergötzlichkeiten selbst als vielmehr an dem Vergnügen belustigte, das die Ergötzlichkeiten andern machten. Sein Verlangen war, alle Menschen vernünftig und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher konnte er die großen Gesellschaften nicht leiden, weil er so viel Zwang, so viel unnatürliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen, frei und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen

seinen Handlungen uneigennützig und gegen die Glücksgüter und gegen alle Ehrenstellen fast gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren seine ärgsten Feinde. Und er glaubte, daß diese Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden täten als alle Ketzer und Freigeister. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Ursache fragte, so sagte er: „Ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Lastträger seiner Meinungen und zu einem Beförderer seiner Affekten erkaufen wollen." Er hatte einen geschickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr als etliche Stunden aufwarten durfte. Als er seinen Herrn in unsrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu tun hätte, so sagte er: „Denkt Ihr denn, daß Ihr bloß meinetwegen und meiner Kleider und Wäsche wegen in der Welt seid? Wollt Ihr denn so unwissend sterben, als Ihr geboren seid? Wenn Ihr nichts zu tun habt, so setzt Euch hin und überlegt, was ein Mensch ist, so werden Euch Beschäftigungen genug einfallen." Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn auskleidete, so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. „Wer sich schämt," sagte er, „einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu sein." Mein Gemahl liebte den Herrn R.. als seinen Bruder, und wir beschlossen niemals etwas Wichtiges, ohne ihn zu Rate zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Polen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr ging mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß verteidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S.., der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm schuld, er hätte seine Pflicht nicht in acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

„Lebt wohl, liebste Gemahlin, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermutet; doch würde mich die Art meines Todes

erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwert sterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführt habe. Der Himmel weiß, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bei meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen sein, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S.., den Ihr durch Eure Tugend beleidiget habet, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er Euch Euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er Euch Eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlin, und betet, daß ich bei dem Anblicke meines Todes so beherzt sein mag, als ich itzt bin! Meine Wunden sind gefährlich. Wollte Gott! daß sie tödlich wären und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu sterben. In fünf Tagen soll mein Urteil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen R.. in meinem Namen Abschied. Er wird Euch in Eurem Unglücke nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er Euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seid unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin Ihr wollt, nur daß Ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl! Ach, wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O, warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden? Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlin! Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper. . . . Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er Euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt Euch. Ich liebe Euch ewig, und ich sehe Euch in der künftigen Welt gewiß wieder."

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe der Religion und der Vernunft waren bei meiner Empfindung ungültig, und sie vermehrten nur meine Wehmut, weil ich sah, daß sie solche nicht besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Tränen und Gebete zu und fühlte den Streich mehr als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte. Niemand stund

mir in meinem Elende redlicher bei als der Herr R . . Er klagte und weinte mit mir und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vorteil, daß ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfing aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls und brachte mir die Post, daß sein Herr drei Tage vor dem Tage des Urteils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. „So ist er denn als ein Held an seinen Wunden gestorben!" rief ich aus. „So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltsamen Tode, welche ärger als der Tod selber sind, nicht mitansehen dürfen! Nunmehr bin ich ruhig!" Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden bestattet hätte. Er sagte mir, daß dieses gar nicht hätte geschehen können, weil in der Nacht, da er gestorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen und das Bataillon, bei dem mein Gemahl gefangen gesessen, genötiget hätten, sich in der größten Eil' und mit Verlust zurückzuziehen. In ebendieser Unordnung wäre er mitgewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls Regiment hätte ihm Gelegenheit geschafft, mit einem Detachement zurückzugehen und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte selbst an mich geschrieben und mir in meines Gemahls Namen geraten, Schweden so bald zu verlassen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder seiner Wollust weiter ausgesetzt sein möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unserer Güter war, wie ich erfuhr, schon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entschloß mich also zur Flucht und bat den Herrn R . ., Schweden mit mir zu verlassen. Wir gaben in unserm Hause eine Reise auf die andern Güter vor und nahmen nichts als die Schatulle, in welcher etwan tausend Dukaten waren (denn mein Gemahl hatte sein bares Vermögen der Krone vorgestreckt), nebst dem Geschmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeschirr ließen wir im Stiche und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts und des Bedienten des Herrn R . . glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachsetzen lassen. Wir waren nunmehr in Livland; allein ich war deswegen noch nicht sicher. Der Prinz wollte mich in seiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war tot, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte aussuchen sollte. Mein getreuer

Begleiter sollte mein Ratgeber werden. Er schlug mir Holland vor, weil er in Amsterdam Freunde hatte, und er versicherte mich, daß es mir an diesem Orte gefallen würde. „Hier können Sie sich", sagte er, „ein paar Jahre aufhalten, bis sich die Umstände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es Ihnen, daß Sie durch Vorbitte mit der Zeit einen Teil von Ihres Gemahls Vermögen zurückbekommen."

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer als mein Vaterland. Ich entschloß mich also, mit ihm nach Amsterdam zu gehen, und ich wünschte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet; denn wir bildeten uns ein, daß sie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Livland hatte. Herr R.. reisete also dahin ab, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, so brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Karolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, gesehen, aber nicht gesprochen hätte. Ich schickte ihn fort, und binnen wenig Stunden sah ich sie zu meinem größten Vergnügen bei mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich sie nicht gesehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange verloren. Ich erzählte ihr mein Schicksal und fragte sie, ob sie mit mir nach Amsterdam gehen wollte. Sie vergoß tausend Tränen über mein Unglück und über die Liebe, die ich noch gegen sie hatte. „Sie verfahren", sprach sie, „gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die stärkste Gewogenheit und hätten doch vielleicht Ursache, mich zu hassen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich Ihnen nicht folgen kann; allein ich bin seit einem Jahre — denn so lange ist es, daß ich mich von Ihres Gemahls Gütern an diesen Ort begeben habe — sehr krank gewesen, und Sie werden mir es leicht ansehen, daß es mir unmöglich ist, eine so weite Reise mit Ihnen zu tun. Indessen schwöre ich Ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder gesund werde, nichts in der Welt abhalten soll, Ihnen nachzufolgen. Und damit ich Sie von der Gewißheit meines Versprechens desto stärker überführe, so will ich Ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er Ihnen nicht zur Last wird. Er ist bei mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater Ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgesetzt hat, ein kleines Landgut hier in diesem Dorfe gekauft, und ich biete es Ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern mit dem größten Vergnügen zu Ihrem

Eigentume an. Wollte Gott! Sie blieben unerkannt bei mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, Ihnen zu dienen, sollte mich wieder gesund und munter machen."

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Rittersitz zu begeben. Ich traf keinen Reichtum, keinen Überfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geschmacke der Besitzerin zeugten. Ich fand eine Menge schöner Bücher in ihrer besten Stube. Und sie war so bescheiden, daß sie sagte, sie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß sie ihr selber zugehörten. Es waren fast alle die französischen und schwedischen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht erraten, wem sie diesen guten Geschmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hing das Bildnis meines Gemahls. Sobald sie merkte, daß mir's in die Augen fiel, so überreichte sie mir's zum Geschenke und gestund mir, daß sie es selber gemalet hätte; denn sie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielt es für eine Grausamkeit, sie um dieses Andenken zu bringen. Darum bat ich sie, das Bild noch einmal zu malen und dieses so lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreizehn Jahre alt. Er war ein sehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn schon in seinen zartesten Jahren einem geschickten Manne zur Aufsicht anvertraut und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu sich kommen lassen, weil sie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermutet. Sie gestund mir zu gleicher Zeit, daß sie von meinem verstorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darniedergekommen und hätte sie bei ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, teils auf sein Bitten, teils aus andern Ursachen zurückgelassen; dieses Kind aber wäre in seinem sechsten Jahre gestorben, wie ihr Bruder geschrieben hätte. „Ich wollte wünschen," fuhr sie fort, „daß Sie Ihren Aufenthalt in Holland bei meinem Bruder nehmen könnten. Doch, soviel ich weiß, ist er nicht mehr in den besten Umständen. Ich habe lange keine Nachricht von ihm und weiß nicht, ob er sich von seinem starken Bankerotte wieder erholet hat oder nicht."

Der Herr R.. kam unterdessen von seiner vergebenen Reise wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte wegmachten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgingen, so starb der Bediente des Herrn R.., dessen Verlust uns nicht wenig daurete. Dieser redliche Mensch gab seinem Herrn vor seinem Tode vierhundert Stück Dukaten.

„Dieses Geld", sagte er, „habe ich in Ihrem Dienste und durch Ihre Freigebigkeit gesammlet, und ich bin froh, daß ich es Ihnen wiedergeben kann. Ihrer Güte, Ihrem Unterrichte und Ihrem Exempel habe ich's zu danken, daß ich itzt gelassen und freudig sterben kann. Wenn Sie nur wieder einen Menschen hätten, auf den Sie sich verlassen könnten." So gewiß ist's, daß man auch den niedrigsten Menschen edelmütig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als seinen Bedienten und Sklaven, sondern als ein Geschöpf ansieht, das unserer Aufsicht anvertraut und zu einem allgemeinen Zwecke nebst uns geboren ist.

Wir verließen nunmehr Karolinen in Begleitung ihres Sohnes. Sie versprach, sobald es möglich wäre, uns zu folgen und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amsterdam an. Der Vetter des Herrn R . ., bei dem wir uns aufhalten wollten, war zwar gestorben, doch lebte seine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R . ., sobald sie ihn sah; denn er war, wie ich schon gesagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiset. Sie nahm uns sehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienstfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen und bat, daß sie meinen Stand nicht allein verschwiegen halten, sondern ihn auch vergessen und mich nicht mehr als eine Gräfin, sondern als eine unglückliche Freundin betrachten möchten. Sie hatten von dem Schicksale meines Gemahls schon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenschaften gehabt hätte, mich bei diesen Leuten in Gewogenheit und Ansehen zu setzen, so war doch mein Unglück schon die beste Empfehlung. Ja, ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemütern vieler Menschen fast ebendie Wirkung hervorbringt, welche sonst ein großes Glück zu verursachen pflegt. Man schätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unsern Unfall zu unserm Verdienste, sowie man oft unser Glück, ob wir gleich dazu nichts beigetragen haben, als unsre Vollkommenheit ansieht. Mit *einem* Worte, diese Leute erwiesen mir, ehe ich sie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Teil von ihrem Hause zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr als ein paar Zimmer. Und damit ich diesen guttätigen Leuten nicht zur Last werden möchte, so entdeckte ich dem Herrn R . ., daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen und das Geld in die Handlung seiner Frau Muhme zu legen. Er sagte, daß er es mit seinen vierhundert Dukaten, die ihm sein Bedienter gegeben, schon also gemacht hätte. Mein

dienstwilliger Wirt verhandelte die Juwelen für zwölftausend Taler und sagte, daß er mir keine Interessen, sondern den ordentlichen Gewinst davon abgeben wollte, der bei der Rechnung in seinem Handel auf dieses Kapital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, sondern mich und meine beiden Reisegefährten anstatt der Interessen erhalten sollte. Ich lebte hier so ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünschte. Herr R.. hatte den Sohn von Karolinen bei sich. Weil er kein Amt hatte, so gab er sich selber eins und zog diesen jungen Menschen mit so vieler Sorgfalt auf, als ein Mann tun kann, der in dem Bewußtsein edler Absichten und nützlicher Taten seine Belohnung sucht. Und wie sehr würden nicht die Großen viel niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn sie die Belohnung kennten, welche solchen Leuten das Gedächtnis ihrer rühmlichen Absichten und guten Taten zu schenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menschen in den Sprachen und Künsten und brachte ihm die edelsten Meinungen von der Religion und Tugend bei. Was sein Unterricht nicht tat, das richtete sein Exempel aus. Der Schüler ward seinem Lehrer ähnlich und belohnte dessen Mühe durch einen fähigen Verstand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meistens mit Studieren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieses von sich sagen kann. Ich redete des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unserm jungen Schüler und suchte ihm das Wohlanständige beizubringen, das junge Mannspersonen oft am ersten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich suchte sein flüchtiges und feuriges Wesen der Jugend durch meine Ernsthaftigkeit zu mäßigen. Ich tat stets fremd gegen ihn und stellte verschiedne Personen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden und in meiner Gesellschaft immer etwas Neues finden sollte. Mit der Tochter meiner Wirtin, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte sie Französisch, zeichnen, sticken und auch singen. Kurz, ich führte eine sehr ruhige Lebensart. Mein Wirt und seine Frau bequemten sich nach meinem Geschmacke und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen sie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Gesellschaften. Sie störten mich nicht in meiner Einsamkeit, als bis ich gestört sein wollte. Ich durfte weder befehlen noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unserm Hause für eine Anverwandtin der Wirtin. Und wer sonst mit mir umging, wußte es auch nicht besser. Mein verschwiegner Stand nötigte

mich also nicht, den glänzenden und sehr beschwerlichen Charakter einer Standesperson in Gesellschaften zu behaupten, und dieses zu meinem großen Vorteile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfin wäre, so würde man, anstatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen notwendigen Anteil meines Standes angesehen haben. Oder wenn es hoch gekommen wäre, so würde man mich nur verehret haben, da man mich gegenteils itzt zugleich verehrte und liebte und meinen Umgang suchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amsterdam zugebracht und zu verschiedenen Malen an Karolinen geschrieben und sie an ihr Versprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein sie blieb aus.

Ihr Sohn sollte sich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Lust zu dem Soldatenstande, und der Herr R.. war so wenig dawider, daß er seine Wahl vielmehr billigte. „Gesittete und geschickte Leute", sagte er, „sind nirgends nötiger und nützlicher, als wo es viele Ungesittete gibt. Werden Sie ein Soldat und zeigen Sie, daß man unerschrocken, tapfer, strenge — und doch auch weise, vorsichtig und liebreich sein kann. Solange Sie die Religion und ein gutes Gewissen haben werden, so lange werden Sie den Tod zwar nicht gleichgültig ansehen, aber doch ohne Entsetzen erwarten und nie aus Zagheit vermeiden. Dieses ist die wahre Tapferkeit." Wir kauften ihm eine Fähndrichsstelle; und er ging zu seinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu stehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range untereinander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen oder höchstens zum Teile nur so verloschen wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl als ich gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigensinnig sein. Ob nun gleich keiner von meinen Freiern seine Absicht erreichte, so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bei mir wieder auf. „Du willst," dachte ich, „um dieser Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen." Diese

Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bei mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R.. kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum besten entschlossen hätte. „Raten Sie mir denn," sprach ich, „daß ich wieder heiraten soll?" — „Nicht ehe," versetzte er, „als bis ich sehe, daß es Ihnen Ihr eigen Herz geraten hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und Sie wissen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freiwillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die sich um Ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser als der Herr von der H.., nicht deswegen weil er sehr gelehrt ist, sondern weil er außer seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung sehr viele Vorteile hat, die ihm Liebe erwerben und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß recht, daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urteile dürfen Sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerlei Begriffen mit Ihnen, aber nicht nach einerlei Empfindungen. Ich liebe ihn als einen Freund, und als ein Freund kann er Ihnen angenehm und liebenswert vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist oft so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Person zurückhält, sobald es auf das genauste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht", fuhr er fort, „gefällt Ihnen einer von den andern Herren besser zur Liebe, ob Ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde besser gefällt."

Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Rats bedienen würde, sobald ich meine eigne Neigung zu Rate gezogen hätte. „Warum", fuhr ich fort, „heiraten Sie denn nicht?" — „O," sagte er, „ich würde es gewiß getan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe geraten hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Ansprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen Sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die Ihnen die Versicherung gibt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, sobald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattin wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmutig zu machen, als es möglich ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann, so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden." — „Allein", versetzte ich, „Sie haben ja, solange ich Sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig

zu sein geschienen; wie kömmt es denn, daß Sie der Liebe itzt das Wort reden?" — „Ich bitte," sprach er, „vermengen Sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weiß, daß man dem andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer." — „Ich weiß eine Person," hub ich an, „die Sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie Ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weiß ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der Sie das genauste Band der Liebe schließen wollen." Er ward bestürzt und fragte mich wohl zehnmal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Porträt und schrieb ein Billett ungefähr dieses Inhalts an ihn:

„So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehn, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Wert hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmütig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir schriftlich! Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande! Sie haben die Verdienste; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weiß."

Er kam den Augenblick zu mir. Und ebender Mann, der sowohl bei meines Gemahls Lebzeiten als nach seinem Tode nie so getan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. „Nunmehr", sagte er, „haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heißen. Ich habe an das Glück, das Sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weiß, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte, so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß ich Ihrer wert bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen." Kurz, wir

gingen zu unserer Wirtin, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermutete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Kapitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal soviel vermehret, und wir hätten beide sehr gemächlich davon leben können. Allein unser freundschaftlicher Wirt wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er behielt unser Geld und erwies uns wie zuvor alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R.. mein Gemahl oder, wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend und so zärtlich als meinen ersten Gemahl. An Gemütsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf. Aber an dem Äußerlichen kam er ihm nicht bei. Er war wohlgewachsen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erstemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal gesehen, man mußte ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen sein wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bei meinem Gemahle kennen lernen, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielten ihn so gesund, als ob er erst zu leben anfing. Wer war glücklicher, als wir! Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und desto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Rechenschaft geben als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug, andern wohlzutun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickte. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der größten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Lesen und Denken, unterhalten. Wir studierten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern sollte. Wir studierten zu unserer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unsrer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehlichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen als die Liebe zwischen unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit

und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder tun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist, so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein diese Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, solange er so viel hat, als das Maß seiner Empfindungen verlangt. Genug, wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt ineinander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten! Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß gar nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinste hochmütiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zu der Tat käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Geschichte. Wir lebten, wie ich gesagt habe, so vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlsonen — so hieß Karolinens Sohn, der Fähndrich — unsere Heirat und baten ihn, daß er uns besuchen sollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht gesehen. Er schrieb uns, daß er Leutnant geworden wäre, daß es ihm sehr wohl ginge, und daß er sich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu Gefallen das Kloster heimlich verlassen, verheiratet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre in das Kloster gekommen und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen sein: so wäre sie doch so liebenswürdig, daß er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte dareinsetzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten

Gemahls gewesen und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreuete. Wir vermuteten bei dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Überlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Dukaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch, ihn so bald zu besuchen, als es die Jahrszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darniedergekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlson und seiner Frau ein Paar Eheleute, die einander wert waren. Mariane war ein ganz außerordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond und hatte ein Paar große blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräter von einem sehr zärtlichen Herzen sein sollten. Und wenn auch die übrigen Teile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären: so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich weniger Einsicht gehabt hätte, als sie in der Tat hatte. Es hing ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloster an; allein selbst diese Schüchternheit schickte sich so wohl zu ihrer Unschuld, daß man sie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich sage noch mehr, man liebte sogar an ihr die Schüchternheit; so wie oft ein Fehler unter gewissen Umständen zu einer Schönheit werden kann.

Ich suche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beschreiben will. Man stelle sich einen sehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann (denn dieses war Carlson) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne gewesen war, und bei der die süßen Empfindungen nur desto mächtiger geworden waren, weil sie an der strengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuschheit einen beständigen Widerstand gefunden hatten: so wird man die inbrünstige und schmachtende Liebe dieser jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war sowohl mit unsers Carlsons Wahl zufrieden als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieses Paares so sehr, daß wir nicht wieder von ihnen kommen konnten.

Wir ließen Geld aus Amsterdam kommen und blieben ein ganzes Jahr und länger bei diesen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlsons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es sich mit ihrer Gesundheit gebessert hätte, und daß sie imstande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir schickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Post von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er sie abholen und zu uns bringen sollte. Er hatte sie bereits unterwegs angetroffen, und sie war bei uns, ehe wir es vermuteten. Sie zeigte sich recht vergnügt, und sie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indessen versicherte uns diese rechtschaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß sei, als daß es lange Bestand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieses diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Ursache hatten, mit Marianen zufrieden zu sein, desto begieriger wurden wir, etwas Gewisses von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere angewandte Mühe vergebens, uns dieses Geheimnis zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zuliebe das Kloster heimlich verlassen, und wir mußten bei unserer Nachforschung sehr behutsam gehen, damit wir sie nicht in Gefahr setzten, entdeckt zu werden. Im Kloster fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß sie in ihrem sechsten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloster gebracht worden, der ein gewisses Geld zu ihrer Erziehung dagelassen und nichts gesagt hätte, als daß sie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der sie nicht in der reformierten Religion erziehen lassen wollte. Vielleicht könnte er der Äbtissin mehr vertraut haben, diese aber wäre tot. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte sein, daß man in dem Kloster selbst nichts Gewisses von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöster gebracht und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entschließen, wieder nach Amsterdam zurückzugehen. Unsere Umstände forderten diese Trennung. Karoline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte sich hier, ob sie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder Andreas Nachricht geben könnte. Allein sie erfuhr nichts weiter, als was wir schon wußten, nämlich, daß er nach seiner Frauen Tode unglücklich in seiner Handlung geworden und, weil er sein Vermögen eingebüßet

hätte, mit einem Schiffe nach Ostindien gegangen wäre, sein Glück von neuem zu versuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag und nahmen unsere Reisegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der sie uns ausgezahlt hatte, sagen, daß in Amsterdam vor etlichen Tagen ein Ostindienfahrer, und auf diesem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurückgekommen und heute bei ihm gewesen wäre. Diese Zeitung war zu wichtig, als daß wir unsere Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den Herrn Andreas zu sprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unserm Leben nicht gesehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Karolinens erste Frage war, warum er ihr denn vor seiner Abreise nach Ostindien nichts Ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geschrieben hätte? „Ist denn Mariane tot?“ rief er. — „Was willst du denn mit der Mariane?“ versetzte seine Schwester. „Meine Tochter hieß ja, wie ich, Karoline. Wo ist sie denn? Ist sie nicht tot? Ach, wenn doch dieses Gott wollte!“ — „Ja doch,“ sprach Andreas, „ich weiß es wohl, sie hieß Karoline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich sie an Kindes Statt angenommen hatte, nennte ich sie nach meiner Frau Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber versprich mir, daß du mir auch alles vergeben willst. Meine liebe Frau starb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödlich krank, und ich hielt sie schon für verloren. Allein es besserte sich mit ihr. Indessen nötigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich ging nach Ostindien. Du weißt, daß ich der katholischen Religion zugetan bin. Ich liebte deine Tochter, oder vielmehr meine an Kindes Statt angenommene Mariane, recht väterlich. Um sie nun teils in meiner Religon erziehen zu lassen, teils sie wohl zu versorgen: so nahm ich, was ich noch hatte, und tat dieses liebe Kind vor meiner Abreise, und ohne jemandem etwas zu sagen, in ein Kloster an der Grenze der Österreichischen Niederlande. Ich war eben im Begriffe, dahin zu reisen, um zu sehen, ob Mariane noch lebte, als ich hierher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wissen, ob sie noch lebt. Komm mit“, sprach er zu Karolinen. „Wir wollen den Augenblick in das Kloster fahren. In drei Tagen sind wir wieder hier.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, gingen sie beide fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz, uns anzusehen, geschweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. „Gott! was soll

das werden," fing endlich mein Mann an: „Mariane, das Kloster — und nicht weit von der Grenze! Was sind dieses für entsetzliche Nachrichten! Ach, der arme, der unglückliche Carlson! Möchte doch dieses Mal unsere Mutmaßung falsch sein! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigste Geheimnis offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben sollen. Wird nicht Karoline, um ihre Tochter wiederzufinden, sie als Frau aus den Armen ihres eignen Sohnes reißen müssen?" Mit diesen grausamen Vorstellungen quälten wir uns, bis Andreas mit seiner Schwester, der Karoline, wieder zurückkam. Ihr Anblick ließ uns zu unserm Unglücke die Sache auf einmal erraten. Karoline zerfloß fast in Tränen. Sie tat untröstlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit spüren; allein er saß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloster erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr (Tag und Jahr traf beides ein) in das Kloster gebracht wäre, vor anderthalb Jahren dasselbe heimlich verlassen und, soviel man wüßte, sich mit einem jungen von Adel verheiratet hätte. Was war zu tun? Wir mußten, anstatt nach Amsterdam zu reisen, wieder zurück nach Carlsons Quartier. Wir sahen alle viere nur mehr als zu gewiß, daß diese Nonne niemand anders als Carlsons Frau sein würde. Doch man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unserm Troste keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erschreckt und das Gegenteil erfreut, mag noch so wahrscheinlich sein, als sie will, so sind wir doch sinnreich genug, sie zweifelhaft zu machen. „Sollte ich", sagte Karoline, „denn mein Kind, mein leiblich Kind, nicht kennen? Sollte es denn keine Ähnlichkeit mit mir haben?" Gleichwohl hatte sie es verlassen, da es kaum einige Monate alt gewesen war. „Ein junger von Adel," fing mein Mann oft unterweges an, „ein junger von Adel? Wenn hat sich denn Carlson dafür ausgegeben? Er ist viel zu bescheiden, als daß er sich einen Stand andichten sollte, in dem er nicht erzogen worden ist." — „Nein, nein," sprach ich, „das wolle Gott nicht! Hätte er sich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht gesagt, daß er ein Offizier wäre? Vielleicht ist in ebendem Jahre noch ein Kind in das Kloster gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat." Andreas, der der Philosophie wegen

nicht nach Ostindien gereiset war, meinte, es läge schon in der Natur, daß ein Paar so nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieser Reise widersprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir also bei unserm Carlson wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutsam zu gehen und die Ursache unserer Zurückkunft weder ihm noch ihr merken zu lassen. Wir wollten sagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, sprachen wir alle, Mariane die rechte Mariane sein sollte: so würden diese zärtlichen Eheleute doch beide in Verzweiflung geraten, wenn wir ihnen dieses traurige Geheimnis auf einmal entdeckten. „Nein," fing ich an, „wir bringen Marianen auf diese Art um das Leben. Ist sie die wahre Karoline: so will ich sie bitten, daß sie mir zuliebe auf einige Zeit mit nach Amsterdam reisen soll. Ihr Mann wird ihr dies Vergnügen nicht abschlagen. Ist sie einmal in Amsterdam: so wird es Zeit sein, ihr das Geheimnis nicht sowohl zu entdecken, als es sie nach und nach selbst entdecken zu lassen. Weiß es Mariane: so soll es Carlson auch erfahren. Er muß sie in seinem Leben nicht wieder zu sehen bekommen. Dieses wird der einzige Trost sein, mit dem wir ihm in seinem mitleidenswürdigen Irrtume beistehen können. Er kennt die Religion und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieser unglücklichen Ehe will ich erziehen lassen, damit Mariane den traurigen Beweis einer so zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat." In dieser Beratschlagung langten wir bei Carlson an. Er trat in die Türe, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unsere Gesichter so gut auf, als es möglich war, und sagten ihm, daß Herr Andreas, Karolinens Bruder, den wir in dem Haag von seiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Ursache unserer Zurückkunft wäre. Wer war froher als er! Wir traten in die Stube zu seiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: so fiel er ihr um den Hals und schrie mit einem entsetzlichen Tone: „Ach, daß Gott erbarme, sie ist es, sie ist es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem schuld!" Dieses war die Erfüllung von dem Vorsatze, bei der Sache behutsam zu gehen. Karoline lief, als verzweifelnd, zur Türe hinaus. Mariane wollte sich von dem Andreas losmachen; allein er ließ sie nicht aus seinen Armen. Ich hatte nicht so viel Gewalt über mich, daß ich hingehen und ihn von ihr losreißen konnte. Carlson

blieb auf einer Stelle stehen und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm sagen und kehrte doch bei jedem Wort wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich sollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fing an zu reden, ohne zu wissen was. Ich bat sie um Vergebung. Ich versicherte sie meiner ewigen Freundschaft. Ich umarmte sie. Dieses war es alles. Indessen kam ihr Mann und wollte sie aus meinen Armen nehmen. „Nein, nein," schrie ich, „Mariane ist nicht Ihre Frau, Mariane ist Ihre Schwester." In diesem Augenblicke sank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am ersten wieder bei uns selbst. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und sie erholte sich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten sie den ganzen Tag nicht wieder zu sich selbst.

Mein Mann war indessen nach Karolinen gegangen, die wir, seitdem sie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder gesehen hatten. Er hatte sie in dem Gartenhause auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltsame unsers Affekts hatte sich gelegt, und sich statt dessen das Bange der Traurigkeit eingestellt. Tränen und Seufzer, welche die Bestürzung gestern zurückgehalten, hatten nun ihre Freiheit, und wir suchten unsern Trost in Klagen und im Mitleiden. Carlson kam vor das Bette seiner Mariane, und mit ihm Wehmut, Furcht, Scham, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzusehen, wie sich diese beiden Leute gegeneinander bezeigten. Die Religion hieß sie die Liebe der Ehe in Schwester- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegenteil. Sie hatten einander unbeschreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und sie sollten dieses Band itzt ohne Anstand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht gesehen, und also kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hilfe, die sonst die Liebe unter Blutsverwandten auszulöschen pflegt. Ihre Natur selbst tat den Ausspruch zu ihrem Besten. Wie konnten sie etwas in sich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da sie den Zug der Blutsfreundschaft nie gefühlt hatten. „Ach, mein Bruder," rief Mariane einmal über das andere aus, „verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückseliger Gemahl, fangt mich an zu hassen. Ich bin Eure Schwester. Doch nein! Mein Herz sagt mir nichts davon. Ich bin Euer, ich bin Euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen." Ihr Gemahl war nicht besser gesinnt. Er hörte die Stimme der Leidenschaften, um den Befehl

der Religion nicht zu hören. Er hütete sich genau, sie nicht seine Schwester zu nennen. Er hieß sie seine Mariane. Er war beredt und unerschöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil sie das Herz hervorbrachte. Er fing zuweilen mitten in seinen Klagen an zu philosophieren, und wie man leicht glauben kann, sehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe vor Gott erlaubt wäre, wenn sie auch die Welt verdammte. Und er tat doch nichts, als daß er zehnmal nacheinander sagte, daß sie öffentlicht verbunden wären, und daß nichts als der Tod dieses Bündnis trennen sollte. Er wünschte unzähligemal in der Sprache des Affekts, daß Andreas gestorben sein möchte, ehe er den Atem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können. Dieser saß da, als ob er sein Todesurteil anhören sollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von seinem Leben das zerstörte Vergnügen dieser Zärtlichkeit wiedererkauft hätte. Karoline trat endlich zu Marianen an das Bette und hieß Carlsonen weggehen. „Meine Tochter," fing sie an, „ich habe dich wiedergefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieser betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben sein können! Vielleicht ist es die Strafe, daß ich . . ., doch Gott hat es verhänget. Ihr seid beide keines Verbrechen schuldig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter und liebe euch als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Bluts vorzieht." Die Anrede war sehr fromm; allein sie war zu heftig und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beiden von neuem auf. Mein Mann erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüter zu besänftigen. Er bediente sich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affekts ebensoviel Kraft zu haben pflegt als die Wahrheit. Er sagte, es wäre eine Gewissenssache, die wir nicht entscheiden könnten. Wir wollten den Ausspruch verständigen Gottesgelehrten überlassen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch stattfinden könnte. Dieses war eine Arznei, welche die Wehmut der beiden Leute verminderte und zugleich ihrer Liebe Widerstand tat. Sie entschlossen sich, sich dem Ausspruche der Geistlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Überzeugung, sondern aus Verlangen, desto ruhiger ihre Liebe fortsetzen zu können. Wir machten uns indessen ihre Bereitwilligkeit zunutze und ermunterten Marianen, uns, sobald es ihre Umstände zuließen, nach Amsterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Dispensation erlangen könnte. Ihr Mann sollte sich Urlaub auf ein halb Jahr aus-

bitten und, wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieses ließen sich die beiden Leute gefallen. Es strichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umständen, die Reise mit anzutreten. Indem wir uns dazu anschickten: so erhielt Carlson Ordre, sich unverzüglich und bei Verlust seiner Stelle zu dem Regimente zu verfügen, weil es marschieren sollte. Diese Nachricht tat eine ungleiche Wirkung. Carlson war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeschlagen. Kaum sahe sie seine Zufriedenheit über diese Post: so machte sie ihm die grausamsten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu sein wünschte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen solchen Verdacht fallen könnte? Allein, was ist in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir sahen also leider nur mehr als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie sie in ihrem Herzen nichts weniger beschlossen hatte, als ihn fahren zu lassen. Carlson versicherte sie mit den größten Beteurungen, daß er sie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marsche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit ansähe, die der Himmel bestimmt hätte, der Sache den Ausschlag zu geben. „Vielleicht", sprach er, „verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer ist alsdann glücklicher als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen als die Qual, Euch zu sehen und nicht zu lieben? Und wollt Ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet sein, als die Pein ausstehen, mich freiwillig zu verlassen und doch diese Freiheit niemals von Eurer Liebe zu erhalten? Seid getrost, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsere Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß Ihr einen Mann verloren habt, der nur Euer Bruder, und nicht Euer Ehemann sein sollte." Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrtum in gewissen Umständen! und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug, Carlsons Irrtum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesem Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beistand an, nicht anders, als ob ihnen die Menschen unrecht täten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane tat so gesetzt, als ob sie ihn von sich ließe,

um ihn auf ewig wiederzubekommen. Sobald er fort war, so folgte sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem seinen Handel anzufangen, wozu ihm Karoline einen Teil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirt in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Marianen für Carlsons Frau aus, und Karoline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind, sondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Karoline, ich und mein Mann bedauerten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten: so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten als der Tod? Die Aussprüche der Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen sein. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurteile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vorteilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. „Nicht wahr, Mariane," fing er an, „Sie erraten schon, was ich Ihnen hinterbringen will? Erschrecken Sie nur, denn Sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager." — „Sagen Sie mir nichts mehr", versetzte Mariane. „Ich kann den Inhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist tot. Ich unglückselige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?"

Wir erstaunten über diese unvermutete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen tat sie gelassen und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Tränen, als durch eine tobende Wehmut und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ich's aufrichtig gestehen, so erschrak ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über

seinen Tod erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer sich. Der Brief war an sie, und sie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich zehnmal vorgestellet hat, wieviel darinnen sein könnte. Da sie ihn endlich erbrach: so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

„Liebste Mariane!

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und Euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen und dem Tode so nahegekommen bin, ohne beides zu wissen! Wieviel würde ich Eurentwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sei für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt und in meiner eignen Seele umzusehen und an das Zukünftige zum letzten Male zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als Euern Mann, sondern als Euern Bruder! Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor Euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich Euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich Euch nach der traurigen Entdeckung als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wieviel anders denken wir auf dem Todbette als in unserm Leben! Was sieht nicht unsere Vernunft, wieviel sieht sie nicht, wenn unsere Leidenschaften stille und entkräftet sind! Ja, ja, ich sterbe, ich sterbe getrost. Doch Gott! ich soll Euch nicht wiedersehen? Ich soll Euch verlassen, liebste Mariane? Ich soll sterben? Welche entsetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entstehen! Ach, ich kann nicht mehr schreiben! — So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat sich zum letzten Male geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine

Mutter und meine beiden großmütigen Freunde. Mein liebster Freund Dormund, den Ihr so vielmal bei mir gesehen habt, ist itzt bei mir. Er will mich nicht eher verlassen, als bis ich tot bin. Könnt Ihr Euch entschließen, wieder zu lieben: so vergeßt nicht, daß Euer sterbender Mann Euch niemanden gegönnet hat als ihm. Er wird Euch meine Uhr mit Eurem Porträt überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geschenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!"

Sobald sie gesehen hatte, daß es ein Abschiedsbrief war, und daß sie sich in der bei dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen: so ging das Wehklagen erst recht an. Ich will ihre Trostlosigkeit und etliche schlimme Folgen, die für sie und uns daraus entstunden, nicht erzählen. Es sind Umstände, an denen wir teilnahmen, weil wir gleichsam dareingeflochten waren. Sie waren in Ansehung unserer Empfindung wichtig. Allein ich würde übel schließen, wenn ich glauben wollte, daß sie deswegen dem Leser merkwürdig vorkommen und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unsere Kapitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bei der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Über dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüter gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an und für sich nichts Angenehmes ist; allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzeneien, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unsrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Porträt. Mariane hatte ihn oft bei ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere

Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsoffizier, hatte nunmehr abgedankt und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studiert; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen und auch gut Deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der Tat, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts entzogen und zu der Schönheit ihres Gemüts noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahr alt und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bei ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir und fing mit einer viel bedeutenden Stimme an: „Madame, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß getan haben, wenn mein Porträt nicht darinne gewesen wäre; allein so schickt's sich wohl nicht." Ich verstund diese Sprache sehr gut. „Mariane," sagte ich, „was machen Sie sich für ein Bedenken, dem Ihr Porträt zu geben, dem Sie unstreitig Ihr Herz schon überlassen haben? Ich merke, Sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will Ihnen bald aus der Sache helfen. Geben Sie mir die Uhr! Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studiert läßt; bei der ich sie ihm anbieten kann." Auf die Übergabe der Uhr folgte bald die Übergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zuteil, und sie schienen beide einander zum Vergnügen geboren zu sein. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: so geschahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übelnehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Tränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmut nicht reden, und ich befürchtete, das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeiten.

Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküsset, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. „Ach Gott!" fuhr sie fort, „wer weiß, an wen der Untreue schreibt?" — „Konnten Sie denn nichts in dem Briefe lesen?" fing ich an. — „Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: ‚Mein Herr'". Wer sollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine stärkere Ursache zur Eifersucht nötig hätte, als so eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft tut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft! Und wenn dieser Schritt getan ist: so hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Überhaupt entstehen wohl die meisten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein sie nehmen im Fortgange unsere Einbildung und andere Dinge zu Hilfe, und werden alsdann wichtige Ursachen zur Gleichgültigkeit oder zur Eifersucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drei Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er stund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte sehr deutlich, daß ihn eine Gemütsunruhe ebenso stark quälte als die Krankheit. Er bat seine Frau oft mit Tränen, daß sie ihn verlassen sollte. Er konnte auch Karolinen nicht leiden, viel weniger Marianens Kind, das sie mit Carlsonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann sollten ohne Aufhören bei ihm bleiben und ihm Trost zusprechen. Er wollte getröstet sein, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbeizukommen, und die Ärzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu sich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fing er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabei zumute! Er nannte sich den größten Missetäter, den die Welt gesehen hätte. „Ich bin", schrie er, „Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beigebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urteil wartet auf mich! Ich bin verloren! Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um", rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. „Nein, nein," rief er, „es ist mehr als zu gewiß. Mein Gewissen hat mich lange

genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes; ich Barbar! ich Bösewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hoffnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hatte: so brachte ich ihm Gift bei." Mein Mann nahm alle seine Vernunft und Religion zu Hilfe, und suchte diesem Unglückseligen damit beizustehen. Seine Verzweiflung wollte sich nicht stillen lassen. Er verlangte Marianen noch einmal zu sehen und ihr seine Bosheit selbst zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen diese Tat nicht offenbaren sollte; er würde seinem Gewissen dadurch nichts helfen und durch sein Bekenntnis nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe sie gerufen ward. Dormund redete sie an; allein sie hörte und sah vor Wehmut nicht. Er nahm sie bei der Hand und wollte das entsetzliche Bekenntnis wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fingen an zu beten und zu singen. Doch er schrie nur desto mehr. Mariane mußte es erfahren, was er getan hatte. Er wiederholte seinen Mord umständlich. Er berief sich auf den Regimentsfeldscherer und auf den Feldmedicum, die Carlsonen, weil er es befohlen, nach seinem Tode geöffnet und das Gift gefunden und geglaubt hatten, daß er sich selbst damit vergeben. Mariane geriet in eine ordentliche Raserei. Sie stieß die grausamsten Namen wider ihn aus. Wir mußten sie endlich mit Gewalt beiseite bringen. Er schlief zween Tage und Nächte nacheinander, ohne sich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte sich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn als einen Mörder hassen; doch die allgemeine Menschenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger als zuvor und bat uns mit tausend Tränen um Vergebung. Er versicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entsetzen vor den Augen herumgehen, sondern sich den entlegensten Ort zu seinem Aufenthalte und zur Reue über seine Schandtat aussuchen wollte. Er bat, daß wir ihn Marianen nicht möchten wiedersehen lassen. Diese war auch schon in unsrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu trösten und konnten Dormunden in zween Tagen nicht besuchen. Doch hörten wir, daß es sich besserte. Mein Mann ging den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund war fort und hatte folgenden Brief an ihn zurückgelassen:

„Ich gehe so weit, als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane soll mich nicht wieder sehen! O Gott, wozu kann

einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen. Verfluchen Sie mein Gedächtnis in Ihrem Herzen. Ich bin es wert; doch entdecken Sie meine Schande der Welt nicht! Ich bin bestraft genug, daß ich Marianen und ihre großmütigen Freunde verlassen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter ist. Mein zurückgelassenes Vermögen soll Marianen. Wollte Ihnen doch Gott die Freundschaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwiesen haben! Doch Sie haben sie ja einem Unmenschen erwiesen. Ich bin nicht wert, daß Sie mich bedauren. Ach, die unglückselige Mariane!"

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unsere Mariane war in eine ordentliche Schwermut geraten. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern schlagen lassen. Sie schlief in meiner Stube und versicherte mich, daß ihr viel besser zumute wäre, und daß sie diese Nacht wohl zu schlafen hoffte. Der Morgen wies diese Prophezeiung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette: so sah ich ganze Ströme Blut davon herunterlaufen. Was konnte ich anders vermuten, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen sein würden? Mariane lag in einem fühllosen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich schrie nach Hilfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entsetzlichste war, daß die Binden nicht abgefallen, sondern mit Fleiß aufgemacht zu sein schienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu sich. Sie gestund, daß sie die Binden aus Lust zum Tode selbst aufgemacht hätte, und wünschte nichts mehr, als daß ihr Ende bald dasein möchte. Sie küßte mich und sank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war sie tot.

Mir ging es wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden und es doch nicht eher fühlen, bis sie aus der Gefahr sind. Sobald Mariane tot war: so ging erst meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beigemessen, weil ich dieselbe Nacht nicht genauer auf sie Achtung gegeben hatte. Allein welche menschliche Klugheit kann alles voraussehen? Ich hatte Marianen in der Tat zur Heirat mit Dormunden geraten. Ich sah, daß dieser Mann schuld an ihrem Selbstmorde war. Ich dachte an Marianens Schicksal in der andern Welt. Und ich würde noch tausendmal mehr aus-

gestanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verstattet hätte, sie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner als ich. Ich weiß nicht, wem sie ihren Beistand zu danken hatte; vermutlich der Religion. Sie sah alles für ein Verhängnis an, dessen Ursachen sie nicht ergründen könnte. Sie tröstete sich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es ist gewiß, daß der Beistand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer bessern Welt: so sehe ich nicht, womit sie sich aufrichten sollen.

Unser Unglück schien nunmehr besänftiget zu sein. Wir schmeckten die Ruhe eines stillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unsern Büchern zurück, und die Liebe versüßte uns das Leben und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann schrieb um diese Zeit ein Buch: „Der standhafte Weise im Unglück". Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode starb unser Wirt, und seine Frau hatte auch bereits die Welt verlassen. Dieser Todesfall machte eine große Veränderung in unsern Umständen. Wir mußten unsre Kapitale übernehmen, die durch Dormunds Verlassenschaft sehr hoch angewachsen waren. In der Tat war dieses eine sehr große Last für uns. Weder ich noch mein Mann noch Karoline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir es in unserer Verwahrung hätten behalten sollen. Andreas, Karolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir schenkten ihm einige tausend Taler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in seine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorsichtigkeit bei dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme ist: so muß ich sagen, daß wir oft nachlässig damit umgingen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtschaffner Mann war, der das Geld nötiger brauchte als wir. Ein Wort galt bei meinem Manne soviel als ein Wechsel. Wir haben in der Tat auf diese Art viel Geld eingebüßt; aber wir sind niemals darum betrogen worden. Unsre Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wiederbezahlen, je mehr sie unsere Dienstfertigkeit sahen. Und sie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freigebig, wenn wir es auch von Natur nicht gewesen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen ist, wenn man wackern Leuten dienen kann.

Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Überwindung dazu, das Vermögen, zu dienen, zurückzuhalten als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verschiednen Ursachen Amsterdam und wandten uns mit unserer Tochter nebst Karolinen und Carlsons Tochter nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unser verstorbener Wirt hatte uns bei seinem Tode seine Tochter als die unsrige anbefohlen. Diese nahmen wir also mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amsterdam in guten Händen. Dieses Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahr alt war, sah eben nicht schön aus: sie hatte aber sehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß sie sich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bei ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein schönes Frauenzimmer, das nicht artig ist, oder ein artiges, das nicht schön ist, lieben soll: so wird man sich leicht für das letzte entschließen. Ich kann ohne Prahlerei sagen, daß ich dieses Kind, welches Florentine hieß, meistens erzogen hatte. Und wenn ich gestehe, daß sie außerordentlich viel Geschicklichkeit besaß: so will ich nicht sagen, daß ich sie ihr beigebracht, sondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, sich solche zu erwerben. Sie hatte Karolinen und dem Umgange mit meinem Manne sehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannspersonen als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich allemal für ein Glück bei einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug und gesetzt werden. Ich meine aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrien werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleien zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeschmackten Liebe sagen. Solche Leute müssen freilich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrin werden soll. Mir wäre es am wenigsten zu vergeben gewesen, wenn ich Florentinen nicht so wohl erzogen hätte, als es sein kann, da ich Zeit, Gelegenheit und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was ihn groß und hochachtungswert machte. Doch ich will von unserer Florentine ein andermal reden!

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag: so lief ein Schiff aus Rußland mit Waren für unsern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen und die Ladung ansehen möchten. Wir ließen uns diesen Vorschlag gefallen und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe. Ich muß mir Gewalt antun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weiß, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen ist, wenn man so erzählt, daß die Leser nicht die Sache zu lesen, sondern selbst zu sehen glauben und durch eine abgenötigte Empfindung sich unvermerkt an die Stelle der Person setzen, welcher die Sache begegnet ist. Allein ich zweifle, daß ich diese Absicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich gesagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf deutsche Reisende auf demselben, und auch etliche Russen. Diese stiegen in unserm Angesichte ans Land und gratulierten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See stets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite und bat ihn, daß er wieder zurückfahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, so kömmt einer von den Passagieren auf mich zugesprungen, umarmt mich und ruft: „Ja, ja, Sie sind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber Sie sind meine liebe Gemahlin." Er drückte mich einige Minuten so feste an sich, daß ich nicht sehen konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel! wen sah ich endlich in meinen Armen? Meinen Grafen in russischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehen Jahre für tot gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So viel weiß ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört oder vor Bestürzung nichts verstehen können. Unser Wagen hielt gleich neben uns. Nach diesem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mitzunehmen; aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber gesagt habe, das ist mir

unbekannt. Wir waren nunmehr in unserer Behausung, und ich fing an, mich wieder selbst zu verstehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wiedergefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigsten vermutet. Er sagte mir wohl tausendmal, daß ich noch ebenso liebenswürdig wäre, als da er mich verlassen hätte. Sein Vergnügen war um desto stärker, weil er mich für tot gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir ebensowenig gewußt als ich von seinem Leben. Herr R . . hatte uns verlassen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren also ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehabtes Schicksal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts als Tränen und Umarmungen antworten. Liebe und Scham machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wiedergefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt, von zween Affekten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß als der andere ist. Mein Gemahl mutmaßte aus meiner Wehmut etwas Widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst! Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, daß ich verheiratet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. „Sind Sie nicht mehr meine Gemahlin?" fing er an. „Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als diese Nachricht!" In ebendem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer und vermehrte meine Bestürzung und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimnis, vor welchem ich zitterte. Sie sah mich weinen; sie trat zu mir. „Was fehlt Ihnen denn, liebe Mama," fing sie an, „daß Sie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch und will gar nicht mit mir reden. Ich habe Ihnen doch nichts getan." — „Mein Gott," sprach der Graf zu mir, „Sie sind verheiratet! Ich unglückseliger Mann! Habe ich Sie darum wiederfinden müssen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer ist denn Ihr Gemahl? Sagen Sie mir's nur. Ich will Sie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will Sie gleich verlassen. Sie sind mir nicht ungetreu worden. Sie haben mich für tot gehalten. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Niemand ist an meinem Unglücke schuld als das Verhängnis. Vielleicht ist dieses die

Strafe für die Liebe mit Karolinen. Überwinden Sie sich und reden Sie mit mir", fuhr er fort. „Ich kann es von niemanden als von Ihnen anhören, wer Ihr Mann ist." Ich sprang von dem Stuhle auf und fiel ihm in die Arme, aber ich sagte noch kein Wort. „Nein," fing er an, „erweisen Sie mir keine Zärtlichkeiten! Ich verdiene sie, das weiß mein Herz; aber Ihr itziger Ehegemahl kann Ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schicksale und der Tugend mit meiner Liebe weichen." Durch dieses Geständnis brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht hereinkäme? „Er ist ja mit Ihnen in dem Wagen gekommen", hub sie an. „Er ist in seiner Stube und weint." — „Also", fing der Graf zu mir an, „ist mein liebster Freund Ihr Gemahl? Dieses macht mein Unglück noch erträglich." Darauf bat er meine kleine Tochter, daß sie ihren Papa rufen sollte. Allein er kam nicht, sondern schickte durch ebendieses Kind dem Grafen ein französisches Billett von diesem Inhalte:

„Mein lieber Graf!

Sie dauren mich unendlich. Ich habe Sie durch die unschuldigste Liebe so sehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind gewesen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlin entzogen. Können Sie dieses wohl von mir glauben? Der Irrtum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Besitz Ihrer Gemahlin gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmütig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück; allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel, mich zu bestrafen, ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlust ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bei diesem Briefe zum letzten Male an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen."

Der Graf verließ mich, sobald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch, er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese Nachricht setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wiedergefunden. Ich wußte, daß ich sie beide nicht

besitzen konnte; allein welcher Trieb hört die Vernunft weniger als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten sowohl als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beiden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Notwendigkeit überzeugt war. Der Herr R . . war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wiedersähe. Er schickte sogleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn R . . freiwillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmütige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte als durch die Liebe. „Ich weiß genug," fing der Graf an, „weder Sie noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen können." In wenig Stunden kam Herr R . . zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, daß er ihn wieder hätte zurückrufen lassen. „Ich will nichts als Abschied von Ihnen nehmen," fing er an, „von Ihnen und Ihrer Gemahlin. Gönnen Sie mir diese Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben sein." Sogleich nahm er mich bei der Hand und führte mich zu dem Grafen. „Hier", sprach er, „übergebe ich Ihnen meine Gemahlin und verwandle meine Liebe von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung." Hierauf wollte er Abschied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von sich. „Nein," sagte er, „bleiben Sie bei mir. Ich fange auf Ihr Verlangen mit meiner Gemahlin die zärtlichste Ehe wieder an. Sie ist mir noch so kostbar als ehedem. Ihr Herz ist edel und beständig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben Sie bei uns. Wollen Sie mich etwan darum verlassen, daß ich nicht eifersüchtig werden soll: so beleidigen Sie die Treue meiner Gemahlin und mein Vertrauen. Bitten Sie ihn doch, Madame," fing er zu mir an, „daß er bleibt!" Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm sagte: „Warum wollen Sie uns verlassen? Mein lieber Gemahl bittet Sie ja, daß Sie hierbleiben sollen. Und ich müßte Sie niemals geliebt haben, wenn mir Ihre Entfernung gleichgültig sein sollte. Bleiben Sie wenigstens in Amsterdam, wenn Sie nicht in unserm Hause bleiben wollen. Ich werde Sie lieben, ohne es Ihnen weiter zu sagen; und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu sein: so untersagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, Ihnen beständig Zeichen der Hochachtung und Freundschaft

zu erkennen zu geben.“ Er blieb auf unser Bitten auch wirklich in Amsterdam. Er speiste oft mit uns, und seine Aufführung war so edel, als man nur denken kann. Wenn ich auch weniger tugendhaft gewesen wäre: so hätte mich doch sein großmütiges Bezeigen tugendhaft erhalten müssen. Er tat gar nicht, als ob er jemals mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so ging er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bei mir allein. Ich glaube, daß ich so viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weiß, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntnis von meiner Liebe getan habe, so gewissenhaft ich auch mit ihm umging, und so sehr ich meinen Grafen liebte. Über die Gegenwart der Karoline erstaunte der Graf sehr. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie unsre Wohnung verlassen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Gesellschaft nicht entziehen sollte. „Können Sie meiner Tugend trauen,“ sagte ich zu ihm: „so müssen Sie wissen, daß ich der Ihrigen gewiß bin.“ Das Schicksal der beiden Kinder, die er mit Karolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeschlagen machte. Er führte sich indessen gegen Karolinen sehr liebreich auf. Er scherzte oft mit uns beiden; allein sein Scherz war so behutsam, daß er weder sie kränken noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abwesenheit, noch kürzlich so viel erwähnen. Die Russen hatten von dem Dorfe Besitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen und von den Schweden als tot war zurückgelassen worden. Da er nach und nach wieder gesund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Offizier mit nach Rußland geschickt. Er hatte seinen Namen aus Furcht, daß man ihn desto eher an die Schweden ausliefern möchte, verschwiegen und sich für einen Kapitän ausgegeben. Seine erlittenen Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müssen, damit will ich die Fortsetzung von meiner Geschichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausstehen müssen. Er starb . . . Doch ich will itzt nichts mehr sagen.

Zweiter Teil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ich's nach seiner Länge erzählen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Livland adressieret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieser Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den größten Teil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Anteil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie werden über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein größer Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genossen. Wieviel tausend Tränen hat mich dieser Gedanke schon gekostet, und wie oft bin ich vor meiner unschuldigen Liebe zu dem Herrn R.. als vor einem Verbrechen errötet!

Der erste Brief ist aus der Stadt Moskau geschrieben.

* * *

„Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß Ihr diese Nachricht schon wüßtet oder sie wenigstens durch

einen Brief erführet! Ein plötzlicher Überfall, den die Russen drei Tage vor meiner angesetzten Hinrichtung auf das Dorf taten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebste Gemahlin, diese Vorsehung ist eine Frucht Eurer Tränen und meiner Unschuld. Ich habe etliche Tage nach dem geschehenen Überfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir selber kam und mich in den Händen der Russen sah: so gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Kapitän aus und nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in diese, bald in jene Festung, und endlich nach der Stadt Moskau geschleppt worden bin, sind nicht mehr als zween Offiziere, die mich kennen. Sie sind beide Engelländer von Geburt, und die treuesten und besten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünschen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freiheit erhalten, einige von seinen Landsleuten, die hier handeln, zu sprechen, und durch diese hat er mir, einen Brief nach Livland zu bestellen, die sicherste Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch schon in Euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Tränen der Freude sehen sollte, die Euch die Nachricht von meinem Leben auspressen wird! Wo habt Ihr Euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat Euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Ist mein Freund R.. mit Euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlin! Gönnt mir doch den Trost, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige Eurer Tugend und Eurer Liebe gegen mich zuschreiben darf. Nichts als diese Ursache ist vermögend, mir mein Elend zu versüßen und mir die Schande und das schreckliche Andenken eines gewaltsamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abwesenheit gelassen, ich bitte Euch bei unserer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wiedersehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach, wo weiß ich denn, ob Ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederschreiben kann! Nein, mein einziger Wunsch in der Welt, Ihr lebt noch. Mein Herz sagt mir's, und es verspricht mir die Wollust, Euch noch einmal, ehe ich sterbe, zu umarmen. Um diese Glückseligkeit bitte ich die Vorsehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelassen haben, als daß ich noch einen Teil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit Euch zubringen soll? Stellt Euch

doch die Zufriedenheit vor, die wir schmecken werden, wenn uns die Zeit einander wiedergeben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tausend Umarmungen sprechen, ehe wir uns satt reden und unser Herz und unser Schicksal einander ausschütten werden! Bekümmert Euch nicht zu sehr um mich! Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts als die Nachricht von Euch und meinem lieben Freunde R... Erlauben es Eure Umstände: so überschickt mir einen Wechsel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkstelligen kann. Ich bin seit meinem Arreste von allem entblößt gewesen. Ich habe alle Beschwerlichkeiten ausgestanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene gesättiget hat, ist die ganze Zeit über gut genug für mich gewesen. Die Erbitterung der Russen gegen die schwedische Nation hat uns das Elend, gefangen zu sein, am beschwerlichsten gemacht. Sie nennen ihre Sorglosigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unsere Klagen eine gerechte Vergeltung für das barbarische Bezeigen, womit unser König, wie sie sagen, den gefangenen Russen begegnen ließ. Das Schrecklichste, was wir, nachdem wir über die polnischen Grenzen waren, erfahren haben, ist der Mangel an frischem Wasser gewesen, weil wir oft, um die Moräste zu umgehen, einen Umweg durch sandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen seit meiner Gefangenschaft hat in zwanzig Talern bestanden, mit denen mich ein gemeiner schwedischer Soldat unlängst beschenkt hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freiem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bei ihm blieb und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Talern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bei seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er mir und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden und ihr einige Wohltaten zu erzeigen. Ich schicke Euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und schickt ihr für die zwanzig Taler, die mir und meinem lieben Steeley so viele Dienste getan haben, hundert. Als

mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bei der Hand hielt, tot war: so schlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, Ihr kämet mir an einem Flusse entgegen. Wie erschrakt Ihr, meine Liebenswürdige, wie schön entsetztet Ihr Euch, mich wiederzufinden! Ich erwachte über diesem Traume und lag auf dem toten Landsmanne und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bei seinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Kameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich ebendas an ihnen tun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steeleyn im Notfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank und konnte nicht mehr gehen, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurückließen: so trugen sie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über sich, zu der sie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterschied gesehen, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens erweiset. Ihre Begierde, zu dienen, wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestoßen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen und die ersten gefangnen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unsrer wohl drei- bis vierhundert sein, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freien Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Gebärden unsrer Feinde erraten konnten, angehört hatten: drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie.

fragte, wo sein Kamerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden totgeschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: ‚Was? hast du meinen Sohn umgebracht?‘ und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreiten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlin, wie mir damals zumute gewesen sein muß. In ebender Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf ebendem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserei eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von Euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu sein, in einem Behältnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meines Steeley alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weiß als von der, mich Eurer mit ihm zu erinnern und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich Euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Taler gemacht, endlich die Freiheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Taler vorgeschossen und alles für ihn zu tun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freiheit zu erkaufen; denn durch Geld lassen sie sich, wenn sie anders mitleidig sein könnten, am ersten mitleidig machen. Er brachte mir bei seiner Zurückkunft eine Flasche Wein und etwas Zwieback mit. ‚Ihr denkt etwan‘, sprach er, da er die Flasche aus der Tasche zog, ‚daß ich bei meinen Landsleuten schon Wein getrunken habe? Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erste Glas in Eurer Gesellschaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekostet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unser Unglück einige Augenblicke vergessen und die Freuden des Weins fühlen und uns alles das als gewiß vorstellen, was wir wünschen.‘ Wir tranken ein Glas. Welche Wollust war das für uns! Wir ehrten durch unsre Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geschenkt, unsere Herzen zu begeistern, und dankten ihm durch ein stilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir seit ganzen Jahren nicht genossen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unsrer Flasche Wein zu. Wir wollten nicht an unser ausgestandnes Schicksal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als

ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unsrer betrübten Begebenheiten übersehen sollten. Wir wiederholten sie einander, als ob wir sie einander noch nicht gesagt hätten. Wir richteten uns bei unsern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiser Gott dieses Schicksal über uns verhängt hätte, daß wir uns unser Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anständigen Gelassenheit zu ertragen. ‚Aber‘, fing Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, ‚dürfen wir denn nicht wünschen, diese Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unserm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieses nicht wollte, werden wir auch da gelassen bleiben?‘ — ‚Wenn Gott dieses nicht wollte . . .,‘ sprach ich und konnte nichts mehr sprechen. Es ward finster in meinem Verstande. Ich sah keine Gründe zur Gelassenheit mehr, aber Ursachen genug, mich zu beklagen und Euern Verlust zu beseufzen. Wir schwiegen eine Zeitlang still, als ob wir uns schämten, den Entschluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. ‚Wie Gott will,‘ fing endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verriet, ‚wie Gott will! Ich will durch meine Gelassenheit gar nicht einen Anspruch machen, daß er seine Schickungen nach meinem Wunsche einrichten soll. Nein, er soll sie ordnen. Aber ist denn das Verlangen, unser Vaterland wiederzusehen und aus dieser Barbarei erlöset zu sein, ein ungerechter Wunsch? Sollen wir denn in diesem kläglichen Zustande unser ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen?‘ So sah es mit unserer Gelassenheit aus, und so ist es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu sein, sind wir am unzufriedensten geworden. Man sieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorsehung nachhängt, die Unmöglichkeit, sich selbst zu helfen, deutlicher, als wenn man sich seinen Empfindungen überläßt; man sieht die Notwendigkeit, sich ihren Führungen zu überlassen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane seiner eignen Wünsche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführet wissen, und man sieht doch, daß die Umstände dazu nicht in unserer Gewalt stehen. Für diese traurige Entdeckung will sich unser Herz gleichsam durch die Unzufriedenheit rächen, und es umnebelt den Verstand, damit es von seinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verstattet man uns nicht die geringste Freiheit, auszugehen. Mein erstes Geschäfte in meinem itzigen Gefängnisse ist dieser Brief; und daß wir keine Geschäfte haben, über denen wir uns zuweilen vergessen könnten, dieses macht unser Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubnis, die sich Steeley erkauft hatte, seine Landsleute einige Stunden zu sehen, uns nichts zuwege gebracht hätte als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: so würde sie uns doch schon kostbar genug sein; denn dieses haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, ist zu unserm Unglücke in ein ander Teil der Stadt gelegt worden; und so elend wir beide daran sind: so muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblößt ist. Steeley grüßt Euch tausendmal und ist so sehr Euer Freund als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: so würde mir die Gefangenschaft eine Hölle sein. Er hat bei einem redlichen und zärtlichen Herzen gewisse Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil sie oft unsere traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu tun geben. Er liebt die Verdienste seiner Nation auf Unkosten der übrigen Völker. Diese Parteilichkeit, ein natürlicher Ungestüm und der Fehler des Widersprechens machen mir ihn notwendig und zugleich schätzbarer. Seine Widersprüche kommen aus einer Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freiheit im Denken, aus einem Hasse gegen alles niederträchtige Nachgeben und aus einem Überflusse der Aufrichtigkeit und leicht aufwallender Empfindungen her. In seinem Charakter und in seinem Munde verliert also das Widersprechen das meiste von seiner beleidigenden Natur und wird eine Quelle zu vertrauten Gesprächen und kleinen Zänkereien, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenschaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir sind füreinander gemacht. Seine Fehler sind von den meinigen das Gegengewicht und machen seine guten Eigenschaften nur desto sichtbarer. Er ist sehr vorteilhaft gebildet, und seine Miene ist so lebhaft als sein Herz. Er ist noch jung. Das Unglück in der Liebe ist Ursache, daß er sein Vaterland verlassen und wider seine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will Euch sein Unglück kurz erzählen und ihm Euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxford verlassen, begibt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger

studieren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmannes, bekannt und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwei Jahren, nach tausend besiegten Hindernissen und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Eltern das Ja und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angespannet würden. ‚Verlaßt mich einen Augenblick,‘ fängt sie zitternd zu ihm an, ‚und wenn alles fertig ist: so holet mich ab.‘ Er kömmt wieder und fordert sie zur Abreise auf. ‚Nun bin ich‘, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, ‚bereit, Euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weiß nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in Euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegeneile? Kommt, ich bin die Eurige!‘ Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die übrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles, was sie füreinander gefühlt haben, ist in dem Wagen ihr Gespräch. Indem sie noch so reden und etwan noch eine Stunde bis auf seines Vaters Landgut haben, zieht sich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel schwarz, und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erschlägt eins von ihren Pferden. Antonia springt darauf in der größten Angst aus dem Wagen und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächste Dorf zu eilen. Indem sie ihn bei der Hand nimmt, tut es einen entsetzlichen Schlag, und er sinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu sich selbst kömmt, sieht er seine Braut noch an der Türe des Wagens, vom Blitze getötet, lehnen, so wie sie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück sein? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nötigte ihn sein Vater, eine Reise vorzunehmen, um seine Schwermut zu zerstreuen. Er tut ihn in das Gefolge des englischen Gesandten, der nach Stockholm geht, und gibt ihm seinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieser Stadt entschließt er sich aus Schwermut und aus Verdruß gegen sein Leben, ohne Wissen des Gesandten, Kriegsdienste anzunehmen, und muntert seinen Vetter zu ebendiesem Entschlusse auf. Er hat nunmehr an diesen Gesandten geschrieben

und ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft geklagt und zugleich für mich unter dem Namen des Kapitäns Löwenhoek gebeten. Vielleicht vermag dieser Mann etwas zu unserer Befreiung. Adressiert Eure Briefe nach der beigelegten Abschrift an den Sekretär dieses Gesandten; er ist Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu schreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird Euch denn dieser Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröste mich schon mit einer Antwort von Euch." —

* * *

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählte, in allen dreimal an mich geschrieben. Zweimal aus Moskau und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau ist ganz verloren gegangen. Er ist ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geschrieben gewesen, in der es ihm in seiner Gefangenschaft am erträglichsten gegangen. Steeley hatte nämlich durch seine Landsleute und durch ihr Geld den Aufseher der Gefangenen immer mehr gewonnen. Er hatte es so weit gebracht, daß sein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beigesellet worden war. Durch den Beitritt dieses Unglückseligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten ist, war ihr Ungemach einige Zeit sehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von diesem Sidne nicht Gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtsam gewesen und bloß Steeleyn zuliebe ein Soldat geworden. Er hatte nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft empfindlicher gefühlt als sie beide; und so traurig er selbst gewesen war: so war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Mut verloren hatten, aus Liebe für sie gelassen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geschrieben, ist folgender:

„Liebste Gemahlin!

Ich hoffe, daß Ihr noch lebet, weil es mein Herz wünscht, und ich hoffe sogar, daß dieser Brief, den ich in dem entferntesten und schrecklichsten Teile der Welt schreibe, gewiß in Eure Hände kommen soll. Ein polnischer Jude, der nach Tobolskoy handelt und im Begriffe steht, wieder nach Polen abzureisen, ist mein Freund und großer Wohltäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreier aus der Gefangenschaft. Ich habe ihm

vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schicksals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und fast schon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieser Mann ist auf die edelste Art dankbar gewesen und hat mir bewiesen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen gibt, das sie am wenigsten zu haben scheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bei dem er seines Reichtums wegen in Ansehen steht. ‚Herr,‘ sprach er, ‚dieser schwedische Offizier hat mir, wie Ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzionieren.‘ Der Gouverneur antwortete, daß dieses nicht bei ihm stünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menschen freigeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beschwerlichen Dienste eines ins Elend Verwiesenen erlassen möchte. Der Gouverneur versprach ihm dieses, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Kopeken für mich erlegen sollte. Mein Wohltäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus und bat sich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern besuchen dürfte. Doch ehe ich Euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe: so muß ich Euch erst sagen, wie mir's seit drei Jahren in Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses Land gekommen bin.

Wenn Ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: so werdet Ihr wissen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von seinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unsere äußerlichen Umstände zu verbessern. Wir durften nicht bloß von der elenden Kost leben, die man den Gefangnen reichte. Wir konnten wenigstens zu Mittage etwas Bessers haben. Wir hatten dem Aufseher lange angelegen, uns einige englische oder französische Bücher zum Lesen zu verschaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche russische Chroniken und einen Popen oder Geistlichen, der uns diese Sprache lehren sollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu tun bekamen! Es waren sehr mittelmäßige Bücher, und dennoch lasen wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigstens, solange wir sie lasen, nicht an unser Elend denken, und dieser Vorteil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geschichte der alten barbarischen Fürsten in Rußland verstehen wollten. Unser Pope vertrieb

uns durch seinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich einige kleine Bücher mit, welche von der griechischen Religion handelten. Er war so unwissend darinne, als man nur sein kann. Steeley widersprach ihm nach seiner Gemütsart sehr oft, und so wenig er noch das Russische sprechen konnte: so konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu tun, weil wir nach und nach viel Bosheit bei dem Popen merkten. Da endlich unser Geld alle wurde und der Pope auf die Letzt meistens betrunken zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlichen ab. Dieses verdroß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für seine Unterweisung auszahlte. Wir suchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillschweigen zu besänftigen; aber vergebens. Der Branntwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und schrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Bösewicht beschuldigte uns, daß wir wider den Zar und die Kirche gesprochen hätten. Die Wache ward über diese Beschuldigung so rasend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufseher kam und versprach dem Popen Genugtuung; wir aber wurden gleich als die größten Missetäter geschlossen. Ach, meine Gemahlin, soll ich Euch unsere damalige Angst beschreiben? Soll ich Euch alles sagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wort unbetrüglich war, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen Steeleyn. Mein Freund berief sich auf seine Unschuld; aber vor diesem erschrecklichen Gerichte galt sie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbarischen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen sollte. Er stund diese Marter vor unsern Augen standhaft aus und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib schlugen, nicht die geringste Klage hören. Als seine Qual vorüber war, ohne daß man ihm ein Geständnis hatte abzwingen können: so kam die Reihe an den unglückseligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tausend Tränen und Bitten dieser Marter vergebens zu entgehen suchte, ward endlich niedergerissen. Ich wollte das Gesicht wegwenden, um seiner Qual nicht mit zuzusehen; allein die Wütriche nötigten mich, der nächste Zeuge davon zu sein. Er erduldete sie, ohne sie zu überleben. Sobald man ihm die gesetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: so lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geschirr mit

Wasser und goß es ihm über das Gesicht, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieses befremdete unsere Richter um desto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieser Marter das Leben einbüßen. Steeley war wegen seines Unvermögens beiseite geschafft! Sidne war tot, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu sein, mein Schicksal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne seine Nachbegierde, oder er hielt sich von mir am wenigsten beleidiget. Er beschuldigte mich keiner Lästerungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich gestehen sollte, daß meine beiden Kameraden welche ausgestoßen hätten. Ich verteidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode bestürmten mich entsetzlich. Dennoch beschloß ich, eher zu sterben, als durch ein falsches Bekenntnis mir das Leben zu retten und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weiß nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug, er bat für mich um Gnade und sagte, daß ich vielleicht die Lästerungen nicht könnte verstanden haben, weil ich nicht so viel Russisch könnte, als die beiden andern. Man ließ mich also wieder aufstehen und brachte mich in unser Gefängnis zurück, in welchem ich Steeleyn sinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geschlossen. Er sprach die ganze Nacht kein Wort und lag in einem gefühllosen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund, und er schlug endlich zu meiner Freude die Augen auf und reichte mir die Hand. Unser Aufseher kam und erkundigte sich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und schien uns beide zu bedauern. Ich versicherte ihn bei allem, was heilig ist, daß mein Freund so unschuldig wäre als ich. ‚Das hilft euch nichts,‘ sprach er. ‚Das Zeugnis des Popen als eines Geistlichen gilt, und ihr seid beide verurteilet, nach Siberien geschickt zu werden. Gott helfe euch! Ich kann euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem Popen befürchten. Seid zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halse geschnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwiesen werdet; denn dieses widerfährt denen, die wider den Staat oder die Kirche gesprochen haben. Warum seid ihr so unvorsichtig gewesen und habt den Popen beleidigt? In ein paar Tagen wird man euch nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken. Ich werde euch wohl nicht wieder sehen.‘

Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in seiner Betäubung lag und wenigstens itzt glücklicher war als ich, weil er sich seiner nicht mehr bewußt zu sein schien. Anstatt, daß der Aufseher mir einen Trost hätte zusprechen sollen: so forderte er für die grausame Nachricht, und für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufseher kein Geld mehr sah: so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er ging mißvergnügt fort und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich Euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermut und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen und feindselig im Herzen wider beide, schlief ich, schrecklicher Mensch, ein, indem ich mir den Tod tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nötig, wenn sie wieder zu sich selbst kommen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vierundzwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden, ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. ‚Ist er tot? ach, wenn doch Gott das wollte; so wäre er glücklicher als wir! So ist er nicht mehr in den Händen der Henker?‘ Ich sagte ihm, daß er tot wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlte; denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfalls ausgestanden hätte. ‚Also hat man Euch verschont?‘ fing er nach meiner Erzählung an. ‚Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne ist tot, und Ihr habt meine Qual nicht gefühlt. Für beides müssen wir Gott danken.‘

Ich konnte ihm die Nachricht von unsrer Verweisung nach Siberien nicht länger verschweigen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseher gehöret hatte. Er schien durch das erlittene Unglück schon so unempfindlich geworden zu sein, daß ihn Siberien nicht mehr schreckte. Als ich aber davon anfing, daß man uns vielleicht noch grausamer begegnen würde: so rang er die Hände. ‚Nein, nein,‘ schrie er, ‚lieber den Tod, tausendmal lieber, als jenes! Wollt Ihr noch leben, wenn man Euch so mißhandelt?‘ Wir überließen uns der Wut und der Verzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufseher in unser Gefängnis und kündigte uns an, daß man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. ‚Wird man uns‘, rief Steeley,

‚noch etwas mehr tun?‘ — ‚Nein,‘ sprach der Russe, ‚nichts mehr, ihr seid beide nur verurteilt, nach Siberien zur Arbeit verwiesen zu werden.‘ Nun schien uns das größte Elend geringe zu sein, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluste dieser Furcht eine Art des Trostes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufseher noch eine Belohnung geben, allein sein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange gesucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund vor Freuden zum ersten Male von seinem Lager auf und sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichtum mit ihm teilen wollte. Dieser war auch so menschlich, daß er ihm die Hälfte zurückgab. Steeley fragte darauf, wo man den toten Körper des Sidne hingetan hätte, ob er ihn nicht noch einmal sehen könnte. Der Russe antwortete, daß man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo die Missetäter begraben würden. ‚Er liege, wo er wolle,‘ fing er mit einem tränenden Ungestüm an, ‚er ist doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es ist ihm unrecht geschehen.‘ — Ich rief ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu seinem toten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter tun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu essen schaffen sollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmütig und sagte, daß er uns zu essen und auch ein Glas Branntwein auf unsere traurige Reise und Steeleyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste tun würde. Er hielt sein Wort und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts Schrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangne Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man forderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Offizier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien sollten gebracht werden, und

welche, wie ich nachdem erfuhr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwei Fahrzeuge verteilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeley von mir trennte und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts als einzelne Worte mit ihm sprechen können. Drei von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüter nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie, als russische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieser war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück teilen sollten. Der Franzose, der Major gewesen war und sich unglücklicherweise seinem Obersten mit dem Degen widersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um desto glücklicher, weil die Russen kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen Meinungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und so unterschieden seine Gemütsart von der meinigen war: so machte uns doch das Unglück schon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüt, und das Mißtrauen, das ich anfangs bei ihm merkte, verlor sich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unserm elenden und beschwerlichen Wege so, wie ich ihn haben wollte, und wie er sein mußte, wenn er mir Steeleys Verlust einigermaßen ersetzen sollte. Je näher wir Siberien kamen, desto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortschaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour — so hieß der Franzose — kaum mehr, mit denen man uns begegnete. ‚Wir bleiben doch rechtschaffne Leute,‘ sprach der Major immer zu mir, ‚wenn uns gleich der Pöbel verunehrt.‘ Er, ich und die vornehmen Russen, wir waren einer so arm als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: so würde uns doch der Pöbel oder unsere eigene Bedeckung nichts gelassen haben: so feindselig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien bestimmt zu sein. Wir hatten nichts als trocknes Brot, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meisten. Niemand empfand sie mehr als der arme Steeley an seinem mißhandelten Körper. Nach ungefähr sechs oder sieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwiesen waren. Wir fanden, daß ich's kurz sage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich und das Elend eines ins Elend

Verwiesenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerlei Schicksal auf, nämlich die elende Beschäftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den russischen Hof geliefert werden. Stellt Euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemütsart fühlen muß, der sich zu der niedrigsten Verrichtung verdammt sieht, der mit stumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen oder sie mit Fallen fangen und unter den Befehlen solcher Menschen stehen muß, die nicht viel vernünftiger und oft grausamer als Tiere sind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Last verlöre; wenn nicht die größten Beschwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden oder — daß ich mehr sage —, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, nicht selbst ihr Schicksal durch ihre Unschuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewissens in gewissen Stunden erleichterte: so würde mein Zustand in Siberien ein Stand der Verzweiflung gewesen sein. So elend jeder Tag verstrich: so fand ich doch wenigstens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour sehen und sprechen und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm schon hundertmal gesagt hatte, in seine Seele ausschütten konnte. Ein Sklave zu sein, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in diesem Elende zum Gefährten zu haben, ist zugleich die größte Wohltat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles ist ein Trost, der sich nicht ausdrücken läßt, alles ist Mitleiden; und was sucht ein unglückliches Herz, das der Notwendigkeit, elend zu sein, unterworfen ist, mehr als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schicksal sein, wenn ich, da ich Euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeste noch in seinen Umständen zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge scheint sich, dem Unglücklichen zu Gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübnis gewesen sein würde, war mir im Unglücke ein Trost. Ich habe, seitdem ich so glücklich bin, weniger ein Sklave zu sein, diesen Spuren der Vorsehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächsten war und in der Ferne einen andern Verwiesenen erblickte, in diesem Augenblicke einen Trost gefunden. Der Tod selbst, der uns sonst so schrecklich scheint, ist mir tausendmal

zur Wollust geworden, und der Gedanke von ihm, der uns sonst niederschlägt, hat mich unter der Last, unter der ich seufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorstellung, daß ich in dieser oder jener Nacht vielleicht sterben könnte, oft so freudig eingeschlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünschte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: so brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich also drei Jahre in einer vollkommnen Knechtschaft zugebracht und gleich den andern Gefangnen mir das Brot aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewisse bestimmte Anzahl der Tiere, die wir fingen, erkaufen müssen: so ereignete sich diese Begebenheit mit dem polnischen Juden. Dieser dankbare Mann, wie ich Euch schon erzählt habe, hat mich durch seine Fürbitte bei dem Gouverneur und durch sein erlegtes Geld von der Arbeit befreiet. Er hat es nach und nach so weit gebracht, daß ich in ein lichter und geraumer Behältnis gekommen bin. Sobald ich dieses nur hatte: so suchte er mir meine Gefangenschaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun schon so lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich diese anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte sie fast unnützlich für mich gemacht. Er besuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Guttat zu erweisen. So sehr mein Zustand von dem vorigen unterschieden war: so war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn oder mit Remourn teilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohltäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereisen von Tobolskoy, gebracht worden wäre; ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hat mir ein Geschenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in seiner Abwesenheit etwas zu meiner Versorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drei davon Remourn überbringen oder ihm einige Erquickung dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er tat es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich teilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher als etliche Stunden vor

seinem Tode die Erlaubnis, ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur und sagte mir, daß er bei dem Zar in großen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlin aus Kurland gebürtig und eine Vertraute der Katharina gewesen sei. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dies war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte; und wenn er mir die nötigen Sachen schaffte: so würde ich wenigstens eine Beschäftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er tat es, und ich übte mich einige Wochen. Sobald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte, so trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstund zu meinem Glücke etwas von der Baukunst und würdigte mich als mein Befehlshaber etlicher freundlicher Mienen und unterredete sich mit mir bald auf deutsch, bald im gebrochnen Latein. Er erschrak, daß ich so fertig Latein sprechen konnte, und von diesem Augenblicke an schien er mich zu bedauern. ‚Wenn es bei mir stünde,‘ sprach er, ‚so wollte ich Euch die Freiheit schenken; allein Ihr seid auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts tun als Euch Eure Gefangenschaft erträglicher machen. Solange ich lebe, soll Euch alle Arbeit der Gefangnen erlassen sein, ohne daß der Jude etwas weiter für Euch bezahlt. Seid Ihr damit zufrieden?‘ Ich bedankte mich sehr ehrerbietig und sah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredsamkeit zusammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwiesen worden und Steeley hieße, ebendie Großmut erzeigen sollte, die er mir erwiesen hätte. ‚Ihr bittet mehr,‘ fing er an, ‚als mir zu tun freisteht. Ich will mich entschließen. Itzt könnt Ihr gehen und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit Euch gesprochen habe.‘ Indem er dieses noch sagte, trat ein sehr schönes Frauenzimmer mit einer viel versprechenden und großmütigen Miene in das Zimmer. ‚Wartet‘, rief er mir zu. ‚Hier, meine Gemahlin,‘ fuhr er fort, ‚ist der unglückliche Schwede, von dem ich Euch neulich gesagt habe. Wenn es Euch gefällt, so könnt Ihr selbst mit ihm reden und ihm etwas zu essen

reichen lassen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reisen.‘ Er ging fort, und seine Gemahlin redte auf eine sehr liebreiche Art mit mir und sagte, daß sie Ursache hätte, an meinem Unglücke teilzunehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie tat tausend Fragen an mich und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frei und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber als die vorteilhaften Beschreibungen, die ich ihr von Euch machte, und die Wünsche, Euch, meine Gemahlin, wiederzusehen. ‚Ich bedaure Sie,‘ fing sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; ‚und ich würde Ihren Verdiensten ein besser Schicksal anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist es möglich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in Ihr Vaterland beitragen kann. Die ausnehmende Liebe, die Sie wider die Gewohnheit Ihres Geschlechts für Ihre Gemahlin haben, und Ihr Unglück sind genug, mich zu Ihrer Freundin zu machen, und ich kann Ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wenngleich Ihre Gebieter Ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt Ihnen mein Mitleiden: so beruhigen Sie sich damit in einem Lande, wo die Barbarei die Stelle der Tugend zu vertreten scheint. Ich würde diesen Mittag mit Ihnen speisen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte.‘ Darauf langte sie von der Tafel, die schon gedeckt war, eine Flasche Wein und trank mir Eure Gesundheit zu. Ich ward von ihrer Großmut bis zu den Tränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. ‚Madame,‘ fing ich an, ‚Sie verdienen, daß ich Ihnen auf den Knien für die Freundschaft danke, die Sie mir Unglücklichem schenken. Ich muß Ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntnis mit der Gefahr meines Lebens verknüpft sein sollte. Alles ist wahr, was ich Ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G.., und ich bitte Sie bei Ihrer edlen Seele und bei meiner Gemahlin, meinen Namen nicht zu entdecken.‘ Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bei der Armee. ‚O Gott!‘ rief sie, ‚sind Sie der Graf von G..? Mein Gemahl hat Ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen Sie ihm ja nichts davon! Soviel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu sein: so hat er doch gegen andere ein hitziges, rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehen, daß Sie ihn wider Ihren Willen beleidigten! Begegnen Sie

ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdann am allermeisten, wenn er am gnädigsten mit Ihnen umgeht; außerdem stehen Sie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für Sie sein, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht. Ich habe kein Geld,' fuhr sie fort, ,um Ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weiß; davon will ich Ihnen einige holen. Der Jude ist ein ehrlicher Mann und wird Ihnen doch wenigstens die Hälfte so viel dafür geben, als sie wert sind; allein ich wollte es nicht gern, daß Sie ihm sagten, von wem Sie solche bekommen hätten.' Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfassungen, die, wie ich mutmaßte, von ein paar Porträts abgenommen waren. Sie waren mit kostbaren Steinen besetzt. ,Nehmen Sie', sprach sie, ,dieses Geschenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, Ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, Sie allein zu sprechen; darum wiederhole ich Ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung und bitte Sie, auch alsdann in mir eine Freundin zu erkennen, wenn ich genötigt sein werde, die Person einer Gebieterin anzunehmen. Begeben Sie sich nunmehr wieder in Ihren einsamen Aufenthalt. Ich will sehen, ob ich's bei meinem Gemahle so weit bringen kann, daß Ihr Freund, von dem Sie mir erzählt haben, zu Ihrer Gesellschaft hieherverlegt wird. Gewiß kann ich's Ihnen nicht versprechen. Gehen Sie und leben Sie wohl, armer Graf!' Ich kehrte als im Triumphe zurück und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; so sehr erfüllte das Mitleiden dieser so großmütigen Seele mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude besuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: so sagte ich ihm, daß ich so glücklich gewesen wäre, in dem alten Kleide meines verstorbenen Freundes, das er, da er bei mir war, zurückließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mir hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfassungen mit Erstaunen und schien mein Vorgeben zu glauben. ,Das sind fürstliche Kostbarkeiten,' fing er an, ,und ich kann Euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich Euch sage, daß sie fünf- bis sechstausend Taler wert sind. Wollt Ihr mir sie anvertrauen: so will ich sie Euch bei einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln.' — ,Ein Mann,'

sprach ich, ‚der mir so viel Gutes erwiesen hat, wie Ihr, verdient das größte Vertrauen.‘ — ‚Allein,‘ versetzte er, ‚was wollt Ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es Euch über lang oder kurz nehmen. Wißt Ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bei einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll Euch nicht um einen Groschen betriegen. Ich will ihm und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Polen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich Euch als dem Erhalter meines Lebens soundsoviel zu Eurer Versorgung und, wenn es möglich wäre, zu Eurer baldigen Befreiung zurückgelassen hätte.‘ Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Taler und brachte mir tausend bar und das übrige durch eine Anweisung mit. Ich bot ihm für seine treuen Dienste zweihundert Taler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bei seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir günstig bliebe. Dies ist geschehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den Ihr von mir und ich von Euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mir's auf die heiligste Art versprochen, weder mich zu verraten noch zu ruhen, bis er Euren Aufenthalt in Livland ausfindig gemacht. In dieser letzten Absicht hat er hundert Taler zu Reisekosten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abschied nehmen und seinen Brief haben. Ich umarme Euch, wo Ihr auch seid, mit der treuesten Liebe. Möchten doch meine Umstände so bleiben, wie sie itzt sind! so hoffe ich noch, Euch wiederzusehen und all mein ausgestandnes Elend in Euren Armen zu vergessen. Bittet den Himmel um diese Glückseligkeit. Ja, meine liebste Gemahlin, er wird sie uns noch schenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen ist, an seinen Vater nach London und auch an den englischen Gesandten nach Stockholm geschrieben und unter dem Namen Löwenhoek beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben."

* * *

Dieses sind die beiden Briefe, die mein Gemahl in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Er hat, von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefähr noch anderthalb Jahr in Sibirien zugebracht. Ich will das übrige so erzählen, wie er mir's mündlich erzählet hat.

„Einige Wochen nach des Juden Abreise", sprach er, „ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demut den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein er war doch der Gouverneur und ich sein Gefangner. Kurz, er schämte sich, mir eine Art der Hochachtung äußerlich sehen zu lassen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abschlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude soundsoviel Geld zurückgelassen hätte, und ich beantwortete es mit ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten sollte; dieses war mein lieber Steeley, den ich fast seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur stund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. ‚Er soll Euer Gesellschafter sein,' fing der Gouverneur an; ‚allein wie lange, das kann ich Euch nicht sagen.' Ich verstund diese Sprache und bat, ob er sich nicht wollte gefallen lassen, daß ich tausend Taler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er sagte, daß er sie zum Pfande, daß wir seine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweisung bei mir hatte, ward gefordert und bezahlte die tausend Taler. Er erhielt zugleich die Erlaubnis, mich anstatt des abgereisten Juden zu besuchen und mich mit dem Notwendigen zu versehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir gesprochen hatte, nach meinem Behältnisse eilen. Unsere erste Beschäftigung, als wir allein waren, bestund darinne, daß wir einander eine lange Zeit ansahen, ohne ein Wort zu sprechen. Alsdann suchte ich ihm Wäsche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreise versorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude, sich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er sah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erstaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergessen hätte. Da er endlich angekleidet war: so betrachtete er sich mit unersättlichen Augen und weinte. Ich hatte ihn schon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet als: ‚wie es mir gegangen ist, mein lieber Graf, wie es mir gegangen ist?' Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir

auch meine Fragen beantwortet hätte; so bestürmt war ich von den Trieben der Freundschaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit traktiert hätte. Wir wurden nach und nach unsrer mächtig. Wir hatten einander so viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen sollten. Unter diesen Unterredungen verstrichen ganze Tage und Nächte, und ebensoviel unter den Wiederholungen unserer Begebenheiten. Steeley hatte in seinem Elende weit mehr erlitten als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund, war er die ganze Zeit ein Sklave und, was noch mehr ist, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, gewesen. Dieses Ungeheuer hat ihm seine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Last der Sklaverei überstanden. Von tausend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erschrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden und hatte sich etliche Tage nicht von seinem Lager aufrichten können. Er hatte sich also genötigt gesehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurückgekommen, ihn zu ersuchen, daß er ihm das Gefäß mit Wasser reichen möchte, weil ihn sehr durstete. ‚Also durstet Euch recht sehr?‘ spricht Eskin. ‚Das ist mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurstet, und Ihr seid gegen einen Fürsten doch nur ein Nichtswürdiger.‘ Darauf nimmt er das Trinkgeschirr und trinkt, und alsdann wirft er's Steeleyn vor die Füße und lacht: ‚Da! so viel gehört Euch!‘ Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als so einen Unmenschen um sich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre und nach unzähligen Beleidigungen wird dem Eskin, der sich gegen einen von seinen Aufsehern in der Raserei vergangen, so übel mitgefahren, daß man ihn halbtot in sein Behältnis schleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brot; aber Steeley ist so großmütig und teilet das seinige mit ihm. Er reicht ihm, sooft er kann, das Trinken. Er wäscht ihm sogar die Wunden aus; und damals hat ihm der Russe die Hand gedrückt und zu ihm gesagt: ‚Vergebt mir's, daß ich nicht ebenso an Euch gehandelt, als Ihr an mir tut.‘ Er hat ihm nach diesem weniger Verdruß angetan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein kosakisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen gibt. Steeley war eines Tages auf seinem Reviere um Pohem so glücklich gewesen, die gesetzte

Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er sich, um auszuruhen, bei einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der hohlen Hand aus der Quelle. ‚Armer Fremdling,‘ fängt sie an, ‚wollt Ihr nicht auch trinken?‘ Steeley sagt, daß er's schon getan hätte. ‚Aber‘, spricht sie, ‚wollt Ihr denn nicht einen Trunk Wasser aus meiner Hand annehmen? Tut es doch, Ihr dauert mich, sooft ich Euch gehen sehe; und ich bin nicht hiehergekommen, um zu trinken, sondern um Euch dieses zu sagen.‘ — Steeley erschrickt und weiß selbst nicht, was er sagen soll. ‚Ach,‘ fährt sie fort, ‚Ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert mich's, daß ich Eurentwegen hiehergegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wiederkommen!‘ Er sieht sie darauf traurig an und sagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Diese drückt sie bald an den Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen schwarzen Haarlocken und wiederholt ihre Liebkosung auf zehnerlei Art. Er will nunmehr fortgehen. ‚O,‘ spricht sie, ‚wartet doch, ich kann mich an Euch gar nicht satt sehen. Ich wollte, daß alle Männer in diesem Lande so aussähen wie Ihr; alsdann würde es recht hübsch in Siberien sein. Und wenn Ihr ja gehen müßt, werdet Ihr Euch nicht bald wieder hiehersetzen? Ich habe Euch so viel zu sagen, und ich weiß nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu Euch kam, und nun habe ich's über Euren Haaren vergessen.‘ Indem sieht sie in die klare Quelle und sieht ihr Bild darinne. ‚Aber sagt mir nur‘, spricht sie, ‚sehe ich denn wirklich so, wie hier im Wasser? Ich habe ja auch schwarze Augen wie Ihr. Eure gefallen mir, gefallen Euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch so weiß wie Eure?‘ — ‚Ja,‘ spricht er, ‚Ihr seid schön, aber laßt mich gehen, ich bin ein unglücklicher Mensch.‘ Darauf geht sie mit tränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in sein Revier geht: so sitzt sie schon an der Quelle und wartet auf ihn. Sie nötigt ihn, daß er sich niedersetzen und ein Stück Honig und Brot aus ihrer Hand essen muß. ‚Seht Ihr,‘ spricht sie, ‚ich äße gern selbst; aber ich gönne es Euch doch noch lieber. Und hier habe ich Euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beschenkt haben. Nun habt Ihr den ganzen Tag nichts zu tun. Sie sollen mir nun alle Tage welche schenken müssen, und ich will sie Euch bringen. Seht mich doch freundlich an! Ihr hört ja, wie gut ich's mit Euch meine.‘ Sie spielt darauf

wieder ganz bescheiden mit seinen Haaren und bittet um eine Locke und zeigt ihm eine Schere, die sie zu dieser Absicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieser wilden Kosakin nicht mißfällt, erlaubt ihr diese Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freiwillige Küsse und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt sie ein Blatt von einem Baume und bläst. ,Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn bestellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hättest: so hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er ist wie ich; er tut dir kein Leid.' — ,Siehst du', spricht sie, da der Bruder, ein Mensch mit einem ehrlichen wilden Gesichte, näher kömmt, ,das ist der Fremdling, dem ich so gut bin. Betrachte ihn nur und sage es ihm, wie oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zusammenbringen kann. Ich will auch alles für dich tun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig und Fisch und Brot hineinlegen kann.' Der Bruder verspricht es ihr und geht mit Steeleyn fort und weist ihm verschiedene Vorteile und auch einen Ort, wie ihn seine Schwester verlangt hatte. Diesen hatte sie zur Vorratskammer von ihren kleinen Wohltaten gemacht oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens oder des Abends da erwartet. Sie ist oft ganze halbe Tage bei ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müssen. Da Steeley das vortreffliche Herz seiner Schönen wahrgenommen: so hat er sich alle Mühe gegeben, sie zu bilden und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen seine Meinungen und seine Sitten angenommen und so viel Verstand bekommen, daß er sich keine Gewalt mehr hat antun dürfen, ihr gewogen zu sein. Allein dieses Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drei Monaten nebst etlichen andern Gefangnen in eine andre Gegend, zwanzig Werste von Pohem, verlegt worden. Von da ist er nach dem nach Tobolskoy abgerufen worden und hat also seine Freundin nie wiedergesehn.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beisammen waren, unsre Lebensart so gut ein, als es unsre Umstände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntnis, die ich in der Mathematik hatte, seine Gewogenheit zu behaupten suchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von diesen Dingen wußte, und da er die

Rechenkunst, die ihm sein eigener Vater beigebracht, noch sehr gut verstund: so war er in einem halben Jahre in allen diesen Übungen so geschickt als ich. Wir arbeiteten also um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine größere Strafe haben antun können, als wenn er uns befohlen hätte, diese Beschäftigung nicht zu treiben und müßig zu sein. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tausend alte Risse, die wir abkopieren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu sich kommen; allein er besuchte uns fast alle Wochen selbst einmal. Wir belohnten diese Gnade mit der möglichsten Demut, und er belohnte sich für seine Herablassung dadurch, daß er alles besser wußte als wir und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwischt war, einmal gebieterisch anfuhr. Steeley, so sehr ihn sonst der Geist des Widerspruchs und der Stolz seiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er schwieg, sobald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieser nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in der unwahrsten Sache recht geben. Dieses ward ihm sehr sauer, und er tat es mit einer so gezwungnen Art, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben laut lachen müssen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien gewesen wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach spielten. Steeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie waren freilich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur besahe sie und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente gehabt hätte. Aber das half alles nicht. ‚Wenn sie recht schön sein sollten,‘ sprach der Gouverneur, ‚so müßten sie sein, als wenn sie gedrechselt wären, und Ihr seht doch wohl, daß sie nicht so sind, daß sie hier zuviel, dort zuwenig, mit einem Worte, grob und schlecht geschnitten sind.‘ Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die Letzt vor dem Besuche dieses gebietrischen Pedanten. Er setzte sich oft, wenn wir zeichneten, neben uns und stopfte sich eine Pfeife von unserm Tabake ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: so warf er die Pfeife hin und tat einen großen Schwur, daß unser Tabak nicht das geringste taugte. Zuweilen pries er uns seine Wohltat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlassen hätte, und nötigte uns dadurch, ihn

demütig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleichmachen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu sagen, was geschehen war, und wir mußten seine unsinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unsere verbesserten Umstände zum Teil zu danken hatten: so war er doch bei allen unsern Vorteilen noch unser beständiges Schrecken. Wir kannten seine unmäßige Gemütsart und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns voneinander zu trennen und wieder unter die andern Gefangnen zu stecken. Um diesem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geschenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verflossen, seitdem Steeley wieder bei mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von Euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte und mir also leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieser Zeit nach London und an den englischen Gesandten nach Schweden geschrieben und keine Antwort erhalten. Die Gemahlin des Gouverneurs hatte ich seit der Zeit, da sie mir das großmütige Geschenk gemacht, mit einem Worte, seit dem ersten Male nicht wiedergesehen. Alles dieses machte uns niedergeschlagen; und je erträglicher unsere Gefangenschaft war, desto mehr meldete sich der Wunsch in uns, ihrer gar los zu sein. Und mit was für Rechte konnten wir dies hoffen, da der Krieg mit den Russen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich stand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unserm kleinen Fenster, als ich den Juden mit schnellen Schritten über den Hof durch den tiefsten Schnee laufen sah. Er pflegte um diese Zeit nie zu kommen, und ich schloß aus seiner freudigen Miene, daß er mir einen Brief von seinem Korrespondenten, dem polnischen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlin des Gouverneurs. Sie schrieb mir folgendes."

Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch besitze. Ich will ihn hier einrücken.

,Mein Herr!

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich erteilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzusehen und zu genießen. Sie sind frei. Der Befehl wegen Ihrer Befreiung ist gestern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie sollen morgen nebst

vier andern Verwiesenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hiehergebracht worden sind. Alsdann haben Sie die Erlaubnis, sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freiheit durch eine von meinen Freundinnen bei Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weiß es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er soll es auch nicht wissen; auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wissen. Und vielleicht wäre mein Dienst viel großmütiger, wenn ich Ihnen solchen nicht selbst bekanntgemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu schwach; und ich sehe, daß es leichter ist, eine gute Tat zu unternehmen als sie zu verschweigen. Vergessen Sie diese kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Absichten selbst belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sprechen, wenigstens doch nicht allein. Ich wünsche Ihnen also mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlin bald wiederzufinden. Wie wird sie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wiedergeschafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklassen, will ich sorgen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlin angetroffen haben. Wenn meine Wünsche erfüllet werden: so hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechseln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beschließen müssen. Schreiben Sie mir ja! Ich habe noch eine Stiefschwester in Kurland, an die ich Ihnen den beiliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umstände verlangen: so glaube ich, daß Sie sehr gut bei ihr aufgehoben sind. Sie ist eine Witwe; doch habe ich seit zwei Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl!

Amalia L . . .‘

Diesen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme und wollte ihm sagen, was darinne stünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf seine Achsel, um die Bewegungen nicht mit anzusehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreiung und seiner fortdauernden Gefangenschaft verursachen würde. ‚Ihr seid frei‘, fing er an, ‚und ich verliere Euch und bleibe noch ein Gefangner und werde noch unglücklicher als zuvor? Das ist schrecklich. Hat Euch der Himmel lieber als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn Ihr nicht mehr bei mir seid. Ich weiß, daß es Euch unmöglich ist, mich zu vergessen. Nein,‘

fiel er mir um den Hals, ‚Ihr vergeßt mich nicht!‘ Ich konnte ihm vor Wehmut lange nicht antworten, und mein Stillschweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn so hitzig, als ob ich schon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ seinen Affekt ausreden, und nach einem kleinen Verweise sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freiheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben und das übrige für Steeleyn zurückbehalten und uns für seine Mühe, soviel er wollte, abziehen sollte. Der Jude war vorsichtiger als ich. Er sagte mir, daß ich wenig Bargeld mitnehmen sollte, weil ich in der Gefahr stünde, auf der Reise nach Moskau zehnmal darumzukommen. Er gab mir etwas weniges bar und tausend Taler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank und kündigte mir meine Freiheit auf dem Bette im Beisein seiner Gemahlin an. Er reichte mir die Hand und sagte: ‚Ich habe Befehl, Euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll morgen zu Mittage geschehen. Ich verliere Euch zwar ungern; aber reiset mit Gott und seid glücklicher, als Ihr bisher gewesen.‘ Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit und bat um seine fernere Gnade für Steeleyn. ‚Wenn ich lebe,‘ sprach er, ‚so soll es ihm nicht schlechter ergehen als zeither.‘ Er hieß mich niedersitzen (eine Ehre, die er mir zum ersten Male erwies) und sagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein seine Schmerzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlassen. Ich tat es und wiederholte seiner Gemahlin im Herausgehen durch eine dankbare Miene die Größe meiner Verbindlichkeit und ihrer Wohltat. ‚Lebt wohl, mein Herr‘, sprach sie und wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. Sobald ich wieder bei Steeleyn war, so schrieb ich an meine Erretterin, weil ich dieser großmütigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdessen die Wechsel besorgt und mir Pelze und andere Notwendigkeiten geschafft hatte, um mich vor der großen Kälte zu schützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten und empfanden alles, was wir nach unsern verschiedenen Umständen empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns und ebenso der Mittag, und wir

hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weiß nicht was, zu sagen. Der Jude kam und sagte, daß die Schlitten, die mich nebst den übrigen Befreiten fortführen sollten, gleich zugegensein würden. Wir nahmen Abschied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er stieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen: allein man verschloß die Türe, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten und rief mir noch die freundschaftlichsten Wünsche nach.

Ich ward nebst drei andern auf einen Schlitten gesetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht sagen, was in den ersten Stunden, ja fast in den ganzen ersten beiden Tagen in meiner Seele vorging. Ein Übermaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überströmte mein Herz wechselsweise. Man begegnete uns an den Orten, wo wir frische Renntiere bekamen, nicht so verächtlich als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Gesellschafter waren drei Russen. Sie hatten Geld und versorgten sich an allen Orten mit so vielem Branntweine, daß sie auf der ganzen Reise fast nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indessen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundschaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in ebendas Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt gesessen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drei Tagen ward ich völlig losgelassen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechsel noch alle und begab mich nunmehr zu den englischen Kaufleuten, welche Steeleyn vor dem beigestanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompson hieß, ein Billett von ihm. Er nahm mich sehr liebreich auf und sagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwiesen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß er's alsbald nach London an seine Freunde gemeldet und seit drei Jahren verschiedene Briefe an den englischen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu diesem gingen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichste Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichsten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geschrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bei dem Senate um meines Freundes Befreiung angehalten, und versicherte mich, daß er sie bei der Zurückkunft des Zars, die bald erfolgen sollte, gewiß auszuwirken hoffte. Der

englische Gesandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geschrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreiung beizutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus London an ihn erhalten hatte, und Tompson führte mich nunmehr zu den Juden, um meine Wechsel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompson doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr als einen Wechsel von hundertundfunfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen sollte, war in die elendesten Umstände geraten, und seine Mitbrüder versicherten mich, daß sie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn er's nicht tun könnte. Ich zerriß darauf den Wechsel und gab dem armen Juden noch zehen Taler von dem übrigen Gelde. Ich bat sie, daß sie mir etliche Briefe an ihren Korrespondenten nach Siberien, von dem ich die Wechsel empfangen, bestellen sollten. Sie sagten mir, daß drei von ihnen ihrer Geschäfte wegen selbst nach Tobolskoy reisen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: so wollten sie mir durch die Antwort beweisen, ob sie ihr Wort gehalten hätten. Ich schrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortging, ließ mich der Agent rufen und sagte mir, daß er endlich so glücklich gewesen wäre, sich um seinen Landsmann verdient zu machen; seine Befreiung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hatte das Versprechen erhalten, daß Steeley binnen drei oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und freigelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir diese Wohltat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen, Euch zu suchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen wohin. Der Handel in die schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dänemark, weil ich mir einbildete, daß Ihr Euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompson beredete mich, daß ich mit einem holländischen Schiffe, dessen Ladung er in Kommission hatte, und das in Archangel segelfertig lag, nach Holland gehen sollte. Er gab mir eine Adresse an den Kaufmann mit, dem die Waren des Schiffs gehörten, und versprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einschlagen wollte; ich aber sollte bei diesem Manne die Nachricht zurücklassen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bei seiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich ging also in der sechsten Woche nach meiner Ankunft in Moskau

mit dem Schiffe fort, das mich so unvermutet und glücklich zu Euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: so gab ich Tompson funfzig Taler, um sie nach meiner Abreise unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszuteilen."

Dies ist das meiste von dem, was mir mein Gemahl über seine schriftlichen Nachrichten von seinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zusammengezogen und das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Lands gehört, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen. Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reiche vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anstalten Peters des Ersten, die sowohl in die Natur des Landes als in die Gemütsart der Einwohner einen großen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehro zu dem letzten Perioden dieser Geschichte, nämlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt ist. Wir lebten in unserer zweiten Ehe, wenn ich so reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl schmeckte auf sein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühete in meinen Armen wieder auf und bekam die erste Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen großen Teil entzogen hatte. Die ersten Monate verstrichen uns in der Gesellschaft der Karoline und des Herrn R . . meistens unter wechselseitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heirat und die Geschichte meiner Ehe mit dem Herrn R . ., und zwar in dem Beisein desselben umständlich erzählen sollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bei der Hand, als wollte er mir einen Mut einsprechen. Ich fing die Erzählung mit vieler Dreistigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden sein würde, wenn ich nur die geringste Nachricht von seinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieses langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterstützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutsam sprechen; und je mehr ich redte, desto mehr fühlte ich, wieviel Beleidigendes diese Geschichte für den Grafen in sich hatte, und wieviel Kränkendes für mich und für den Herrn R . . . Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die teuersten Versicherungen, daß er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich sammelte alle meine Kräfte; ich fing zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte sich, mich fortfahren zu lassen; ich schwieg. „Nun", sprach der Graf mit einer liebreichen Miene, „diese kleine Marter, die

ich Euch itzt gemacht habe, das soll die Strafe für Eure Untreue sein," und umarmte mich. „Und Ihr, mein lieber R . .", fuhr er fort, „schlagt Eure Augen immer wieder auf und seht zu Eurer Strafe Eure vorige Gemahlin in meinen Armen." Er küßte ihn, und ich mußte es auch tun. „Nein," sprach er, „sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Karoline (sie saß bei mir), seht nur, wie Euch meine Gemahlin betrachtet. Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch Eure Gegenwart?"

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite und sann bei jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr lesen konnte, so tat er's. Diese glückliche Beschäftigung mit dem Geiste der besten Skribenten, die der Graf so lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Teil des Tages weg und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften und fühlten doch nie die Beschwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unsern Vergnügungen recht empfindlich gerührt sein wollten: so dachten wir unserm Schicksale nach. Diejenigen, die niemals unter großen Unglücksfällen geseufzt haben, wissen gar nicht, was für eine Wollust in diesen Betrachtungen zu finden ist. Man entkleidet sich in solchen Augenblicken von allem seinen natürlichen Stolze; man sieht, indem man sein Schicksal durchschaut, sein Unvermögen, sich selber glücklich zu machen, und überläßt sich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken lassen. Der Graf setzte zuweilen ganze Tage zu dieser Absicht aus und wandte sie zu Werken der Guttätigkeit an. Er erkundigte sich nach elenden und unglücklichen Personen; mit einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an diesen Tagen zu erquicken und aufrichten zu lassen, das war seine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die schon unter dem Elende grau geworden waren, zu sich rufen und sie an einem Tische zusammen speisen. Es war ihm freilich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Guttat verdienten; allein er stellte deswegen nicht die strengsten Untersuchungen an. „Vielleicht", sprach er, „lassen sie sich durch die Wohltaten bessern, wenn sie boshaft gewesen sind; laßt sie auch der Wohltat unwert sein: sie sind doch Menschen." Wenn er hörte, daß

sie mit dem Essen bald fertig waren: so ging er zu ihnen und ließ sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte: so nahm er sich ihrer insbesondere an. R . . war sein Gehilfe in dieser Tugend, und wem sie beide nicht als Wohltäter dienen konnten, dem dienten sie doch als vernünftige Ratgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder oder in die Gärten spazieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bei dem Mondenscheine durch die Wiesen gingen und den Wagen am Wege halten ließen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Grases dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte und in einem hilflosen Zustande dalag. Herr R . ., der bei uns war, fuhr den Augenblick in das nächste Landhaus, um ein Weib und andere Bedürfnisse für die Geburt herbeizuholen, und ich machte mich indessen um die Unglückliche so verdient, als es die Notwendigkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schließen, daß sie keine der Vornehmsten und keine der Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Teil von ihrem Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts als etliche unvernehmliche Worte hervorbringen konnte. Herr R . . kam mit einigen Weibern zurück, und wir ließen die unbekannte Elende auf unserm Wagen in das nächste Dorf bringen und kehrten zu Fuße in die Stadt. „Nun," sprach der Graf, indem wir zurückgingen, „dieser Spaziergang ist viel wert. Wie schön wird sich's in den Gedanken einschlafen lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen ist vermutlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weiß, welcher Betrüger sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld gebracht hat." Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebst Karolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Tränen zerfließen. Sie war nicht allein wohlgebildet, sie war ausnehmend schön, und eine gewisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler zum voraus. „Die Liebe", sprach sie, „oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu sein verdiene. Ich habe mich mit ihm seit zwei Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe, und der mir sein eigen Herz aufdringen wollte, hat unsre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bei Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt und mir versprochen, sich im Haag mit mir niederzulassen und die Handlung zu treiben.

Als wir gestern morgens in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genötiget, vom Wagen abzusteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und sobald er sah, was mir vor ein Schicksal bevorstund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hilfe zu rufen. Ich habe also den ganzen Tag auf seine Zurückkunft vergebens gewartet und bin mehr durch das Entsetzen über seine Untreue als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe in den sinnlosen Zustand gekommen, in dem ihr euch gestern meiner so großmütig angenommen. Man kann keine größere Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geschmeide, das mein ganzer Reichtum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch hasse ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlassen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute." — Ich suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wiederkäme, sie zu mir zu nehmen und sie und ihr Kind zu versorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bei mir und hatte nicht das geringste Verlangen, in sein Vaterland zurückzukehren, wenn ihm auch die Erlaubnis dazu wäre angeboten worden. Über dieses wußte er, daß der Prinz, dem er sein Unglück zu danken hatte, noch lebte und bei dem Könige in dem größten Ansehen stund; und was brauchte er mehr, als dieses zu wissen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er auf alle seine Briefe an ihn noch nicht die geringste Antwort erhalten, dieses beunruhigte ihn desto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London schon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß sein Sohn durch die Bemühungen des englischen Gesandten und durch ein Strafgeld von etlichen tausend Talern seiner Verweisung nach Siberien entlassen worden wäre, von ihm selbst aber hätten er und seine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indessen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu tun pflegte, mit dem Herrn R.. auf das Kaffeehaus gegangen, wo die meisten Fremden einzusprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir sagen, er würde mir einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechtemachen lassen

sollte. Er kam, und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäfte nach Holland zu gehen genötigt hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er diesem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war ebenso froh, daß er meinen Gemahl so unvermutet und so glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Livland und Dänemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt und doch nicht das geringste von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bei Jahren, und sein grauer Bart und sein langer polnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgingen und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeichnen suchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden: so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. „Ach," sprach der Alte, „wenn ich nur so glücklich sein könnte, noch etliche Stunden bei Ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnügen gehabt, und niemand ist noch so großmütig mit mir umgegangen, als Sie tun." Der Graf nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. „Seht Ihr," sprach er, „meine Gemahlin gibt Euch ihr bestes Zimmer ein. Glaubt Ihr nun wohl, daß Ihr uns angenehm seid? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlassen. Nicht wahr, ich wohne hier besser, als in Siberien? Dort habt Ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlin Euch bedienen." Wir taten es; und wir alle, Karoline sowohl als R.., bestrebten uns recht, diese acht Tage unserm Gaste zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne unterging, schlich er sich in sein Zimmer und blieb meistens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieses etlichemal geschah, um die Ursache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R . . einmal überraschte und auf den Knien beten fand. Als diese acht Tage unter tausend kleinen Vergnügen verstrichen waren: so bat er uns, unsere Wohltaten einzuschränken und ihn wieder fortreisen zu lassen. Er verließ uns einen Tag, um seine Geschäfte zu besorgen, und kam den andern wieder, um Abschied von uns zu nehmen. „Nun", sprach er, „will ich mit Freuden fortreisen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reise danken, daß ich Sie an-

getroffen habe. Ich bin alt, und ich werde Sie alle in dieser Welt wohl nicht wiedersehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bei meinem Weibe sterben wollte: so würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlassen.“ Wir nahmen alle als von einem Vater Abschied von ihm. „Ach Herr Graf,“ fing er endlich ganz furchtsam an, „Sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnet: aber ich bin gegen Sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß Sie mir das Leben mit Ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Kapital von zehntausend Talern zu heben. Erlauben Sie mir die Freude, daß ich's Ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen Sie den Schein von mir an.“ Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Teil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er ging darauf zu unsrer Tochter und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, was ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffne Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen. R.. begleitete den Alten etliche Meilen und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundschaft, die wir ihm erwiesen, rührte ihn nichts so sehr als dieses, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in seine Studierstube setzen ließ.

Auf diese Freude folgte in einigen Wochen eine noch größere und ebenso unvermutete. Andreas, Karolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre seinen Geburtstag zu feiern. Er kam einstens sehr frühe zu uns und sagte, weil er genötiget wäre, auf etliche Wochen zu verreisen, und weil sein Geburtstag morgen einfiele: so wollte er ihn heute feiern und uns bitten, uns gleich mit ihm auf eine Gondel zu setzen und einmal einen ganzen Tag in seinem Hause zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bei dem Tee gleich mit dem Briefe beschäftigt gewesen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geschickt: so baten wir den Andreas, uns nur

so lange Zeit zu lassen, bis ich diesen Brief vollends laut hergelesen und der Graf uns das, was wir noch umständlicher wissen wollten, erzählt hätte; denn Karoline und R.. saßen bei uns. „Ach," schrie er ganz ängstlich, „das könnt ihr in meinem Hause auch tun; nehmet den Brief mit und verderbet mir meine Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort und traktiere euch gar nicht." Dieses treuherzige Kompliment nötigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine großen Anstalten gar nicht finden. „Ich weiß nicht," sprach Karoline, „was ich von meinem Bruder denken soll. Wenn nur nicht etwan aus diesem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er tut mir zu froh und zu geheimnisvoll. Wir scherzten mit ihm darüber, als er uns den Tee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern sähe, daß wir seine kleine List errieten. „Leset nur euren Brief vollends durch," fing er an, „ich will indessen meine Braut holen oder wenigstens meinen Flaschenkeller zurechtemachen." Er ging in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tausend Kleinigkeiten, welche die Gemahlin des Gouverneurs angingen, deren Brief an ihre Stiefschwester nach Kurland mein Gemahl wieder zurückbekommen hatte, weil sie tot war. R.. wollte immer mehr von der wunderlichen Gemütsart des Gouverneurs wissen, und Karoline blieb bei aller Gelegenheit bei Steeleyn stehen. Andreas trat aus der Nebenstube wieder herein, als wollte er uns zuhören. „Habe ich ihn Euch denn noch nicht genug beschrieben?" sagte mein Gemahl zu Karolinen. „Habt Ihr Euch denn gar in ihn verliebt? Freilich sah er vorteilhaft aus, sonst würde ihm das kosakische Mädchen nicht so gut gewesen sein. Er hatte große schwarze Augen wie Ihr, und —" In dem öffnete Andreas, der nah an der Türe stund, das Nebenzimmer und rief, nach seinen Gedanken, ganz sinnreich: „Sah er etwan wie dieser Herr aus?" und in dem Augenblicke stund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Sessel aufstehen konnte, und wir sahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. „Nun," schrie endlich Steeley, „nun sind wir für alle unser Elend belohnet", und riß sich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Armen entgegen. „Ach Madame," fing er an, „ich — ich — ja, ja, Sie sind es —" und das war sein ganzes Kompliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drei zugleich. O was ist das Vergnügen der Freundschaft für eine Wollust, und wie wallen empfind-

liche Herzen einander in so glücklichen Augenblicken entgegen! Man sieht einander schweigend an, und die Seele ist doch nie beredter als bei einem solchen Stillschweigen. Sie sagt in einem Blicke, in einem Kusse ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne sie zu verwirren. Karoline und der Herr R.. teilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeley und waren alle ein Freund. Dem Andreas mochte unsere Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Karolinen beiseite. „Ihr Leute", sprach er ganz bestrafend, „vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seid und . . . Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den ganzen Tag euern Umarmungen zusehen. Tut es, wenn ich nicht dabei bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen sein." Und damit mußten wir uns niedersetzen. „Herr Graf," fuhr er darauf fort, „habe ich's nicht listig gemacht?" Wir merkten, daß er für seine Erfindung belohnt sein wollte, und er war es wert, daß wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehen Fragen an Steeleyn getan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. „Seid doch zufrieden," sprach er, „daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr miteinander reden bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bei mir recht aufgeräumt sein und recht laut werden sollt." Wir wünschten unstreitig alle, von unserm gebieterischen und uns so unähnlichen Wirte bald entfernt zu sein; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit preisgeben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu haben, uns seine Begebenheiten zu erzählen, außer daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. „Und von seiner Gemahlin", fuhr er zum Grafen fort, „habe ich einen Brief an Euch. Die großmütige Seele! Ich will Euch den Brief aus meinem Koffer langen. Er ging und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unsere Lobsprüche von ihm mitzuteilen. „Ist er meiner Liebe wert," sprach der Graf zu mir, „und gefällt er Euch?" Karoline ließ mich nicht zu Worte kommen. „Herr Graf," rief sie, „Ihre Gemahlin kann nicht urteilen, sie ist nur von Ihnen eingenommen. Fragen Sie doch mich, ich will's Ihnen aufrichtig sagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir —" Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer an der Hand, herein, aus deren Gesichte Anmut und Freude lachten. Sie

ging in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. „Ach Gott!“ rief der Graf, „wen sehe ich? Ist es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? Das ist zuviel Glück auf einen Tag!“ — „Madame,“ redete mich Steeley an, indem ich noch vor Erstaunen immer auf einer Stelle stund, „hier bringe ich Ihnen meine liebe Reisegefährtin und bitte für sie um Ihre Freundschaft.“ Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht so bald wissen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie selbst schien mich aus ebender Ursache in der Ungewißheit zu lassen: „Glaubt es doch,“ rief mir endlich mein Gemahl zu, „sie ist es, der ich meine Befreiung zu danken habe; sie hat mich Euch wiedergegeben.“ — „Ja, Madame,“ fing sie an, „für diesen Dienst suche ich itzt die Belohnung bei Ihnen, und ich bitte nicht um Ihre Freundschaft, sondern ich fordere sie von Ihnen. Ist es Ihnen denn recht lieb, daß Sie mich sehen? Ja, ich sehe es, Sie fühlen ebensoviel als ich, daß ich Sie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, also sind wir nicht mehr in Siberien? Wieviel habe ich Ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den Sie mir hinterlassen haben, hat mir viel zuwider getan (hier sah sie Steeleyn mit dem zärtlichsten Blick an), und er mag es Ihnen selber sagen. Aber“, fing sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, „wer ist das Frauenzimmer und der Herr?“ (sie meinte Karolinen und R..). Der Graf erschrak und wußte nicht, was er in der Eil' sagen sollte. „Sie sind — sie sind unsre Freunde und auch die Ihrigen.“ Ich nahm darauf Karolinen bei der Hand und führte sie zu ihr, und der Graf tat mit R.. ebendas. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimnis vor unsrer Zusammenkunft schon verraten hätte: denn die Verschwiegenheit war seine Sache nicht. Allein er hatte — entweder, um uns zu schonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte — geschwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unsere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein und half uns zum Teil aus unsrer Verwirrung. „Das ist,“ fing er zu der Fremden an, „das ist meine liebe Schwester.“ In dem Augenblicke ging R.. mit niedergeschlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. „Geht nicht,“ rief ihm dieser nach, „ich will nichts sagen. Der Herr Graf wird es schon selbst erzählen.“ — „Ach, mein lieber Graf,“ sprach Steeley, „was ist das für ein Geheimnis? Darf ich's und die Madame nicht wissen? Wer ist der Herr R..?“ — „Er ist einer von meinen ältesten Freunden, und wenn ich

Ihnen alles sagen soll . ." hier sahe er mich an und schwieg. „Er war mein Gemahl," sprach ich zu meiner neuen Freundin, „ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie hassen mich doch deswegen nicht? Nein Madame, ich verdiene Ihr Mitleiden und mein Graf" . . . „Dieser liebt Euch", fuhr er fort, „ebenso zärtlich als jemals." Sie sah mich beschämt an und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung diese traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley schien wirklich bei dieser Nachricht etwas von seiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er sah bald mich, bald den Grafen an. „Ist sie denn nicht mehr Eure Gemahlin?" sprach er ganz heftig. — „Sie ist meine Gemahlin," antwortete ihm der Graf; „beunruhigt Euch nicht. Ich weiß, daß Ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt." Hierauf ging unsre Freude wie vom neuen an.

Unser stürmischer Wirt nötigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkosung, und anstatt zu essen sahen wir einander an. „Madame," fing endlich Steeley zu mir an, „Ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden Sie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reisegefährtin? Oder wollen Sie wissen, warum sie nach Holland gegangen ist? Sie will die Juwelen wiederholen, die sie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und sie wird so lange bei Ihnen bleiben, bis sie ersetzt sind." — „Ja," sprach ich, „wir sind dazu verbunden; aber warum nehmen Sie sich der Madame so eifrig an? Erfordert dieses die Pflicht der Reisegesellschaft?" — „Sie hören wohl," versetzte sie, „daß er das Geheimnis meiner Reise gern entdeckt wissen will; ich soll Ihnen sagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und besitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich bloß auf Ihre Gegenwart verspahret." Steeley stund auf und umarmte sie. „Also sind Sie meine Braut?" rief er. — „Ja," sagte sie, „und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreisen. Und Ihnen, mein lieber Herr Graf, Ihnen bin ich mein Glück schuldig, denn ohne Sie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in Ihrem ersten Gespräche mit mir so edel beschrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn sah. Die Vorsehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das seinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bei Ihnen; und Sie, Madame, sollen das Recht haben, unsere Verbindung zu vollziehen und einen Tag zu unserer Vermählung anzusetzen,

welchen Sie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von Ihren Händen empfangen." — „Und ich", sprach der Graf, „meine Gemahlin von den Ihrigen. Ich will mir sie, da ich die zweite Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen lassen, und dieses soll an dem Tage geschehen, da Sie Ihre Verbindung vollziehen." Amalie, so hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaschenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. „Kennen Sie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich Ihnen in Siberien die Gesundheit Ihrer Gemahlin zugetrunken. Und aus diesem Glase und von dem Weine, der nicht weit von diesem Lande gewachsen ist, wollen wir sie zum andern Male in Holland trinken. O wie gut wird mir's schmecken!" Sie trank und reichte mir's. Ich sah das Glas und den Wein an und sah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichsten Umständen von einer großmütigen Seele bedauert und geschützt; ich sah sie an und trank, und Tränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben so gut geschmeckt als dieser. Wir schwiegen vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. „Aber, Madame," fing er lachend an, „wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor Ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig?" — „Seine Miene", sprach sie, „richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte: so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demütig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien: so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Miene vor, die mich leicht erraten ließ, daß er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch großgesinnt war." — „Aber wie war er gekleidet?" — „Schlechter als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenutzt, und ein schwarzer russischer Pelz und ein paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indessen seinem Gesichte bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehn. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von seiner Gemahlin sprach; und ich tat von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freiheit auszuwirken." — „Aber Ihr verstorbner Gemahl und der Herr Graf", sprach Andreas, „waren wohl nicht allezeit die besten Freunde?" — „Was dieser getan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach, vergeben Sie ihm die Fehler seiner Gemütsart und seines Volks, die ich, ungeachtet seiner Neigung gegen mich, mehr als Sie

empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündnis, das der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ich's sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe."

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäfte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung still, und wir waren zufrieden, daß wir dieses Mal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalie nach dem umständlicher auf folgende Art erzählt hat.

„Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise", fing sie auf unser Bitten an, „starb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe und bat zugleich um die Erlaubnis, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verschiedene harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Ansehung der Gefangenen ergehen lassen. Ihrem zurückgelassenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit verschaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu versorgen, was er nötig hätte, und ließ ihn mutmaßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohltaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr als einmal, und noch dazu in den traurigsten Umständen gesehen, als er auf Ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude seine Danksagung für meine Fürsorge überbrachte; und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bei den Unteraufsehern zu bewerkstelligen suchen. Er war in ein besser Behältnis gebracht, und ich hatte schon allerhand Mittel ausgesonnen, wie ich ihm bei meiner Rückreise nach Moskau diese erträglichen Umstände dauerhaft machen wollte. Ungefähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verstorbenen Gemahl, daß Steeley frei sein und bei der ersten Gelegenheit, die man ihm verschaffen könnte, mit einem Passe versehen und für sein Geld fortgebracht werden sollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen und sagte ihm, daß er Steeleyn eiligst zu mir bringen sollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieses meldete, die Wache nachschicken wollte,

ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebst dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er stattete mir die Danksagung für meine bisherige Fürsorge auf eine sehr ehrerbietige und gefällige Weise ab und blieb an der Türe des Zimmers stehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit seinen Umständen zufrieden wäre? Er beantwortete das erste mit einem traurigen Nein und das andere mit einem gelassenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von seinem Schicksale zu machen. Er tat es, und je mehr er redete, desto mehr nötigte er mir durch seine Worte und durch seine Mienen Aufmerksamkeit und Hochachtung ab. Er sah weit besser aus als vor zwei Jahren, und ich weiß nicht, ob ich mir's beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der siberische Pelz recht schön ließ. Ich hörte aus seiner Art zu reden nunmehr sehr wohl, daß er ein edelmütiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: so war es vielleicht deswegen geschehen, weil ich bei meinem Zweifel gern widerlegt sein wollte. „Der Graf", dachte ich, „hat recht, daß er ihn so sehr liebt und so sehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es ist deine Pflicht, einem so rechtschaffenen und unglücklichen Manne zu dienen." Ich merkte, je mehr er redete, daß etwas in meinem Herzen vorging; allein ich hatte keine Lust, es zu untersuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu stören. Ich nannte meine Regungen bei mir selbst Wirkungen seiner Unglücksfälle und setzte mich in Gedanken nieder und ließ ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu sagen. Als er mir die Grausamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen: so fühlte ich weit mehr, als da sie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Tränen zurückzuhalten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmut sehen sollte. Ich fragte ihn in der Angst, wie alt sein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht gesehen hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnötigte, nebst einigen Tränen bei seinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umstände seiner Familie und seiner Jugend zurück. Er fing endlich an, von der traurigen Begebenheit mit seiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward so gerührt, daß ich recht gewaltsam von meinem Stuhl aufsprang und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte schon gewünscht. Er ward bei dieser Erzählung sehr weichmütig und endigte sie mit einem ‚Ach Gott!' das

mir durch die Seele ging. Er schlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich sie ihm wieder öffnen sollte. Er sah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Miene an, und ich erschrak, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. ‚Mein Herr,‘ fing ich an, ‚ich will gleich weiter mit Ihnen reden.‘ Ich ging in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen seiner Befreiung zu holen. Ich suchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich schämte mich vor meiner Unruhe und glaubte zu meinem Troste, daß sie von den traurigen Erzählungen herstammte, und daß sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, sich bald verlieren sollte. Ich sah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich sah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verraten. Ich hatte indessen bei aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbessern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn seine Befreiung anzukündigen, überlegte ich noch, wie seine unglückliche Braut ausgesehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichsam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede und öffnete das Zimmer und ging auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Atem fehlte, und daß ich die Worte nicht wiederfinden konnte, die ich in meinem Gedächtnisse gesammelt hatte. Ich tat also an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. ‚Ich will nicht länger ungerecht sein‘, fing ich endlich an, ‚und Ihnen eine Nachricht vorenthalten, die Sie vielleicht schon lange zu hören gewünscht haben. Verstehen Sie Russisch?‘ Er antwortete mir ängstlich ja, ja und zitterte und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich setzte mich nieder und bat ihn, daß er's auch tun sollte. Er weigerte sich, und ich hielt mich für verbunden, ihm selbst einen Sessel zu reichen und mich dadurch an dem mir schon beschwerlichen Zeremoniell zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor und sagte endlich zu ihm: ‚Von dieser Stunde an haben Sie Ihre Freiheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe sein sollen, die sie Ihnen erteilen muß. Sehen Sie mich nicht als Ihre Gebieterin, sondern als Ihre gute Freundin an!‘ Er sprang vom Stuhle auf und küßte mir mit einer unaussprechlichen Freude die Hand; ich ließ ihn diese Dankbarkeit sehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurückezöge. Er stammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch diese Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufseher der Gefangenen Steeleys Befreiung gleich an=

zeigen und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurückgehen. ‚Ich wollte Ihnen‘, fuhr ich fort, ‚gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis Sie mit einer sichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umstände scheinen es zu verbieten. Der Jude wird Ihnen schon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert sein, solange ich noch hier bin.‘ Er nahm Abschied, und ich sah in seinen Augen, daß er mir weit mehr zu sagen hatte, als er sagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Diesem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen sollte. Also war dieser erste Besuch geendiget. Ich trat an das Fenster und wollte ihm nachsehen, und ich fragte mich in diesem Augenblicke, warum ich dieses täte; aber ich tat es doch. Ich setzte mich zur Tafel, und es reuete mich, daß ich ihn nicht bei mir behalten hatte. Der Jude blieb mir schon zu lange, und ich hätte es sicher genug wissen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich stellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Karawane handelnder Kaufleute durch Hilfe des Juden in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken schon und wünschte, daß er in meiner Gesellschaft möchte zurückreisen können. Der Jude kam und versicherte mich, daß er seinen Gast sehr wohl aufgehoben und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verstorbenen Gemahle vor zwei Jahren abgekauft. Ich erschrak über diese Nachricht, als ob sie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit seiner Anstalt zufrieden. Ich rief den alten deutschen Bedienten, der mir von Kurland aus nach Moskau und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bei mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen und sehen sollte, was der Herr, der heute aus dem Arreste gekommen, in seiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu seiner Abreise als eine Standsperson versorgt werden sollte. Er kam wieder und sagte mir, daß er bis auf das weiße Geräte und eine Matratze zum Schlafen mit den nötigsten Möbeln versehen wäre. Ich reichte ihm alles selbst, was er forderte, und zwar von jeder Art das Kostbarste, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich sagte ihm, daß er die Stücke genau zählen sollte, damit keines verloren ginge, und mein Herz wußte doch nicht das geringste von dieser wirtschaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaschenfutter Wein mitnehmen. ‚Und wenn Ihr von ihm geht,‘ fuhr ich fort, ‚so könnt Ihr in Eurem Namen

fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte.‘ Er kam nicht eher als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er so lange geblieben wäre. ‚Ach,‘ hub er in seiner treuherzigen Sprache an, ‚man kann von dem Herrn gar nicht wieder loskommen. Es ist ein rechter lieber Herr; alles, was er sagt, nimmt einem das Herz. O, wenn Sie's nur hätten hören sollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenschaft errettet hat! Er mag recht fromm sein, und ich weiß nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich ging, auskleiden helfen. ‚Ach,‘ sprach er, ‚mein lieber Christian, gebt Euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien selber bedienen lernen.‘ Es ging mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Ansehen. Wer weiß, wie vornehm er von Geburt ist, und hat doch in diesem verwünschten Lande so viel ausstehen müssen! Wenn Sie mir's erlauben, so will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohl gehe. Bei Ihnen läßt er sich für alle Gnade, die Sie ihm erzeigen, ganz untertänigst bedanken und um nichts als ein Buch bitten. Es wird auf diesem Zeddel stehen.‘ Dieser Zeddel war ein französisch Billett von diesem Inhalte:

‚Mein Glück scheint mir nur ein Traum zu sein; und Sie überhäufen mich mit so vieler Gnade, daß ich gar nicht weiß, wie ich dankbar genug sein soll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden und allen meinen Landsleuten schon in Gedanken, daß ich das großmütigste Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madame, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich sie in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? Durch nichts, als durch Ehrerbietung —‘

Dieser kurze Brief gefiel mir sehr wohl. Ich brachte einen großen Teil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieses Briefs zu. ‚Wodurch soll ich Ihre Sorgfalt in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung.‘ Ich gab diesem Worte eine Bedeutung, wie sie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag schon da war. Ich eilte und beschloß, Steeleyn des Mittags mit mir speisen zu lassen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermutete, daß er bei seinem neuen Herrn sein würde, und ich hatte recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über seinem neuen Herrn vergessen würde, und schickte ihn mit zwei französischen Büchern wieder an Steeleyn und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu speisen. Ich ließ etliche wenige

Gerichte nach deutscher Art zurichten und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm desto ähnlicher zu sein, doch war ich sorgfältig genug gewesen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bei dieser Mahlzeit wollte ich, sozureden, hinter mein eigen Herz kommen und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundschaft wären. Mein Gast kam, und seine Miene war heitrer als die gestrige und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war besser, obgleich noch russisch, gekleidet als gestern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich tat, als ob meine Fürsorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und setzte mich ganz allein mit ihm zu Tische. Wir brachten über unsrer kleinen Mahlzeit wohl drei Stunden zu, und es schien mir, daß sie ihm ebenso kurz ward als mir. Er konnte sich noch nicht recht in das Zeremoniell, mit einer Dame und vornehm zu speisen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erschrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanständigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiste überlegen war. Er mußte mir seine Begebenheiten noch einmal erzählen, und sie rührten mich, als ob ich sie noch nicht gehört hätte. Wir sprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein so großes Verlangen, ihn wiederzusehen, daß ich lieber eifersüchtig geworden wäre. Mit einem Worte, mein Gast gefiel mir nach wenig Stunden so sehr, daß ich mir alle Gewalt antun mußte, mich zu verstellen. Ich wünschte in denen Augenblicken, da uns unser Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches sagen möchte, nur um zu wissen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bei der Sprache der Ehrerbietung, und seine Augen redten ebendie Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tische aufstunden, Abschied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben sollte, weil ich mich zu verraten glaubte. Ich ließ ihn also wieder in sein Quartier bringen. Und nun wußte ich's, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich schon verlassen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ich's sein wollte. Ich stellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über diese Vorstellung kleinmütig und rächte mich durch Geringschätzung an mir selber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beschloß, ihn in drei Tagen wieder zu mir

zu bitten. O, was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieser Zeit, daß sein Herr in seiner Einsamkeit ganz tiefsinnig würde. Wie lieb war mir diese Nachricht! Ich war schwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir gesprochen hätte? ‚Er lobt Sie über die Maßen‘, sprach er, ‚und fragt mich, sooft ich komme, wie Sie sich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.‘

Nach drei Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gast. Er kam, und die Unruhe hatte sich in alle seine Blicke verteilet. Er hatte sich durch den Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dachte ich, er ist schön, er ist liebenswert, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Gesichte vertrieben, als er mich bei der Tafel um die Ursache fragte, warum er mich nicht so zufrieden sähe als das letztemal. Ich erschrak über mein verräterisches Gesicht und über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubnis noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurückzukehren. ‚Aber‘, fuhr ich fort, ‚was fehlet Ihnen? Die Freude über Ihre Befreiung herrscht nicht mehr in Ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach Ihrem Vaterlande, das Sie beunruhiget?‘ — ‚Ja, Madame,‘ sprach er mit niedergeschlagnen Augen. O! wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem er's aussprach, zu einem Nein machte. ‚Haben Sie vielleicht‘, fuhr ich fort, ‚noch eine Braut in Ihrem Vaterlande, die Sie erwartet? Warum entziehen Sie sich und mir das Vergnügen, von ihr zu sprechen? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um Ihre Reise zu beschleunigen und Sie von meiner Freundschaft zu überzeugen.‘ Er antwortete mir mit einem verschämten Blicke und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit einem Male wissen. ‚Sie schweigen? Also haben Sie eine Braut in London?‘ — ‚Nein,‘ rief er, ‚Madame, der Himmel weiß es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne Liebe gewesen bin. Wie könnte ich Ihnen etwas verschweigen? Ach, wie könnte ich dieses? Ich bitte Sie, vermindern Sie Ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dies ist die wahre Ursache.‘ Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz erraten können; allein meine Freude tat bei ihm eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhig war. Ich redte fast allein, und ich studierte seine Augen und sein Herz

aus. ‚Er liebt dich,‘ fing ich zu mir selbst an, ‚und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nötigen sollst, dir seine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er.‘ Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Galerie einheizen und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bei mir zu behalten. Als wir in das größte kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hingen; so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Teil von seinen Arbeiten hier finde. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich achtgab, und belohnte ihn gleich dafür. ‚Ich will Ihnen Ihre Stücke zeigen‘, sprach ich. ‚Mein Gemahl hat mir's gesagt, daß die, unter welchen ein S stände, von Ihnen wären. Er mag Sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben.‘ — ‚Ach,‘ sprach er, ‚Madame, Sie könnten mich für alle meine Mühe auf einmal belohnen! Aber nein . . .‘ Ich wußte in der Tat nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inständig, daß er mir's sagen sollte. ‚Wollen Sie mir's vergeben,‘ rief er, ‚wenn ich's Ihnen gestehe? Denn es ist eine Verwegenheit.‘ — ‚Ja,‘ sagte ich. Er öffnete darauf die Türe von dem vorhergehenden Zimmer und wies auf mein Porträt. ‚Madame, dieses Geschenk wollte ich mir wünschen, wenn ich Siberien verlasse!‘ Diese Bitte war mir das Angenehmste, was ich von ihm gehöret hätte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich sie anhörte, das Recht, sie zu wiederholen, und er hatte schon das Herz, mich bei der Hand zu fassen und meiner Hand durch die seine, ich weiß nicht was für verbindliche Dinge zu sagen. Ich begab mich geschwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichsam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen antat. Er merkte seinen Sieg nicht und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an fast ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine strenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gast, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimnis unsrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubnis, alle Tage miteinander umzugehen. Wir durften uns vor niemanden scheuen als vor uns selbst. Alles stund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten,

zu groß, als daß ich von ihnen bemerkt zu werden hätte fürchten dürfen. Demungeachtet schienen wir beide bei aller unsrer Freiheit und bei unserm täglichen Umgange, anstatt daß wir vertrauter hätten werden sollen, einander nur desto fremder zu werden. Er hütete sich, mir die geringste Liebkosung zu machen, und ich nahm mich viel mehr als im Anfange in acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir sahen beide nicht, daß die Behutsamkeit, die wir in unsern Reden und in unsern Handlungen beobachteten, nichts als die stärkste Liebe war; oder besser, wir fühlten die Liebe so sehr, daß wir genötiget wurden, uns strenge Gesetze vorzuschreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Bescheidenheit mir nach; und was war dieser Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieses einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntnis von ihm und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehen oder zwölf Tagen so ausgeredet, daß wir fast nichts mehr wußten, und wir wurden desto ärmer an Gesprächen, je weniger wir unser Herz wollten reden lassen. Wir spielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen ist, und das uns sehr beschwerlich gewesen sein würde, wenn es uns nicht das Recht erteilt hätte, einander genauer als außer dem zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ sie doch nur für seine Augen da. Unsere Spiele wurden alle bald aus. Ich verstund es wirklich besser als er; allein ein Blick in seine redlichen und zärtlichen Augen und eine kleine Röte oder ein verschämter Seufzer, den ich ihm abnötigte, war genug, mich zu dem einfältigsten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten diesen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns so gut dabei, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unser Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieser Zeit hatten wir einander nicht länger als fünf Tage nicht gesehen, und dennoch waren wir, so sehr wir einander gefielen, nicht vertrauter als im Anfange; und wir würden unstreitig diesen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unsre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude besuchte uns nämlich unvermutet bei Tische und kündigte Steelehn an, daß morgen eine Lieferung für den

Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für soundsoviel Geld sicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erschrak über diese Nachricht, daß ich nicht ein Wort sagen konnte, und Steeley ebensosehr. ‚Wenn,‘ rief er, ‚wenn soll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen.‘ Der Jude verließ uns. Und nun ging eine traurige Szene an. ‚Ach, Madame,‘ fing Steeley an, und schon liefen ihm die Tränen über die Wangen; ‚ach, Madame, ich soll schon fort? Morgen schon?‘ — ‚Und was macht Ihnen denn die Abreise so sauer?‘ Er entsetzte sich über diese Frage und geriet in eine kleine Hitze. ‚Sie fragen mich noch, was mir meinen Abschied sauer macht? Sie! Sie!‘ und auf einmal ward er still und suchte seine Wehmut zu verbergen. Mit welcher Entzückung sah ich mich von ihm geliebt! Ich schwieg still oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehen, und ich nahm ihn in der Angst bei der Hand. ‚Wo wollen Sie hin?‘ — ‚Ich will mich‘, sprach er, ‚für meine Verwegenheit bestrafen, die ich itzt begangen habe, und Abschied von Ihnen nehmen und . . .‘ — ‚Aber wenn ich Sie nun ersuchte, noch nicht fortzureisen, wollten Sie nicht bei mir bleiben? Wollten Sie nicht Ihr Vaterland, Ihre Freunde einige Zeit später sehen?‘ — ‚Ach, Madame,‘ rief er, ‚ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlassen, für Sie vergessen. Sagen Sie mir nur, ob Sie mich — ob Sie mich hassen?‘ — ‚Ich liebe Sie,‘ fing ich an, ‚es ist nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn Sie mich lieben: so bleiben Sie hier und reisen Sie in meiner Gesellschaft!‘ Nunmehr wagte er die erste Umarmung, und o Himmel! was war dieses nach einem so langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen! Wieviel tausendmal sagte er mir, daß er mich liebte, und wievielmal sagte ich's; und durch wie viele Küsse, durch wie viele Seufzer wiederholten wir unser Bekenntnis! Nun redte unser Herz allein. Er fragte mich, ob ich seine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn ebendas. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung ging fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubnis zu meiner Abreise zu beschleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beisammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidne Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich,

die ich acht Jahr vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Wert unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm, wenn er mir nicht nach Kurland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubnis, dahin zurückzukehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm ins geheim wegzubegeben. ‚Bis auf diese Zeit‘, sprach ich, ‚bin ich Ihre Braut und, sobald wir uns an einem Orte niederlassen, Ihre Gemahlin.‘

Wir unterhielten uns mit den Vorstellungen von unserm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubnis und die Passeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurückzubegeben. Mein Liebhaber war gleich bei mir. Und wie eilten wir, aus diesem traurigen Lande zu kommen! Der Kommendant von einem nah gelegenen Schlosse war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er sah sie nicht an. ‚Ihr Gemahl‘, sprach er, ‚war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird schon gut hausgehalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen.‘ Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreise geben und die Möbeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abschiede annehmen sollte. ‚Ich nehme es an,‘ sprach er; ‚Sie aber haben die Freiheit, was Ihnen gefällt, mit sich zu nehmen; die Ihrem Stande gemäße Bedeckung ist alle Stunden zu Ihren Diensten.‘

Ich reiste also mit zween Wagen unter einer starken Bedeckung in der Mitte des Junius fort. Mein Gemahl hatte mir über hunderttausend Rubeln meistens an Golde und Juwelen hinterlassen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unsern Wagen und die andre auf den, wo unser Christian nebst einigen befreiten Gefangnen saß. Steeley ließ, ehe wir abreisten, alle Gefangne in und um Tobolskoy herum kleiden, sie drei Tage speisen und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig sein.

Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortsetzten (weil die Nacht in den warmen Monaten fast so hell wie der Tag bleibt), glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bei Hofe erscheinen, und ich suchte nichts, als der Geliebten des Zars, deren Fräulein ich gewesen war, ins geheim aufzuwarten. Die großmütige Katharina empfing mich auf dem Lustschlosse Taninska sehr liebreich. Ich mußte acht Tage bei ihr bleiben; allein alle die Gnade, die sie mir unter dieser Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Last. Sie hörte, daß ich nichts wünschte als das

Glück, nach Kurland zurückzukehren, und sie verschaffte mir's, weil sie nur befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück und ließ meinen lieben Reisegefährten, der bei dem englischen Kaufmann abgetreten war, aufsuchen. Mein Christian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht imstande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts als der Kummer um mich. ‚Ach,' rief er mir entgegen, ‚habe ich Sie nicht verloren? Sind Sie noch meine beständige Freundin?' Ich bewies es ihm und blieb den ganzen Tag bei ihm. Er zeigte mir Briefe aus London und insonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelassen hatte. Es war wirklich mein Vorsatz, nach Kurland zu gehen, und nichts als die Schwachheit meines Geliebten hinderte die Abreise. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. ‚Ach,' sprach er zu mir, ‚er hat seine Gemahlin wiedergefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? Wie glücklich würden wir bei ihm sein!' Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beschlossen, wir gingen nach Holland. Ich setzte mich mit ihm zu Ende des Augusts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgestanden, die uns nichts getan, als daß sie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir sind schon vor vier Tagen ans Land gestiegen und gestern früh zu Lande hier angekommen."

Dies war die Geschichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden ersten Tage verstrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Karoline kleideten unsere Braut an und verliebten uns recht in sie, so reizend war sie; allein der, für den sie so reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten sie in sein Zimmer. „Jetzt", sprach sie, „ist es noch Zeit, wenn Sie Lust haben, eine andere zu wählen", und umarmte ihn. R.. kam bald darauf mit seinem guten Freunde, einem Prediger bei der französischen Gemeine, der sie vermählen sollte. Er hatte ihm die Umstände von beiden gesagt. Wir setzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unser Geistlicher eine Rede halten würde. Er tat es mit so vieler Beredsamkeit und mit so vielem Geiste, daß wir alle außer uns kamen und uns keine größere Wollust auf diesen Tag hätten erdenken können. Er redete von den wunderbaren Wegen der Vorsehung bei dem Schicksale der Menschen. Man stelle sich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, uns

alle vor, wenn man wissen will, was diese vernünftige Rede für einen Eindruck in unsere Herzen machte. Unsere Seele erweiterte sich durch die hohen Vorstellungen, um den Umfang der göttlichen Ratschlüsse in Ansehung unsers Schicksals zu übersehen, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchsen mit unsern erhabnen Vorstellungen. Leuten, die niemals im Unglücke gewesen, Leuten, die zu frostig sind, andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieser Rede schöpften, als ein scheinheiliges Rätsel vorkommen. Sie werden sich nicht einbilden können, wie sich solche ernsthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe schicken; allein sie werden mir auch nicht zumuten, daß ich ihnen eine Sache beweisen soll, die auf die Empfindung ankömmt.

So verging der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unser Bündnis war auch wieder erneuert. Unser Geistlicher, der uns ein recht lieber Gast gewesen sein würde, wollte nicht bei uns bleiben, so sehr wir ihn auch baten. Er sagte, daß er den Nachmittag bei einem jungen Menschen zubringen würde, der sich aus Schwermut das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbstmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbesserung seiner elenden Umstände etwas beitragen und ihn mit einigen Arzneien versehen lassen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüts durch ein verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es schien, daß er die besondern Umstände dieses Menschen mit Fleiß verschwieg: so wollten wir nicht zur Unzeit neugierig sein. Wir fragten also nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferin, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er sich gestern durch ein Messer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir sagten ihm, daß er nicht bitten, sondern uns vorschreiben sollte, wie er's mit dem Kranken gehalten wissen wollte; weil wir gar keine Überwindung nötig hätten, einem Elenden mit einem Teile von unserm Vermögen zu dienen. Wir schickten ihm, sobald der Geistliche weg war, Betten und andere Sachen. Unser Doktor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufseherin in meinem Hause war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anstalten wegen der Speisen und des Getränks machen würde, damit sie alles nach seiner Vorschrift einrichten könnte.

Wir setzten uns zur Tafel, und wir wären eines solchen Tages nicht wert gewesen, wenn wir ihn nicht zu genießen ge-

wußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des andern sinnreich; und Kleinigkeiten, die andre aus Mangel der Vertraulichkeit oder auch des Geschmacks vorübergehen, dienten uns in unsrer Gesellschaft zu neuen Unterhaltungen und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Wert, den die prächtigsten Mittel der Freude am wenigsten haben. Kleine Zänkereien, die Amalie mit Steeleyn wegen des kosakischen Mädchens anfing, kleine Vorwürfe, womit wir einander erschreckten, beseelten unsere Vertraulichkeit, und jeder unschuldige Scherz gab uns eine neue Szene des Vergnügens. Die Aufseherin, die wir zu dem Kranken geschickt hatten, kam mit offnen Armen zurück und erzählte uns, daß sie ihren ungetreuen Liebhaber wiedergefunden, und daß es der Elende selbst wäre, für den wir gesorgt hätten. „Er", rief sie, „hat mir alles mit tausend Tränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewissen hat ihn mehr als zu sehr bestraft!" Er sagte mir, daß er sich, da er mich so boshaft verlassen, nach Harlem gewendet und sich allen Ausschweifungen überlassen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er getan. Einige Monate sei es ihm gelungen, nach dem aber hätte er sich der entsetzlichen Vorstellungen, daß er mich und die Frucht unsrer Liebe durch seine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genötiget, an den Ort zurückzukehren, wo er mich verlassen, und da er weder das Herz gehabt, sich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es tun sollte: so hätte ihn endlich eine alte Schifferin auf ebender Wiese, wo er von mir gewichen, und auf der er schon zween Tage zugebracht, in der größten Verzweifelung angetroffen und ihn mit sich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohne dies nichts mehr zu leben gehabt, sein Elend durch den Selbstmord endigen und sich zugleich für seine Bosheit bestrafen wollen. „Es steht bei Ihnen," fuhr sie fort, „ob Sie ihm durch Ihre Wohltaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sah sie mich an) Sie zu verlassen, das kann ich nicht . . ." Sie verdiente unsere Gewogenheit und unser Vergnügen über ihr Glück. Wir ließen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und besuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, seine Geliebte wiedergefunden zu haben, hatte ihm so viel Lebhaftigkeit erteilt, daß er mit uns sprechen und uns seinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit seiner Reue zufrieden und erließen ihm

die Scham, sein eigner Ankläger zu werden. Wir sahen in seinem zerstreuten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt und wegen seiner Jugend der Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit einer Musik zu, die wir uns selber machten. Ich spielte den Flügel, und bald sang ich selbst, bald Amalie oder Karoline dazu. Meine kleine Tochter, die in das sechste Jahr ging, war so verwegen, Steeley zu einem Tanze aufzufordern, und sie hätte uns bald alle zu dieser Lust verführt. Wir führten endlich unsre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer und überließen sie den Wünschen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen beratschlagte, was wir unserm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat ein Bediente herein und sagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl sprechen wollte. Sobald er die Tür öffnete, so sagte uns sein Gesicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber seine muntern Augen, sein rotes Gesicht und trotziger Gang widerlegten seine Haare. „Ich suche", fing er auf französisch an, „meinen Sohn bei Ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht so glücklich sein werde, ihn wiederzusehen: so will ich wenigstens hören, ob Sie nicht wissen, wo er ist. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weiß, daß er aus seinem Elende in Siberien hat sollen befreit werden. Und aus Verlangen, einen so teuern Freund von meinem Sohne zu sprechen, bin ich in meinem neunundsiebenzigsten Jahre noch einmal zur See gegangen." — „Ihre Reise", fing mein Gemahl an, „soll Sie nicht gereuen. Ich habe Briefe von Ihrem Sohne aus Moskau und kann Ihnen die erfreuliche Nachricht von seiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können Sie sich hier aufhalten?" — „Das ganze Jahr hindurch," sprach der Alte, „und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann." Mein Gemahl befriedigte seine väterliche Neubegierde mit einigen besondern Nachrichten, und ich eilte zu unserm zärtlichen Paare, um zu sehen, ob sie angekleidet wären. Sie gingen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich sagen, daß sie aufgestanden wären. „Mein Gemahl", sprach ich nach einigen kleinen Fragen, „wird gleich kommen und Sie zu einer Spazierfahrt einladen. Indem öffnete er schon die Türe und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß sich Steeley von seiner Gemahlin, die ihn in den Armen hatte, los und lief auf seinen Vater zu. Der Alte

sah ihn nach der ersten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu sagen. „Ja," rief er endlich, „du bist mein Sohn, du bist mein lieber Sohn. Gottlob! nun will ich gern sterben. Mein Sohn, gib mir einen Stuhl, meine Füße wollen mich nicht mehr halten!" Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erste Frage war, wer Amalie wäre. „Seit gestern", sprach sie, „bin ich die Gemahlin Ihres Sohnes. Sind Sie mit seiner Wahl zufrieden?" Er nahm sie recht liebreich bei der Hand. „Ist es gewiß, daß Sie meine Tochter sind: so küssen Sie mich und sagen Sie mir, aus welchem Lande Sie sind!" Er machte ihr darauf die größten Liebkosungen und tat allerhand Fragen, die seinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn sie gleich nicht die wichtigsten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. „Nicht getanzt?" fing er an, „wie traurig muß diese Hochzeit gewesen sein! Nein, was unsere Vorfahren für gut befunden haben, daß muß man nicht abkommen lassen. An seinem Hochzeittage muß man froh sein. Wenn wir nach London kommen: so will ich alles so anordnen, wie es an meiner Hochzeit war. Es sind, gottlob! schon funfzig Jahre verstrichen, und ich weiß alles noch so genau, als ob es erst gestern geschehen wäre. Es ist wahr," sprach er zu Amalien, „Sie sehen viel schöner aus als meine selige Frau an ihrem Brauttage sah; aber sie war viel besser angezogen." Er beschrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in seiner Jugend Mode gewesen, den ganzen Anzug seiner Frau, und sie versprach ihm, wenigstens um den Kopf und den Hals einen Teil von diesem Staate nachzuahmen. Sie tat es auch; und in einem engen Leibchen und großen weiten Ärmeln, drei- oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hingen, gefiel sie ihm erst recht wohl. Sein Sohn mußte ihm sein Schicksal erzählen. Er weinte die bittersten Tränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Tränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bei dem Anfange seiner Geschichte recht väterlich an, daß er den Gesandten verlassen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er so rechtschaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden. „Da erkenne ich meinen Sohn", rief er. „Gott weiß es, ich hätte es ebenso gemacht; das heißt seinen Freunden in der Not dienen!" Bei der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. „Deine Liebe zur Wahrheit", sprach er, „ist dir freilich übel bekommen,

und ich wünschte, es wäre nicht geschehen; aber es ist doch allemal besser, seine Meinung frei herauszusagen, als mit einer niederträchtigen Furchtsamkeit zu reden. Ich sehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen ist, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Mut, den er dir gegeben hat." Bei den großen Diensten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwiesen, nahm er eine recht majestätische Miene an. „Nun," sprach er, „das ist Großmut! Mehr kann kein Freund an dem andern tun. Ach, Herr Graf, Sie haben noch ein redlicher Herz als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich Sie rühmen!" Die Geschichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß sie seinen Vater am meisten rühren würde. Er ließ alles Freundschaft in ihrem Umgange sein und die Liebe nicht eher als kurz vor der Abreise aus Moskau entstehen. Alles gefiel ihm, alles war schön an Amalien, und je mehr er aus der ganzen Erzählung schloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung seinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, desto freudiger ward er, und desto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendigt war, umarmte er Amalien noch einmal. „Ach," sprach er, „mein Sohn ist Ihrer nicht wert. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er Sie verdienet? Kommen Sie mit nach London, ich habe ein großes Haus, und es ist in der ganzen Welt nicht besser als in London!" — „Was," fing sie an, „als in London?" — „Und hier bei Ihnen", fuhr er lächelnd fort und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bei mir behalten und mir seine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen lassen wollte. Er war wirklich bei allen seinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er sie beging, machte sie angenehm. Er war dreist, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und seine Vorurteile waren entweder unschuldig oder doch dem Umgange nicht beschwerlich. Wir begingen diesen und den folgenden Tag das Hochzeitfest nach seinem Plane. Er war auf die anständigste Art munter und weckte uns alle durch sein Beispiel auf. Sein Leibspruch war: man kann fromm und auch vergnügt sein. „Mein Sohn", sprach er, „hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun soll er mir freudige Tage machen." Er tanzte denselben Abend bis um eilf Uhr und war gegen R.. und den Grafen und gegen seinen Sohn selbst ein Jüngling. „Das heißt", fing er an, „recht ausgeschweift. So spät bin ich seit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber

ist doch das Tanzen keine Sünde! Wenn ich nun auch diese Nacht stürbe: so würde mir meine Freude doch nichts schaden." R.. fragte ihn bei dieser Gelegenheit, wie er sich denn bis in sein hohes Alter so munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode besiegt hätte, da er ihm nach seinen Jahren so nahe wäre. „Daß ich noch so munter bin," sprach er, „das ist eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den ersten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in acht genommen; und Gott weiß, daß ich niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Notleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich sein. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser sein . . ." Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinne umgegangen war und doch ein so edelmütiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalie besaß, keine besondere Freude. „Mein Sohn," sprach er, „du hast ein Glück mehr als andere Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willst."

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte: so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vaterland abzuhalten. „Ich will in London sterben", sprach er, „und bei meiner Frau begraben werden; lassen Sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will Ihnen meinen Sohn zurücklassen und zufrieden sein, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt." Der junge Steeley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit einem Worte: wir entschlossen uns alle, Karolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten und den Winter über dazubleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht, aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuten. Ehe wir fortgingen, stifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, so hieß der junge Mensch, der seine Geliebte ehemals verlassen hatte, war völlig von seiner Krankheit wiederhergestellt. Er wünschte nichts als seine Braut zu besitzen und mit seinem Vater wieder ausgesöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geschrieben; aber er wollte nichts von seinem Sohne mehr wissen und versicherte uns, daß er ihn, so geringe sein Vermögen wäre, doch schon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir sahen, daß er die Torheit seiner Jugend in seinen männlichen Jahren wieder gutmachen würde. Er hatte in Leiden bis in sein siebenzehntes

Jahr studiert und nach dem auf seines Vaters Willen in ein Kontor gehen müssen. Andreas war auf das erste Wort willig, ihn in seine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie stattete die Braut sehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tausend Taler. Wir streckten ihm überdies noch ein Kapital in die Handlung vor und meldeten alles dieses seinem Vater, um ihn desto eher zu gewinnen. Wir überließen also Karolinen unsre Tochter und unser Haus zur Aufsicht und gingen zwölf Tage nach des alten Steeley Ankunft zur See. Der Wind war uns so günstig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paketboot an, und um eher am Lande zu sein, setzten wir uns in dieses; allein zu unserm Unglücke. Wir waren alle in dem Boot bis auf den alten Christian der Amalie. Dieser wollte seinem Herrn die Schatulle, in welcher der größte Teil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes schuld gewesen sein, ließ vor unsern Augen die Schatulle in die See fallen und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzigtausend Talern war in einem Augenblicke verloren. „Bin ich Ihnen", fing endlich Amalie zu ihrem Manne an, „noch so lieb als zuvor?" Steeley beteuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, sowenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bei der Hand. „Sei'n Sie getrost," sprach er, „ich habe, gottlob! so viel, daß Sie beide nach meinem Tode ohne Kummer miteinander werden leben können." Den armen Christian kostete diese Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London und starb bald nach unsrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für diesen Menschen, und sie ließen ihn den verursachten Verlust so wenig entgelten, daß sie ihn vielmehr für seine Treue auf die großmütigste Art noch auf seinem Sterbebette belohnten. Sobald sie vom Doktor höreten, daß wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig wäre: so ließen sie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht sichtbar zu überführen, daß sie nicht auf ihn zürnten; denn dieses war sein Kummer. Kurz

vor seinem Tode besuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und setzte sich vor das Bette des Kranken, um ihn sterben zu sehen. „Er hat ein sanftes Ende," fing er zu uns an, „und wenn es sein müßte, ich wollte gleich mit ihm sterben."

Der Sterbende schien sich noch einmal aufrichten zu wollen, und in dem schoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Christian war tot. „Bin ich nicht erschrocken!" rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte sich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hineintragen lassen. „Laßt mir meinen Großvaterstuhl bringen," fing er an, „in diesem will ich sterben, ich fühle mein Ende." Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenster, das nach dem Garten ging, setzen, damit er den Himmel ansehen könnte. Er hub seine Hände auf und bat uns (wir waren alle zugegen), daß wir ihn nicht stören sollten. Nachdem er sein Gebet verrichtet, rief er seinen Sohn. „Ich fühle es," sprach er, „daß ich bald sterben werde. Der gute Christian hat mich recht erschreckt: aber wer kann dafür! Hier hast du den Schlüssel zu meinem Schreibtische. Gott segne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse; es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabei." Der Doktor, nach dem wir geschickt hatten, kam und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte anfangs gar nicht geneigt war. Doch es ging kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. „Sieht Er," sprach der Alte, „daß Seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat Er nunmehr für Hoffnung?" — „Keine", sprach der Medikus. — „So gefällt Er mir," war seine Antwort, „wenn Er aufrichtig redt." — „Bedienen Sie sich", fuhr der Doktor fort, „der guten Augenblicke, wenn Sie noch einige Anstalten zu treffen haben." Der Alte lächelte: „Als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott", fuhr er fort, „kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder und meine lieben Gäste?" Wir traten alle mit tränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. „Ach," fing er darauf an, „wie schön wird's in jener Welt sein! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von Ihnen am ersten da umarmen? — Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber sonst ist mir recht wohl, recht —" Bei diesen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in London war also traurig.

und das Geräusche der Stadt und der Besuch war uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts und den Winter selbst auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, außer daß wir zuweilen die Schwester von der ehemaligen Braut unsers Steeleys besuchten und wieder von ihr besuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben und entschlossen, niemals zu heiraten. Niemand als sie wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Löwenhoek. Dieses Frauenzimmer, die nichts weniger als schön war, besaß doch die liebenswürdigsten Eigenschaften. Amalie, sie und ich brachten manche Stunde bei der Gruft ihrer Schwester zu und ehrten ihr Andenken mit unsern Tränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London besuchten nunmehr das Land. Das nächste Gut an dem unsrigen gehörte dem Staatssekretär Robert. Dieser hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford studiert, und Steeley war sehr begierig, ihn nach so vielen Jahren einmal wiederzusehen. Er schrieb an ihn, sobald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubnis, daß er ihn nebst seiner Frau und noch ein paar guten Freunden besuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurückgekommen war, schickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnsucht und Freundschaft und zugleich seinen eigenen Wagen. R.. war unpaß, und wir fuhren also ohne ihn zu Roberten und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfing uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präsentierte ihm meinen Gemahl unter seinem angenommenen Namen als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unser Wirt, der ganz allein war, nötigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungestört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergesetzt und außer den Komplimenten noch nichts gesprochen, als der Bediente des Staatssekretärs hereintrat und jemanden anmeldete, aber so sachte, daß wir nichts als das Wort Abgesandter verstehen konnten. „Müssen wir denn gestört werden?“ fing Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebst dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben sitzen und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gast; aber, o Himmel! was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S.. hereingeführt brachte! Wir sprangen beide von der Tafel auf und wußten

nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben sollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er seinen Augen nicht trauen wollte; in dem sah er den Grafen und erschrak, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von diesem Geheimnisse und nötigte den Prinzen und uns, die er seine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte sich und sagte, daß er schon gefrühstücket hätte und nur gekommen wäre, sich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er nahm es nicht an. „Geben Sie mir Ihren Jäger mit," sprach er ganz zerstreut; „auf den Abend will ich gewiß Ihr Gast sein." In dem machte er uns allen ein Kompliment, und Robert begleitete ihn. „Ach," fing mein Gemahl zu Steeleyn an, „wo haben Sie uns hingeführt? Wie wird mir's und meiner Gemahlin ergehen? Das war der Prinz von S... Er wird in den Verrichtungen seines Königs hier sein, und ich, ich —" Robert kam mit einer unruhigen Miene wieder. „Ich weiß nicht," sprach er, „warum der Prinz so bestürzt war. Er muß jemanden von Ihnen kennen oder zu kennen sich einbilden. Er fragte insonderheit nach Ihnen (er meinte den Grafen); allein ich sagte ihm, daß ich mit meinen Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er ist in den Angelegenheiten des Königs von Schweden seit kurzer Zeit hier und wird vermutlich bald wieder von hier zur Armee abgehen." Unser Wirt schloß aus unsrer Bestürzung auf ein Geheimnis und bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten, wenn sie nicht von Wichtigkeit wäre. „Ich will Ihnen alles sagen", fing der Graf an, „und zum voraus um Ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G... Mein Name wird Ihnen durch mein Unglück vielleicht schon bekannt sein. Ich bin vor zehen Jahren als ein schwedischer Obrister so unglücklich gewesen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgesprochen worden ist." Darauf erzählte er ihm das übrige, und wie er zu seiner Sicherheit als ein Gefangner der Russen den Namen Löwenhoek angenommen. „Der Prinz", fuhr er fort, „ist mein Feind, und meine Verurteilung ist vielleicht eine Wirkung seiner Rache gewesen. Ich will Ihnen die Ursache nicht sagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu suchen. Sie ist ihm vielleicht nachteiliger als seine Rache selbst. Ich schließe aus seiner Bestürzung, daß er mich für tot muß gehalten haben, und wer weiß, ob nicht die Zeit seinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich", schloß er endlich, „nicht so unschuldig, als ich Ihnen gesagt habe: so lasse mich Gott noch durch die Verfolgung dieses

Prinzen sterben!" Unser Wirt, dem das Blut vor edler Empfindung in das Gesicht trat, reichte dem Grafen die Hand. „Bleiben Sie bei mir", sprach er. „Ich will alle mein Ansehen bei Hofe zu Ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlassen Sie sich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegenfahren und ihn zurückholen, und bei meiner Zurückkunft will ich Ihnen sagen, was Sie tun sollen. Erzählen Sie mir indessen alles, was zu Ihrem Schicksale gehöret; denn ich sehe doch, daß wir itzt nicht essen können." Wir taten es. „Ich bin Ihr Freund," fing Robert endlich an, „mehr kann ich Ihnen nicht sagen; ich will es Ihnen aber beweisen." Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen und bat, daß wir uns bis zu seiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten sollten. Wir erwarteten ihn daselbst zwischen Furcht und Hoffnung und waren beinahe entschlossen, ohne seine Erlaubnis wieder zurückzukehren. Endlich sahen wir ihn nebst dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte sich über diesen Anblick. Der Prinz ging gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederschlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Kompliment gemacht. „Ich bin Ihr Freund," sprach er, „wenn ich's auch nicht immer gewesen bin, und ich wünschte, daß Sie der meinige werden möchten. Wir haben Sie alle für tot gehalten. Ich weiß, daß Ihnen bei der Armee zuviel geschehen ist, und es kömmt auf Sie an, was Sie für eine Genugtuung fordern wollen." — „Keine", antwortete der Graf, „als diejenige, die Sie mir schon erteilt haben, nämlich, daß ich unschuldig und der Gnade des Königs nicht unwert bin." — „Sie sind ihrer so wert," versetzte der Prinz, „daß ich Ihnen in seinem Namen zweierlei zum voraus verspreche. Wollen Sie mit nach Schweden und zur Armee zurückkehren: so biete ich Ihnen die Stelle eines Generals an. Dies wird die beste Ehrenerklärung für das sein, was Ihnen als Obristen schuld gegeben worden ist. Wollen Sie dies nicht: so bleiben Sie hier. Ich will es bei dem Könige so weit bringen, daß Sie als schwedischer Envoyé bei meiner Abreise zurückbleiben sollen. Sagen Sie ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, Sie zu überzeugen, daß ich Sie hochschätze und das Vergangene wieder gutmachen will." Der Graf schlug beides aus. „Ich bin zufrieden," sprach er, „daß Sie mein Freund sind und mich in die Gnade des Königs von neuem setzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen

und glücklich sein, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geschäfte beschließen." Robert mengte sich endlich in das Gespräch, und unsre Furcht vor dem Prinzen verminderte sich. Es sei nun, daß seine Rache gesättigt war, oder daß ihn sein Gewissen gequält hatte: so bezeigte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er so viele Jahre hindurch für tot gehalten hatte. Mein Gemahl tat so großmütig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidigt worden. Der Prinz nahm noch denselben Abend von uns Abschied, weil er sehr früh wieder zurück nach London wollte. „Wenn Sie mein Freund sind," sprach er zum Grafen: „so besuchen Sie mich noch diese Woche, oder ich komme zu Ihnen." Der Graf versprach es ihm, allein er konnte sein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andern Male verlieren sollte. Denn in ebendieser Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unserm großmütigen Wirte auf unser Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr ausdauern. Er ward in wenig Tagen so entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von seiner Seite und suchte mir ihn recht wider den Willen des Schicksals zu erhalten: so vollkommen liebte ich ihn noch. Drei Tage vor seinem Ende wünschte er, daß ihn der Prinz besuchen möchte. Wir ließen's ihm eiligst melden, und er war den Tag darauf schon zugegen. „Sehen Sie," sprach der Graf, „daß ich keine Gnade des Königs mehr nötig habe? Ich will nur Abschied von Ihnen nehmen und Sie und mich überzeugen, daß ich als Ihr Freund sterbe." Der Prinz war so gerührt und zugleich so beschämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette sitzen und drückte ihm die Hand und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte als mit seinem Mitleiden. Der Graf ward so schwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen, ihn zu verlassen. Der Prinz ging mit größter Wehmut fort und wagte es nicht, von mir Abschied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu sich selber. Amalie, Steeley und R.., der doch selbst noch krank war, traten alle zu ihm. „Bald", sprach er zu mir, „hätte ich Euch nicht wiedergesehen. Ach, meine Gemahlin, der Tod ist nicht schwer; aber Euch und meine Freunde zu verlassen, das ist bitter. Ich sterbe; und Ihnen, mein lieber R.., überlasse ich meine Gemahlin." Er starb auch an ebendem Tage.

Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. Er war ein Beweis der zärtlichsten Liebe und bis zur Ausschweifung groß. Ich fand eine Wollust in meinen Tränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, anstatt daß sie mich trösten sollte. R.. mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieses vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein sann auf meine Ruhe und nötigte mich, da die beste Zeit des Jahres verstrichen war, mit ihm nach London zurückzukehren.

Das erste, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe, von London wegzugehen, und wagte es, in Roberts Gesellschaft bei unsrer Ankunft mir die Kondolenz abzustatten. Er wiederholte seinen Besuch binnen zween Tagen etlichemal und begehrte, daß ich ihm eine Bittschrift an den König mitgeben und um die Ersetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten sollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an ebendem Tage erhielt ich einen Besuch von dem Staatssekretär. „Ich will Ihnen", fing er nach etlichen Komplimenten an, „die Ursache meines Besuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weiß nicht, ob Sie mich ohne Unwillen anhören werden. Wissen Sie, daß ihm seine Gemahlin vor etlichen Jahren gestorben ist? Er wünscht, Sie als Gemahlin mit nach Schweden nehmen zu können, und es ist nichts Gewissers, als daß er Sie auf das äußerste liebt. Mit einem Worte: er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf oder nicht. Nunmehr habe ich Ihnen alles gesagt, und Sie dürfen sich bei Ihrer Antwort nicht den geringsten Zwang antun." Steeley und Amalie und R.. waren zugegen, als er mir den Antrag tat; und R.. erschrak, als ob er mich schon verloren hätte. Ich entsetzte mich selbst über die Verwegenheit des Prinzen und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieses: „Hier ist mein Gemahl", und wies auf den Herrn R.. In der Tat war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschließen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, soll ich sagen zärtlich oder schwach genug dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf an seiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübnis über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

Kleinere Prosaschriften

Einleitung des Herausgebers.

Addison erklärt einmal im „Spectator"[1]: „Man sagt, daß Sokrates die Philosophie vom Himmel heruntergebracht hat, damit sie unter den Menschen wohne, und es ist das Ziel meines Ehrgeizes, daß man von mir einst sage, ich hätte die Philosophie aus den Studierzimmern und Büchereien, aus Schulen und Hörsälen in die Klubs und Versammlungen, an die Teetische und in die Kaffeehäuser verpflanzt." Diese volkstümliche Behandlung philosophischer Fragen, die schon Thomasius pflegte, hat Gellert den Engländern, vornehmlich aber Addison, den er auf das höchste verehrte, abgeschaut, wie er denn auch von seinen Gedanken Vorteil zu ziehen wußte. Sind seine Abhandlungen und Reden, die den 7. Band der Gesamtausgabe von 1774 füllen, auch zunächst vor studentischen Zuhörern bei besonderen akademischen Anlässen gelesen worden, so waren sie doch an die ideale Gemeinde der Gebildeten Deutschlands gerichtet. Selbst bei seinen „Moralischen Vorlesungen"[2], die, ständig wiederkehrend, für in- und ausländische Studenten eine besondere Anziehungskraft der alma mater Lipsiensis besaßen, lag wohl von vornherein die Absicht vor, sie schließlich dem gebildeten Publikum durch den Druck zugänglich zu machen. Hatte er zu diesem Zweck in den letzten Zeiten seines Lebens selbst die Feile angelegt, so bestimmte er auf dem Totenbett seine Freunde Johann Adolf Schlegel und Gottlieb Leberecht Heyer zu Herausgebern.

Diese Vorlesungen und Abhandlungen Gellerts sind in gewissem Sinne eine notwendige Ergänzung zu seinen Fabeln: hier wendet er sich als Volksredner, die Kraft des guten Herzens preisend, in erster Linie an die breite Masse, in jenen plaudert

[1] Ich zitiere nach der Übersetzung von S. Augustin: „J. Addisons Beiträge zum Zuschauer und Plauderer", Berlin 1866 (= Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts, hsg. v. Ad. Stern, Teil 1).

[2] Band 8 und 9 der gleichen Ausgabe füllend.

er mit Geschmack über ästhetisch-religiöse Dinge zu den Gebildeten. Ja, man könnte Gellert als den ersten Salonprofessor bezeichnen, wenn es der schüchterne Mann nicht vorgezogen hätte, nur schriftstellerisch, nicht persönlich auf die gebildeten Zirkel zu wirken. Jedenfalls steht er mit an der Spitze unserer Popularphilosophen, der Garve, Platner, Engel, denen nur historischer Unverstand jegliches Verdienst absprechen kann.

Da werden einmal ganz im Sinne Popes[1]) und Addisons die Gründe besprochen, „warum es dem Menschen nicht gut sei, sein Schicksal vorherzuwissen", oder es wird die Frage erörtert, „wie weit Regeln in der Beredsamkeit sich erstrecken". Es wird ein andermal in einer bedeutsamen Rede die in Frankreich aufgeworfene Frage behandelt, „ob die Alten in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit, vor den Neueren den Vorzug verdienten", und gegen Perrault und La Motte zugunsten der Alten entschieden. Triftig wird hier, lange bevor Schiller überscharf naive und sentimentale, antike und moderne Dichtung einander entgegensetzte, hervorgehoben, daß das Altertum der Natur so viel näher stand. Die Neueren „verließen den Weg der Alten, das heißt den Weg der Natur; sie gerieten mit ihrem Witze auf Ausschweifungen und brachten Mißgeburten hervor, bloß weil sie sich schämten, die Alten nachzuahmen. Andere wollten die Alten übertreffen; sie sahen, daß es im Ganzen nicht möglich war, sie wollten es also in Teilen und Stücken tun. Eine gewisse edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Ausdrücken, eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit in ihren Werken[2]), ein gewisser männlicher Schritt, mit dem sie unbesorgt ihrem Ziel zueilen; alles dies schien ihnen eine Verbesserung zu leiden. Sie arbeiteten, sie dichteten und dachten nicht sowohl an ihren Gegenstand als an sich selbst." Mit Nachdruck wird betont, daß die Alten ihre Muttersprache liebten und — mit einem unausgesprochenen, doch scharfen Tadel gegen die Erziehung seiner Zeit, die die Jugend höherer Stände erst Lateinisch oder Französisch sprechen und lesen lehrte —, daß sie sich von Jugend darin geübt hätten. Aus der ganzen Kulturhöhe — eine schon von Du Bos ausgesprochene Einsicht, die heute zur Binsenwahrheit geworden ist — wird der Stand der Dichtung abgeleitet. „Die Sitten einer Nation haben einen großen Ein-

[1]) Gellert zitiert häufig Pope, nicht weil er sich von ihm besonders abhängig fühlte, sondern weil Pope für die neuen Anschauungen, die auch die Franzosen teilten, prägnante, leicht zu behaltende Formeln bot.

[2]) Vgl. Boileau, L'art poétique, II 72: Chez elle (l'antiquité) un beau désordre est un effet de l'art.

fluß in die Art, zu denken und zu schreiben. Nachdem die Sitten frei oder gezwungen, gemäßigt oder ausschweifend, natürlich oder übertrieben sind, nach dem wird auch unser Geschmack umgebildet. Er nimmt die Figur der Sitten an." Mit dem Hinweis auf noch unangebaute und noch ganz unentdeckte Gegenden im Reiche der schönen Wissenschaften und einer eleganten Verbeugung vor den großen Schriftstellern der neueren Zeit — Milton, Glover, Boileau und Pope, Lafontaine, Molière, Fontenelle, de la Chaussée und Saint-Foix, Richardson; „auch Deutschland hat seine Mosheime, seine Hagedorne, seine Schlegel gehabt!" — mahnt er das Genie, nicht zu zagen, sondern seinen eigenen Weg wie jene zu entdecken. An den hohen Hörer, den Kurfürsten, ist mit die Erinnerung gerichtet „daß die Welt nur wenig gute Schriftsteller, der Geschmack aber Kenner und Schützer bedürfe", der Gesamtheit der Gebildeten aber wird die einschmeichelnde Überzeugung ausgesprochen: „Es scheint, das günstige Jahrhundert des guten Geschmacks sei für die Deutschen erschienen." —

Wer das Werden unserer Humanität, wie sie unsere Klassiker uns schenkten, verstehen will, wird an dieser Rede Gellerts nicht achtlos vorübergehen. Freilich sind Wort und Sinn wandelbar.

Wie gemahnt uns etwa die „edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Ausdrücken" an Winckelmann, der, des Gottes voll, das Evangelium von der „edlen Einfalt und stillen Größe der Griechen" verkünden sollte! Wie enttäuscht sind wir aber, wenn wir an anderer Stelle[1]) Gellert seinen Studenten dozieren hören, die verschnörkelte Popesche Übersetzung des Homer sei weit über dem Original! Die „edle Einfalt" wird in der Abhandlung: „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln" auch unsern Altvordern zugesprochen, und sie soll nicht, wie bei Winckelmann, die Geschlossenheit und Harmonie aller Kräfte, sondern auch ihren unentwickelten Zustand bezeichnen. Nicht die Natur in ihrer Reinheit, sondern die durch Kunst verschönerte Natur in der Art Popes oder Lafontaines ist Gellerts Ideal. Und doch klingt der Unterton hier schon mit: an der Hand der Alten zur Freiheit, zur Eigenheit! Herder, der ebenso wie Gellert aus religiösen Bedenken nicht „Grieche" sein konnte, aber viel größere ästhetische Freude zu empfinden vermochte, hat diesen Satz mit zunehmender Klarheit wieder und wieder ausgesprochen.

---

[1]) In den ungedruckten Vorlesungen Gellerts über Stockhausens „Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Weit weniger gefällt uns der Autor, wenn er sich im Fastenpredigerton die „Trostgründe wider ein sieches Alter" zusammensucht, über „die Annehmlichkeiten des Mißvergnügens" oder über „den Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten" ergeht. Hier ist kein Suchen, kein Anspornen zum Mitsuchen, sondern ein wehleidiges Katechisieren, frischer Jugend unerträglich. Und wir verstehen, daß ein Franzose nach einem solchen Vortrage urteilte: il nous forme des dupes.

Als Beispiel dieser rein paränetischen Gruppe, zu der wir auch die Abhandlungen „von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral", „von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht", „von den Fehlern der Studierenden bei der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien" rechnen können, bringen wir hier die trefflichen „Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt" zum Abdruck.

Gedacht sei noch einer bisher ungedruckten und nicht verwerteten Vorlesung[1]), die Gellert vor seinem Kurfürsten halten mußte: „Daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe." Wahrlich noch ein weiter Weg zu Schillers „Anmut und Würde"! Wenn auch schon mit den angeborenen guten Trieben im Menschen gerechnet wird, so ist doch der Pflichtgetreue im steten Kampf mit seinen schlimmen Neigungen; so klingt denn der Vortrag in Versen, die das Glück des Gerechten preisen, aus:

„O Fürst, ist dieses Glück zu klein,
Um strenge gegen sich, um tugendhaft zu sein?"

Auch die „moralischen Vorlesungen", die im 8. und 9. Band der genannten Gesamtausgabe enthalten sind, ließen sich in 26 Einzelreden auflösen. Ja, so locker ist das Gefüge der Gedanken, daß man einzelne Vorträge ohne Schaden umstellen könnte. Seine Disposition versucht einige Richtwege zu geben. Die erste Abteilung erklärt die Gründe und Eigenschaft der Moral überhaupt; die zweite Abteilung handelt von den allgemeinen Mitteln, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren, die in kurzen Regeln vorgetragen und erläutert werden. Es wird da z. B. eingeschärft: Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollständige Erkenntnis deiner Pflichten zu erlangen, oder (3. Regel): Wende die Erkenntnis deiner Pflichten beständig auf dein Herz und Leben an, bereite dich zu jedem

[1]) Sie ist in Besitz der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

Tage weislich vor und prüfe dich am Ende desselben sorgfältig, oder (6. Regel): Wehre den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft, mäßige deine Neigungen, wenn sie an und für sich erlaubt sind, halte die unerlaubten zurück und begegne den unrichtigen Vorstellungen, die den Affekten das Leben geben, durch Verstand. In einer dritten Abteilung wird dann von den vornehmsten Pflichten gehandelt, zu denen, sehr charakteristisch, Sorgfalt für die Gesundheit des Körpers, Wohlanständigkeit und äußere Sittsamkeit gerechnet werden. Wir verstehen, daß man sich Hofmeister mit Vorliebe von Gellert empfehlen ließ, für die er ja auch noch ein besonderes Kolleg las.

Wenn man diese Vorlesungen liest, so scheint es, als ob es auf ethischem Gebiet gar keine Probleme gäbe. Und doch wurde auch zu Gellerts Zeit auf diesem Boden manche Lanze gebrochen. Da kämpften Wolff und die Seinen, in der Moral freilich noch mehr von Leibniz abhängig als sonst, für den gebundenen Willen, dessen Freiheit sich mit der prästabilierten Harmonie ihres Meisters nicht in Einklang bringen ließ, während — auffällig genug — der stark in der Lutherischen Glaubenslehre wurzelnde und in Leipzig dozierende Crusius, hierin Luther entgegen, im wesentlichen für die Willensfreiheit eintrat. War wirklich von den denkbar möglichen Welten diese Welt die beste, wie Leibniz und Pope jubelnd verkündet hatten? — Wie ist das Übel in die Welt gekommen? — Liegt es im Wesen Gottes, der die Allheit ist, oder ist es aus einer zweiten Quelle geflossen? — Ist die vorherrschende Anlage im Menschen gut, wie der Ire Hutcheson, an Shaftesbury erinnernd, mit Nachdruck behauptete, oder, wie die Orthodoxen es immer wieder einschärften, grundböse? — Über alle diese Fragen geht Gellert hinweg. Gelegentlich finden wir ihn auf der einen Seite, bald auf der andern. Fällt gegen Shaftesbury, der Gellert viel zu deistisch, will sagen, naturgläubig, nicht der Offenbarung bedürftig ist, ein Hieb, so entschlüpft ihm bald das Wort von der Schönheit der Tugend, das so eigentlich der Kern der Shaftesburyschen Anschauung ist. Wird mit Hutcheson das geheime Vergnügen, recht getan zu haben, betont, so wird auf der andern Seite schnell gepredigt: setze ein weises Mißtrauen in dich[1]).

Gellert ist Eklektiker. Er selbst gibt an, daß er keinem bestimmten Lehrgebäude folge, wohl aber seien ihm die mora-

[1]) Vgl. auch die oben besprochene Vorlesung: „daß die wahre Würde des Menschen . . .“

lischen Schriften eines Mosheim[1]), Baumgarten[2]), Crusius[3]), eines Hutcheson[4]), Fordyce und anderer Wegweiser geworden. Doch Gellert hat nicht wie diese Denker, die auch eklektisch verfahren, die Freude am Widerstreit der Meinungen, ja nicht das Bedürfnis, seine Einzelmeinungen miteinander in Einklang zu bringen. Er vertritt eine Gefühlsphilosophie, die ihren Wegweiser in der Bibel, ihre Stärke im Gebet hat.

Er gibt eine Lobpreisung der spezifisch christlichen Tugenden, wobei denn auch, wie das sein Jahrhundert liebte, ihre Nützlichkeit herausgestrichen wird. Mit seiner Zeit teilt er die Meinung, daß der Endzweck des Seins die Glückseligkeit des Menschen sei, an deren Stelle gelegentlich mit Anlehnung an Hutcheson die „Vollkommenheit" tritt. Er erreicht sie, wenn er sich willig den von der Natur und der Offenbarung auferlegten Pflichten unterwirft.

Die Pflichten des Naturgläubigen und des Christen sind aber nicht gleichwertig. Jene widerstreben diesen nicht, sie sind aber ohne diese nur ein Anfang zur Sittlichkeit, ohne innere Kraft. In dieser Auseinandersetzung zwischen Deismus und christlicher Offenbarung liegt der Schwerpunkt der ganzen Vorlesungsreihe; sie bildet die vierte Vorlesung.

Gellert findet harte Worte im Verlauf seiner Auseinandersetzung gegen das offenbarungslose Altertum und die Deisten: beim Beginn ist er sehr vorsichtig. Er will den Gegner nicht abstoßen, sondern sacht herüberziehen.

Die philosophische Moral fließt nicht aus der gleichen Quelle wie die der Religion. Die natürliche Sittenlehre entquillt der Vernunft und dem moralischen Gefühl des Guten und Bösen. Was mit den Wahrheiten der Vernunft und den Empfindungen des Gewissens, mit der Natur des Menschen

---

[1]) Mosheim (1694—1755), Professor der Theologie, zuletzt Kanzler der Universität Göttingen, galt als der erste Kanzelredner seiner Zeit; seiner „Sittenlehre der Heiligen Schrift" (4. Aufl. Helmstedt, 1753—61, 5 Bde., fortges. von Miller, 6.—9. Teil, 1762—70) fehlte es am systematischen Plan.

[2]) Siegmund Jakob Baumgarten, Professor in Halle, † 1757, war einer der fähigsten Anhänger des Philosophen Wolff, dessen demonstrative Methode er mit Vorsicht auf die Dogmatik anwandte. Sein von Gellert verwertetes Werk ist die „Evangelische Glaubenslehre" (1759—60, Halle, 3 Bde.).

[3]) Professor Christian August Crusius (1715—75) studierte unter Rüdiger in Leipzig, unter dessen Einfluß er zum Gegner der Wolffschen Schulphilosophie wurde. Er galt als die Stütze der Orthodoxie an der Universität Leipzig, und noch Kant rechnet ihn in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" zu den Begründern der objektiven Moralprinzipien. Seine „Moraltheologie" (1772) war schon in verschiedenen Schriften vorbereitet worden.

[4]) Der Irländer Hutcheson war Professor an der Universität Glasgow; seine „Sittenlehre der Vernunft", von der Fordyce einen kurzen Auszug gab, wurde auch ins Deutsche übersetzt, wahrscheinlich auf Gellerts Betreiben, bei dessen Verleger Wendler diese Übersetzung 1756 erschien.

und der Wohlfahrt der Welt übereinstimmt, ist recht und gut, und alles, was durch eine richtige Folge daraus hergeleitet werden kann, ist Pflicht; die absichtsvolle Ausübung dieser Pflicht aus Gehorsam gegen Gott ist Tugend. Die christliche Sittenlehre hat mit der natürlichen dieses Gesetz der gesunden Vernunft gemein, aber sie hat über dasselbe noch eine höhere Quelle, aus der sie schöpft, die Offenbarung. Die Vernunft kann irren und hat oft geirrt; die Offenbarung kann nicht trügen, wenn sie richtig verstanden wird. Alles, was in der Offenbarung ein klares und deutliches Sittengesetz ist, das ist Pflicht, die Vernunft mag nun diese Pflicht durch ihr eignes Licht einsehen können oder nicht. Die Liebe der Feinde ist eine Pflicht der christlichen Sittenlehre, wenn auch die Vernunft sie nicht gebeut. Das Gebet ist eine beständige Pflicht der christlichen Moral, es scheine der Vernunft auch noch so unwichtig. Die Demut gegen Gott und Menschen ist eine beständige Pflicht der Sittenlehre der Religion, der Stolz der Vernunft lehne sich auch noch sehr wider diese Tugend auf.

Beide Moralen haben zwar den gleichen Zweck, die Sitten zu bessern. Aber, sagt Gellert, die religiöse Moral geht viel weiter als die philosophische. Sie will nicht bloß das äußerliche Betragen des Menschen einrichten und ihn zum vernünftigen Bürger machen, der die öffentliche Ruhe befördert. Sie hat eine höhere Absicht, nämlich sein ganzes Herz zu ändern und zu erneuern. Sie hat auch höhere Mittel. Sie fordert Buße und Glauben auf eine Art, von der die Vernunft schweigt. Sie macht durch den Glauben die Liebe Gottes und des Nächsten zu Grundfesten, auf welchen das ganze Gebäude der Pflichten ruht. Ihre Wahrheiten sind mit einer göttlichen Kraft verbunden; und das ist vorzüglich der hohe Punkt, worin die Vernunft und Religion unterschieden sind, daß jene, wenn sie uns auch die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit unserer Pflichten gelehrt hat, uns dennoch nicht sagen kann, woher wir die herrschende Neigung und Kraft, das Böse zu überwinden und das erkannte Gute willig auszuüben, empfangen sollen. Die Moral des Herzens gebeut nicht bloß die äußerliche Beobachtung der Pflichten; sie dringt auf die beständige Tugend des Herzens, auf die Willigkeit der Seele gegen das göttliche Gesetz und auf die Reinheit aller unserer Neigungen und Absichten. Sie lehrt uns, daß alle guten Taten, so sehr sie äußerlich mit den Gesetzen übereinkommen, so nützlich sie in ihren Erfolgen, so schwer und ruhmwürdig sie in der Ausführung sind, dennoch den Namen der Tugend nicht verdienen, wenn sie nicht aus einer

überwiegenden Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und unsern Erlöser und aus einer wahren Liebe gegen den Menschen fließen. —

Ihrer Natur nach gleichen die Tugenden der Vernunft denen der Religion. Die Mäßigkeit der Vernunft stimmt mit der Mäßigkeit der Religion überein, und dennoch unterscheiden sie sich im Ursprung und Ziel. Der Philosoph ist mäßig bloß aus Liebe zur Gesundheit und zum Leben, bloß des guten Namens und seines äußerlichen Glücks wegen; der Religiöse hingegen übt diese Tugend aus der erhabensten Absicht, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, aus einem Herzen, das der Glauben adelt. — Die eigentümliche christliche Tugend ist die Demut. „Der Mensch, der stolze Mensch, der, an sich betrachtet, ein Nichts ist und doch gern ein Gott wäre, sollte der die Demut lehren, wenn er sich eine Moral ausdenkt; die christliche Demut lehren? Das heißt, die Tugend des Herzens, die aus der Überzeugung entsteht, daß alle Gaben, Vorzüge und Verdienste, die Gaben der Religion und der Natur, der Seele, des Körpers, des äußerlichen Glücks, freie unverdiente Geschenke Gottes, sind, die wir sorglos und undankbar gemißbraucht und verderbt haben, die wir noch oft bei allem unsern guten Willen mißbrauchen? Die Demut der Religion, welche uns dreist sagt, daß wir nicht durch unsre Kräfte können tugendhaft und glückselig werden? Sollte diese Tugend eine Frucht sein, die auf dem Boden der stolzen Vernunft entsprösse? Sie ist eine eigentümliche Tugend der christlichen Moral."

Deutlicher, stärker und allgemeiner, fährt Gellert fort, sind die Beweise der Religion als die der Philosophie. „Die Liebe zu Gott, die aus dem Glauben erzeugt wird, daß wir ungeachtet aller unsrer Strafwürdigkeit durch das Verdienst eines göttlichen Mittlers aus Gnaden unendlich glücklich sind, beseelet das Herz mit einer göttlichen Kraft, seine bösen Neigungen zu überwinden." Nicht hat die Vernunft Vergleichbares.

Wirkungsvoll wird diese Predigt durch den Kontrast zweier Sterbenden abgeschlossen. Der Philosoph, der seiner Tugend folgte, ist voll Zweifel; im Dankhymnus jauchzt der Christ seinem Erlöser entgegen. —

So hatte denn doch Gellert eine Kanzel gefunden, freilich nicht die des Geistlichen, die seine Schüchternheit ihn meiden ließ: gewiß hätte er einer gläubigen Gemeinde Erbauung und gute Wegzehrung gegeben. Aber Tausende, Hörer und Leser, erbauten sich auch an diesen Lobpreisungen des Christentums. Sie erfüllten ihre Aufgabe: einen Damm zu bilden gegen die Springflut des Deismus.

Gellert zieht alle Register, um ein volles Spiel zu erzeugen. Es ist ihm warm ums Herz, und so strömen in der Emphase Verse ein, die sich freilich mit seinen besten Kirchenliedern nicht im entferntesten messen können[1]). Sein Stil belebt sich: statt der kurzen, knappen Hauptsätze oder einfachen Bedingungssätze langhin rollende Perioden.

In kurzen, gepreßten Fragen schafft sich dann wieder die Angst Luft[2]): „. . . ich Zuschauer so vieler Wunder, die überall vor mir aufgestellt sind, ich lebender Staub, ich denkende und wollende Seele; wer schuf mich? Warum lebe ich? Warum hasse ich? Warum hoffe und fürchte ich? Wer hat mich so bereitet, daß ich unzähliger froher Empfindungen fähig bin? Wer erhält mich und, wie mich, alle Gegenstände, meine Seele und Sinne? Wer ist es? Der Allmächtige! Er mein Gott, mein Regierer, mein täglicher Wohltäter und Freund, mein Vater . . .“

Häufig wendet er sich in direkter Rede mit dem christlichen Du an seinen Hörer: so tritt er wie ein Seelsorger zu seinem Beichtkind in Unterredung, Fragen stellend und sie beantwortend. Am meisten Sorgfalt hat Gellert auf die ausgeführten Charakterbilder gelegt, die, wie er wünschte, als Sammlung moralischer Charaktere an den Schluß der gesamten Vorlesungen gestellt wurden, in die sie verstreut waren. Kleinere solcher Charakterbilder sind dagegen an der Stelle, wo er sie einlegte, verblieben. Da häufig dieses stilistische Mittel angewandt worden ist, so ist diese Ausscheidung und Zusammenstellung der wichtigsten, die wir hier zum Abdruck bringen, zum entschiedenen Vorteil der Vorlesungen erfolgt.

Die „Charaktere“ des Theophrast, die er wohl schon wie Lessing auf der Schule privatim gelesen hatte, boten ihm für diese Charakterbilder trefflichen Anhalt. Reicher hatte diese La Bruyère, der Theophrast auch übersetzte, ausgestattet, so daß sie wohl in ihrer Gesamtheit ein volles Kulturbild seiner Zeit zu geben vermögen. Gellert lobt La Bruyère[3]), hat ihm aber die spitze Antithese, worin uns der Franzose am wirkungsvollsten erscheint, nicht nachahmen wollen. Auch die Charaktertypen, die in die englischen Wochenschriften eingesprengt waren,

---

[1]) Die Vorlesungen, die Gellert auf Befehl seines Fürsten diesem lesen mußte, mündeten mit Vorliebe in Huldigungsverse aus; so feierte er in der Rede: „Von der Selbstbeherrschung“, die im wesentlichen mit der 18. seiner moralischen Vorlesungen übereinstimmt, die junge Kurfürstin; auch jene: „daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe“ klingt in mahnende Verse an den jungen fürstlichen Herrn aus.

[2]) Seite 224, 9. Bd. der Gesamtausgabe von 1774.

[3]) In seinen Vorlesungen über Stockhausen.

boten Vorbilder. Vergleichen wir diese Charaktere der Vorlesungen mit denen, die Gellert sonst in seinen Fabeln und seinen Lustspielen geformt hat, so fällt die verfeinerte Beobachtung auf. Es ist etwas von der durch Gewissenspein geschärften Aufmerksamkeit auf innere Vorgänge, wie sie die Pietisten pflegten, hier übergegangen; freilich, des „Federchensuchens", um ein Wort Otto Ludwigs zu gebrauchen, seines Krankenjournals, will sagen Tagebuchs von 1761, weiß er sich hier zu enthalten. Hier finden wir die „mixed characters", die gemischten Charaktere, die seinen Dichtungen fast gänzlich mangeln. Mochte ihm bei diesen auch die poetische Theorie, die leichte Verständlichkeit des moralischen Nutzens halber forderte, Fessel angelegt haben, so ist doch ein gesteigertes Verständnis für psychologische Vorgänge unverkennbar. Und doch bleibt zwischen seinen Wahrnehmungen und denen Addisons ein merklicher Abstand. Addison hat eine gewisse ästhetische Freude, daß es solche Käuze gibt. Er, wie auch Hutcheson, vergißt nie, daß Locke, den er sonst bestreitet, alles Philosophieren auf Erfahrung aufgebaut hat. Aus dem reichen Tatsachenmaterial sollen sich gültige Schlüsse ziehen lassen. Ganz anders Gellert. Seine sittlichen Forderungen sind längst vor seinen Erfahrungen da. Sollten sie zu jenen nicht passen, so sind sie zu verwerfen. Seine Bilder, die er aus seiner Menschenkenntnis formt, sollen nicht so sehr das Auge schärfen als die Herzen erweichen. —

Erwähnung verdient noch ein anderes Kolleg Gellerts über Stockhausens „Bibliothek der schönen Wissenschaften", sein eigentliches Literaturkolleg. Der akademischen Sitte gemäß, der noch Kant folgte, legte er ein Kompendium zugrunde, dem er bald längere, bald kürzere Exkurse zufügte[1]). Auch dieses Kolleg, sowie das sich daran anschließende Praktikum gehörte zu den Berühmtheiten der Universität. So hatte denn auch der junge Studiosus Wolfgang Goethe den lebhaften Wunsch, es zu hören. In der bekannten Stelle in „Dichtung und Wahrheit" (im 6. Buch des zweiten Teils) erzählt er: „Der Gemahl (Hofrat Böhme) regulierte darauf meine Stunden: Da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch setzte ich durch, Gellerts Literargeschichte über Stockhausen und außerdem sein Praktikum zu frequentieren." Nun, frequentiert hat er es nicht zu häufig, das beweist diese Nachschrift. In den „Frankfurter

[1]) Eine Nachschrift dieses Kollegs ist im Besitz der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, aus dem die wichtigsten Stellen im „Euphorion" mitgeteilt werden sollen.

Gelehrten Anzeigen" hat Goethe in einer Rezension erklärt: „Der Rezensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat."[1])

Die vorliegende Nachschrift weiß aber Gellerts gelegentliche Urteile über Wieland, Geßner, Gleim, Lessing mitzuteilen. — Wie richtig jedoch Goethe in der Hauptsache urteilte, beweist schlagend Gellerts überaus charakteristischer Brief über Klopstock, den wir in der biographischen Einleitung abdruckten.

In seinen literarhistorischen Vorlesungen liebte es Gellert, Musterbeispiele vorzulesen. Einen besonderen Reiz für den Dozenten und die Studenten übten diese aus, wenn es sich um Briefe handelte, die an den Dichter selbst gerichtet waren.

Der Brief hatte damals eine ganz andere Bedeutung als heute. Er ersetzte nicht nur zum guten Teil unsere Zeitungen, unsere Journale, er war ein Spiegel des ganzen Menschen. Wie zur Humanistenzeit war er bestimmt, von Hand zu Hand gegeben und bewundert zu werden. Unsere Zeit ist viel zu geschäftig, um diese langen Ergüsse mit Genuß durchzulesen, geschweige denn sie abzufassen. Damals ließ man sich Zeit im Geben und Nehmen. Was an Kunsttrieb in den Menschen steckte, suchte am liebsten im Brief seine Befreiung.

Es ist kein geringes Verdienst Gellerts, durch Lehre und Beispiel dem konventionellen Brief, wie ihn das 18. Jahrhundert vom 17. Jahrhundert überkommen hatte, das Steife und das Gesuchte genommen zu haben. Hatte er schon früh „Gedanken von einem guten deutschen Briefe"[2]) veröffentlicht, so gab er als Gereifter, dank Freund Rabeners Drängen, eine Sammlung von wirklich geschriebenen Briefen heraus, der er eine „praktische Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen" vorausschickte.

Der Hauptgedanke seiner Theorie betrifft die Natürlichkeit des Briefes. Er war nicht neu in der schier endlosen Literatur über den Briefstil — z. B. hatte ihn Neukirch in der „Anweisung zu teutschen Briefen" ausgesprochen —, das Entscheidende ist, daß Gellert ihn ernstlich erfaßt und fruchtbar macht.

---

[1]) Bernays, „Der junge Goethe", 2. Teil, S. 413.
[2]) Gedruckt in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes", Februar 1742.

Höchst charakteristisch ist es, wie sich Gellert diese „Natürlichkeit" vorstellt.

Das erste Erfordernis des Briefes ist, „daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt", und so muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr annähern als einer sorgfältigen und geputzten Rede. Doch „was seiner Natur nach in der Art zu denken und sich auszudrücken unrichtig, müßig, ekelhaft ist", werden wir nicht wiedergeben wollen, sondern das Gespräch „gesitteter und geschickter Leute". Aber auch das bloße Kopieren eines guten Gesprächs würde noch keinen guten Brief ausmachen. Gewisse Umstände ändern sich ja. Beim Schreiben hat man mehr Zeit, man wird sorgfältiger in der Wahl der Worte und Gedanken sein müssen. Das Geschriebene wird zudem genauer bemerkt: also meide das Gemein-Alltägliche. Um nicht aufzufallen, meide das Altfränkische ebensosehr wie das Neumodische. Durch Stellung und Verbindung der Worte und Gedanken kann eine gewisse Zierlichkeit entstehen, „die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde ebenso von der Sache gesprochen haben. Schreibe so, wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken anderer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohr gleich merklich würde."

Also Wiedergabe des Lebens, aber mit peinlicher Auswahl! — So entsteht „das Natürliche im Brief, das vielleicht die meiste Mühe kostete und nur gefällt, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint".

Triftig wird hervorgehoben, daß Sprache und Sache einander gemäß sein müßten. An einem Musterbrief Neukirchs wird der Verstoß gegen diese Regel im einzelnen auseinandergesetzt. — Mit dem Natürlichen muß sich der Begriff des Leichten verbinden, der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken und Deutlichkeit des Ausdrucks zur Voraussetzung hat. Diese Verbindung von Leichtigkeit und Natürlichkeit bewährt sich vornehmlich beim Zusammenhange der Gedanken. Man muß sich nicht allein am deutlichsten, „sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken".

Gellert weiß, daß nicht jeder Inhalt dem Briefe eigen ist; meidet er besser „die scharfsinnigen und großen Gedanken", so darf er sich doch der „lebhaften" bedienen. Ein Brief Ciceros muß diesen Satz belegen.

Aus dem Prinzip der Natürlichkeit wird treffend gefolgert, daß die Gedanken keiner künstlichen Ordnung bedürften. „Sie

wollen uns" — diese Briefstilisten —, „ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefes nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meinung in ein Antezedens, in eine Konnexion und in ein Konsequens einspannen müssen." — „Die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie pressen lassen."

Nachdem er das Brauchbare der Vorgänger in der Epistolographie hervorgehoben hat — für das Deutsche werden die „Grundsätze" des Rektors Stockhausen, für das Lateinische die betreffenden Abschnitte in der Rhetorik Ernestis gelobt —, wendet er sich der Übung selbst zu. Die deutschen Briefe, die bisher geschrieben wurden, findet er steif und ängstlich und in der Kanzleisprache abgefaßt.

So geht er, der das deutsche Eigenrecht vertritt, ebenso wie Gottsched bei den Franzosen in die Schule: Er empfiehlt die Briefe der Mme. Babet, Mme. de Sévigné, des Grafen Bussy-Rabutin, des Grafen d'Estrades, von Crébillon dem Jüngeren, von Racine dem Älteren, von Rousseau und Voltaire.

Durch Übersetzen können wir hoffen originell zu werden.

Da das Muntere, Fröhliche hauptsächlich zur Geltung kommen muß, so haben die Frauen einen großen Vorsprung vor den Männern. Ja, was zu den ersten Sätzen der Abhandlung nicht recht passen will, Gellert findet den frischen Satz: „Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend sein und immer noch sehr schöne Briefe schreiben."

Die Sprache des Affekts bringt Natürlichkeit mit sich; die offiziellen Schreiben zu bestimmten Anlässen sind ihrer Art nach mißlich, da wir erst künstlich uns in die fremde Stimmung versetzen müssen. Damit wir jedoch nicht glauben, daß das Gefühl ausschweifend werden dürfe, wird, ganz aus dem Herzen Gottscheds heraus, der Satz mit auf den Weg gegeben: „Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher als die Poesie." —

Gellert selbst ist nie müde geworden, diese Regeln zu üben. Ja, charakteristisch genug, das Briefschreiben muß ihm gelegentlich die Medizin ersetzen: er will sich gesund schreiben! Rechnen wir zu den im 5. und 6. Bande der genannten Gesamtausgabe enthaltenen die später publizierten an Fräulein von Schönfeld, an den Freiherrn von Widmann und die zahlreichen noch ungedruckten, die die Stadtbibliothek zu Leipzig, die Universitäts-

bibliothek daselbst und die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzen, so wird die Zahl des halben Tausend literarisch stilisierter Briefe vielleicht überschritten werden. Auch das ist charakteristisch, daß die größere Hälfte davon weiblichen Adressaten galt.

Unter ihnen nimmt unstreitig Fräulein oder, wie es damals hieß, Mademoiselle Lucius die erste Stelle ein. In einem reizenden Plauderbrief sprach sie, die sorgfältig gebildete Tochter eines Geheimen Kabinettssekretärs zu Dresden, aus eigenem Antrieb dem Dichter ihre Verehrung aus, der dann einen gern gepflegten Briefwechsel mit ihr einging. Aus der Sorgfalt beider Briefschreiber läßt sich wohl auf die frühe Absicht, die beiderseitigen Briefe dereinst zu veröffentlichen, schließen. Doch will uns scheinen, daß Gellerts theoretische Behauptung, die Frau sei durch ihre natürliche Munterkeit dem Manne im Briefe überlegen, auch hier ihm gegenüber Wahrheit bleibt. Bald hat sie den vertraulich-ehrerbietigen Ton, der gewinnen muß, gefunden. Die steife Anrede „Hochzuehrender Herr Professor" macht bald dem „Theuerster Herr Professor, mein lieber Herr Professor" Platz, während er, sich halb als Onkel fühlend, ihr mit „Liebste Mademoisell" erwidert. Die Schülerin hat feinere Organe als der Meister. Wie hübsch klingt solch Anfang (Brief vom 17. Mai 1766): „Hier sitze ich bei einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Maye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreien und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will . . ." Ja, sie wagt sich, wovon in des Meisters Vorbildern nichts stand, an Naturschilderungen. In einem Briefe aus Berggießhübel (3. Juli 1768) finden wir: „. . . unsere blumenvolle Täler, in welchen sich unversteckt, und zwischen Weiden und andern Sträuchern, ernsthaft murmelnde oder spielend schwätzende Bäche schlängeln; unsre grasichten oder besäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche; die natürlich bedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen und die bäurischen Gärten, aus welchen unter den nützlichen Gewächsen sparsam, aber desto anmutiger manche frische Rose hervorglänzt; Heumäher, die Blumen auf den Hüten tragen, und ein Schäfer, der, verborgen im Gebüsche, auf seiner Pfeife oder Flöte (wie man es nennen will) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt: dies alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus . . ." Welch köstliche Mischung von Naturbetrachtung und Stubenphantasie! Doch sie glaubt schon zuviel gewagt zu haben, und zaghaft setzt sie hinzu: „mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich sein".

Gellert, der dieses liebenswürdige Mädchen erst nach langdauernder Korrespondenz von Angesicht kennen lernte — Goethe sah Fräulein von Stolberg, der er so viele warme Briefe widmete, überhaupt nie! —, suchte nach jeder Richtung für sie zu sorgen. Hatte er ihr, wie das Zeitsitte war, einen befreundeten Kantor zum Ehemann, freilich vergebens, vorgeschlagen, so überwachte er ihre geistige Ausbildung, über Wieland und Uz nicht ängstlich krittelnd, nur mit Schärfe Rousseau von ihr abwehrend. Herzliches Wohlwollen auf der einen, herzliche Verehrung auf der andern Seite schimmern durch: aber die Zunge ist für die Sprache des Gefühls noch nicht gelenk. Der Anstand fordert ja Natürlichkeit, nicht Natur! —

Mehr als Lehrer fühlt sich Gellert in dem Briefwechsel mit Fräulein von Schönfeld, dem wir charakteristische Proben, unter andern den berühmten „Husarenbrief", entnehmen. Auch hier finden wir peinlich durchkomponierte Bilder: Der Verfasser weiß, daß diese Briefe nicht bloß von der Gräfin, der Mutter seiner Korrespondentin, sondern auch von deren hohen Gönnerinnen am Hofe gelesen werden. Die Zieraten sind hier alles, der Gedanke verflüchtigt sich: so muß eine zerbrochene Tasse den Gegenstand drei langer Briefe bilden. Und es ist kein Zweifel, daß dieses so zierlich eingewickelte Nichts Bewunderung fand.

Unter den männlichen Korrespondenten nimmt Rabener den ersten Platz ein. Es sprechen da zwei Jugendfreunde, die einander kennen, auch in den Schwächen, aber herzliches Wohlwollen füreinander hegen. Hübsch läßt sich auch hier beobachten, wie der vollsaftigere Rabener, dessen Briefe damals auch sehr gesucht waren, den zaghafteren Freund treibt, den er vertraulich wohl „lieber Kleiner" anredet. Von den Briefen an Cramer, Johann Adolf Schlegel sind nur einige bekannt geworden, ja die an Ebert sind noch heute unzugänglich, da der Nachlaß nicht geordnet ist. Andere, wie Freiherr v. Craussen und Freiherr von Widmann, suchten Gellerts Rat in stilistischen Dingen; er wußte sich dieser Aufgabe sowohl mit Takt, als auch Freimut zu entledigen. Freundliche Briefe wurden nach Berlin an Hofrat Borchward gesandt, der, durch die „schwedische Gräfin" angeregt, Gellert zur Abfassung eines Katechismus für Dienstboten im aufklärerischen Sinn zu veranlassen suchte.

Unter den zahlreichen Briefen an seine Schüler ragen die an den herzlich verehrten Cronegk hervor, dessen literarische Entwicklung Gellert mit peinlichster Fürsorge begleitet, und

dessen frühen Tod er mit tiefbewegten Worten beklagt[1]). Länger durfte er sich seines andern Lieblingsschülers, des jungen Grafen Brühl, eines Neffen des Ministers, erfreuen. Begabt, offen und zutraulich erscheint der Jüngling, voll zärtlicher Fürsorge der Meister. Nicht ohne Ehrgeiz ist dieser Briefwechsel auch nach Paris hin geführt worden. Es entschlüpfen Gellert Zitate aus Cicero und den Alten; die Briefe Ciceros an Attikus, auf die er einmal anspielt, mochten entferntes Vorbild sein.

Gellert hat um die Entwicklung des deutschen Briefs unstreitbar Verdienste. Er zeigte vor allem, daß man nicht Französisch zu schreiben brauchte, um sich gewandt auszudrücken. Sein Beispiel, wie das spätere Wielands, hat auch hier mitgewirkt, den deutschen Adel wieder an seine Muttersprache zu gewöhnen.

Freilich Kraft und Originalität, das tadelte schon früh der alte Voß, suchen wir hier vergebens. Was tausend Lesern zum Segen gereichte, eine Schulung des Geschmacks, mußte den originellen Geist ersticken.

Wir wissen, wie der junge Goethe seufzte, wenn ihm seine Romane in Briefform vom Professor Gellert durchkorrigiert wurden. Wir glauben aber auch, daß es Gellert gruselte, wenn sie einigermaßen den uns bekannten Jugendbriefen glichen, deren einer etwa anfängt: „Gott weiß, ich bin so dumm, so erzdumm, daß ich gar nicht weiß, wie dumm ich bin“: Das ist Natur sans phrase und doch auch eine Frucht der Gellertschen Aussaat. Freilich seine Vorschriften allein hätten nie jene späteren Briefe erzeugt, die Goethe als Ausdruck seiner reichen Innenwelt uns schenken sollte.

---

1) Einige noch nicht gedruckte Briefe an Cronegk besitzt die Stadtbibliothek zu Leipzig.

Lehren eines Vaters für ſeinen Sohn,

den er auf die Akademie ſchickt.

Mein Sohn,

Ich wiederhole Dir hier die Lehren ſchriftlich, die ich Dir teils von den erſten Jahren an, teils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir dieſe Schrift einen beſtändigen Beweis meiner Liebe gegen Dich, und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen ſoll, eine tägliche Ermunterung ſein. Du trittſt in eine neue Lebensart und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtſchaffnen Anführer haben Dich zu keiner andern Abſicht ſo ſorgfältig bis in Deine erwachſnen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu ſetzen, daß Du nunmehr Dein eigner behutſamer Führer werden und den Schritt aus Deines Vaters Hauſe, den Schritt in die große Welt, zu Deiner Wohlfahrt tun könneſt. Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wiſſenſchaften und nach dem Beifalle der Verſtändigen; ich kenne Deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführeriſchen Reiz des Laſters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beſte Herz unterliegen kann, wenn es ſich nicht mit täglicher Vorſichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebſter Sohn, den ich nicht allein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenſchaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenſchaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolget biſt.

Ebendie Jahre, in denen Du itzt ſtehſt, ſind die entſcheiden-

den Jahre Deines Lebens. Sie sind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenschaften, die sich so oft der Weisheit und Tugend widersetzen, und wegen der Freiheit, die Du erlangst, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu tun oder zu unterlassen; eine Freiheit, die so vielen auf der Akademie eine Ursache ihres Verderbens geworden ist.

Du widmest Dich den Wissenschaften, die Deinen Verstand und Dein Herz ausbilden und Dich zum Dienste der Welt und zur Beförderung Deines eignen Glücks geschickt machen sollen. Diese doppelte Absicht ist ein göttlicher Ruf; und dieser Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß ist, muß Deinem Studieren Leben und Würde erteilen. Studiere also nie, um nur andere an Einsichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu ersteigen und um durch Reichtümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu sehen. Solange Du in dieser Absicht studierest, so verderbest Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz zu ebender Zeit, da Du Deinen Verstand und Dein Gedächtnis mit Kenntnissen und Einsichten bereicherst, die an sich sehr nützlich sind, Dir selbst aber wenig Nutzen schaffen. Studiere zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beständigen Ausübung derselben und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menschen, aus Gehorsam gegen Gott an: so verherrlichest Du die göttlichen Absichten, und so studierest Du christlich schön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret hast, ist kein bloßer Gegenstand des unmittelbaren Gottesdienstes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht schenken. Wir entehren sie, wenn wir ihre Übung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewissen Zeitpunkten bringen sollen. Sie ist eine göttliche Weisheit, die uns gegeben ist, unser Herz edelgesinnt und ruhig zu machen, und die daher in unser ganzes Leben einfließen soll. Wir können und sollen die Wissenschaften aus ebender Absicht treiben, aus der wir beten oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Absicht, unsre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbesserung unsrer mannigfaltigen Kräfte und Fähigkeiten sorgfältig anzuwenden, um dadurch unser eigen Glück und das allgemeine Beste zu befördern. Setzen wir auf beiden Seiten gleichviel Lust, Fähigkeiten, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrsamkeit erfordert: so ist es gewiß, daß ein Studieren, welches durch eine so edle Absicht belebt wird, glücklicher vonstatten gehen muß als die Erlernung der Wissenschaften, die ihre Nah-

rung nur aus unsrer Eitelkeit oder aus unserm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unsre Pflicht und unser Glück ist, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorschriften erfahrner Männer des Tags über fortsetzen; ein solcher gesetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß wird eine weit reichere und gesegnetere Ernte bringen als der gierigste Fleiß eines eitlen und lohnsüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern auch aus Religion studieret, wird sparsamer mit seiner Zeit umgehen, die Hindernisse des Fleißes leichter überwinden, standhafter in dem Plane seiner Unternehmungen sein, eifriger, das Beste und Nützlichste vorzüglich zu erlernen, und beflißner, sich den Rat und den Unterricht einsichtsvoller Männer zunutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu prahlen, zu schimmern und die Einkünfte des ersten besten Amtes zu erbeuten: so wird er nicht voreilig in seinem Fleiße sein, sondern seine Reife abwarten und seine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienste und nicht auf den Schein der Verdienste anwenden. — Ein junger Mensch mit Fähigkeiten, der auf eine so gesetzte Art studieret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günstige Gelegenheiten für seinen Fleiß erlangen, mehr Rat, mehr Ermunterung und Beifall, mehr Unterstützung durch gute Bücher, die er nicht besitzt oder noch nicht kennt. Und der dienstfertige Verstand rechtschaffner Männer, welcher Vorteil ist er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wissenschaften!

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern aus Eifer für seine Pflicht studiert, wird ruhiger studieren als ein andrer. Welches Glück! Er weiß, daß er bemüht ist, seine Kräfte, seine Zeit und sein Vermögen nach seiner besten Einsicht und dem Rate der Klugen anzuwenden; und dieses tröstet ihn, wenn er nicht stets das erreicht, was er wünschet, und die Fehler erblicket, denen uns die menschliche Schwachheit jeden Tag von neuem aussetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein so großes Geschäfte einer jeden Lebensart ist. Die Eifersucht, daß andre glücklicher fortrücken und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn selten oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht sein Talent, es sei gegen die Gaben der andern auch noch so klein, als ein göttliches Darlehn. Er sieht es als ein Geschenk der Gottheit an, die ihre Gaben stets weise austeilet, und von dem, der nur ein Pfund hat, auch nicht mehr als den Wucher eines Pfundes fordert. Ist er treu in dieser Anwen-

dung seines Pfundes: so ist er das, was er nach der göttlichen Bestimmung sein soll; und Neid und Eifersucht über höhere Gaben werden sein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er sich nach seinen Kräften mißt und von Kennern messen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem streben, was er nicht erreichen kann, sondern sich stets auf diejenige Seite wenden, wo er nach seinem natürlichen Charakter das meiste ausrichten und den größten Nutzen stiften kann. — Ein Mensch, liebster Sohn, der in so edler Absicht studieret, der sich täglich durch solche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleißes anfeuert, der, ohne die Mittel der menschlichen Klugheit zu verabsäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu seinen Unternehmungen zuversichtlich anruft, der hat diesen Segen auch vor andern zu genießen. Und ebendie gnädige und weise Vorsehung, die den Plan unsers Schicksals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu seinem Glücke gehen soll.

Laß also diesen Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unserm ganzen Leben verbunden sein soll, nie aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig studieren und nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein weiser Mann werden willst. Sei stets ein ungeheuchelter Freund der Tugend: so wirst Du ein desto beßrer Freund der Wissenschaften und der Menschen sein! Du kannst gelehrt werden, ohne fromm und tugendhaft zu sein; aber wisse, daß ein Gelehrter ohne Frömmigkeit und Tugend das elendeste und verächtlichste Geschöpf ist.

Sei früh auf, mein Sohn, um die heiterste und bequemste Stunde den Übungen der Andacht und dem Lesen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verloren, den Du aus Leichtsinn oder einer andern strafbaren Ursache nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demütigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtigen einweihst; den Du nicht mit Betrachtungen über den Wert Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewissens und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott, durch die Erlösung Deines göttlichen Heilandes, anfängst. — Überdenke und ordne alsdann Deine Geschäfte und teile die Stunden des Tages sorgfältig ein; und was Dir nach Deinem Plane zu tun vorkömmt, das tue mit Eifer, das tue frisch. Sind des Tages vier Stunden zu Deinen Hauptkollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künsten und Leibesübungen genug: so kannst Du noch fünfe der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde und sieben dem Schlafe schenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr

als der mechanische schläfrige Fleiß in drei Stunden. Sprich zu Dir: der Fleiß ist meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit ist mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute tun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen schmeichelt; aber ich will tun, was mit meinem Verstande und Gewissen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Ursachen von meiner Ordnung weichen. Das ist mein Amt, daß ich sie fortgesetzt, und nicht nur dann und wann beobachten soll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenstunden.

Sei vorsichtig in Deinen Vergnügungen. Du hast durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie schmeckt das Vergnügen des Lebens süßer als nach den vollbrachten Pflichten. Nie ist der Scherz erquickender als nach einem weisen Ernste, und die wahre Weisheit macht nicht schwermütig, sondern heiter. Genieße die unschuldigen Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen ebensowohl als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einst jung gewesen ist.
Ich liebe Jünglinge, die wissen,
Daß sie einst Greise werden müssen.

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorsichtigkeit und Weisheit. Wir sollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unsrer Reise durch dieses Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu sammeln, den Weg zu unserm Ziele beherzt fortzusetzen. In dieser Absicht kann man selbst das Vergnügen zur Tugend machen; und so wirst Du auch den Gefahren, die oft an der Seite desselben sich verborgen halten, am ersten ausweichen. An öffentlichen Örtern ergötze Dich lieber an der Seite des Freundes als allein. Er wird sehen, wo Du nicht siehst; und Du wachst über Dich aus Liebe für ihn und scheust ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spazierganges, des Konzerts, des guten Schauspiels suchen, um sich von seinem Fleiße zu erholen, oder sich durch ein unschuldiges Spiel mit seinen Kommilitonen zerstreuen, ist erlaubt. Hüte Dich nur vor den gefährlichen Örtern, wo die Spielsucht wohnet, die so manchen gutartigen, aber unvorsichtigen Jüngling erst um seinen Fleiß, dann um sein Vermögen und endlich um seine guten Sitten gebracht hat. Vor den Häusern auf dem Lande, wo die Frechheit und Völlerei ihren Sitz aufge-

schlagen, brauche ich einen so guten Jüngling, als Du bist, nicht zu warnen. Sie sind zu schrecklich, als daß sie eine Versuchung für Dich werden könnten, solange Du Deinem Charakter treu bleibst.

Sei gefällig im Umgang gegen alle und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde ist gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verrät den Mangel des Verstandes und der Erfahrung; sie verrät eine jugendliche Hastigkeit des Herzens, das von Natur unstet ist, immer in Abwechslung sein will, und das aus Begierde zu gefallen und vieler Liebe zu erwerben leicht zu Gefälligkeiten schreiten kann, die im Anfange Schwachheiten sind, im Fortgange Torheiten werden und oft, ach nur zu oft, in Laster sich endigen. Und wirst Du bei allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund ist auch nicht stets der, der uns am ersten gefällt; und die besten Eigenschaften des Freundes entdecken sich oft erst durch die Vertraulichkeit des genauern Umganges.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unsre Sorgen teilt, betrübt bei unserm Grame,
Mit uns in unserm Unglück weint;
Der, eh' wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht schmeichelt,
Ja, träf' ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt;
Wie selten, Sohn, ist dieser Freund!

Vertraue Dich dem Freigeiste ebensowenig als dem Heuchler zum Umgange; und halte denjenigen stets für ebenso unfähig als unwürdig, Dein wahrer Freund zu sein, der zuwenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu sein.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es sei auf Deinem Zimmer durch die Hilfe der Musik oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unschuldigen Schrift oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geschehe im Freien, in der Flur, in dem Garten, in einem anmutigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur und lerne Dich ihrer erfreuen, sooft Du sie empfindest, und empfinde sie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genießen können und doch die wenigsten genießen, sind die besten und dauerhaftesten. — Lerne endlich das edelste Vergnügen, mit Absicht recht getan zu haben, lebhaft empfinden und stärke täglich durch diese Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, diese Freude, gibt neuen Mut und ist ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es ist kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge und nicht auch der Männer, ja selbst der Greise sucht. Durch ihren Ernst muß er seinen Leichtsinn und durch ihre Bedachtsamkeit seine Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgang muß seine Klugheit reifen und durch ihren Beifall seine Ehrbegierde genähret werden. Es ist ein Fehler großer Männer, wenn sie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu sich schwer machen oder sie kaltsinnig annehmen und ebenso frostig von sich lassen. Aber es ist ein noch größrer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntschaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Bescheidenheit sucht. Sei nie zu stolz, dieses Glück hoch zu schätzen, und dünke Dich nie zu weise, den Ratschlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm durch schmeichlerische Komplimente beschwerlich zu fallen. Sei aufrichtig ohne Unbedachtsamkeit und lehrbegierig ohne Schwatzhaftigkeit. Solange Dich eine bescheidne Lehrbegierde beredt machet, wirst Du bei allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich wert (und dieses Glück erwarte mehr, als daß Du es erringen solltest), erlaubt er Dir einen freien Zutritt, zieht er Dich zu seinen Vergnügungen oder zu seinen Büchern oder zu seiner Mahlzeit: so bilde Dich zwar nach seinem Beispiele, aber ohne er selbst sein zu wollen, und vergiß nicht, daß die Miene des reifen Mannes den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler Deines Gönners das am wenigsten sind, was Du nachahmen sollst. Außer diesen Vorteilen wird Dich die Scheu vor diesem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurückhalten; sowie die Achtung für ihn und die Gesellschaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bei einer Torheit, die Dich reizt: Aber was würde dieser rechtschaffne Mann von mir urteilen? Getraue ich mir, sie ihm zu erzählen, ohne zu erröten? Würde er sich nicht meiner schämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausschweifung noch mit Mut unter die Augen treten können?

Bei dem Umgange mit dem andern Geschlechte kann ich Dir keine besondern Regeln erteilen. Sei wachsam, mein Sohn, und hüte Dich, keiner Neigung Raum in Deiner Seele zu verstatten, die Du nicht Deinem strengsten Freunde ohne Schamröte solltest gestehen können. Die Versuchungen dieser Leidenschaft, teuerster Sohn, sind stark; aber die Waffen der Religion und der Wachsamkeit sind stärker als die Versuchungen. Die Stimme dieser Leidenschaft ist die süßeste; aber die Stimme

der Religion: wie sollte ich ein solch groß übel tun! hat göttliche Kraft. Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weisen und heiligen Absichten eingepflanzt worden, die Du einst in Deinen männlichen Jahren ohne Verletzung Deiner Unschuld, in den sanften Fesseln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundschaft und Liebe der Gattin, erfüllen sollst. Ich liebe Dich wie mich; und ich würde lieber sterben als die entsetzliche Nachricht erleben, daß Du Dich dem Laster preisgäbest. Denke an diese Liebe Deines Vaters, daß sie Dich vorsichtig und wachsam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe Deines allmächtigen Vaters im Himmel, der Du durch eine wissentliche Ausschweifung auf eine schreckliche Art entsagest. Ja, mein Sohn (und mein ganzes Glück, solange Du rechtschaffen bist), befestige diese Seite Deines fühlenden Herzens itzt und künftig und täglich. Beschäftige Dich ernstlich, und auch in den Stunden der Erholung sei nie ganz müßig. Sei enthaltsam in dem Genusse der Speisen und Getränke. Hüte Dich, ich bitte Dich väterlich, vor jenen Schriften der Poesie und Beredsamkeit, wo das Laster, in den Schleier der Anmut gekleidet, auftritt und die Leidenschaften durch Witz überredet. Entziehe Deine Blicke wollüstigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft und töten das Gefühl der Unschuld. Laß Dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geschlechte Dir nicht gebieten, sondern sei Du sein Herr und ersticke den unerlaubten Wunsch in seiner Geburt; dies ist das Amt der Schamhaftigkeit.

Erzittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall getan!

Doch die Wollust, in der Gestalt der Wollust, wird Dich so leicht nicht verführen; ich kenne Dein gutes Herz. Aber diese Leidenschaft in der Gestalt erlaubter Freundschaft und unschuldiger Gewogenheit, diese ist einem guten Jünglinge nicht selten am gefährlichsten. Er geht oft jahrelang mit liebenswürdigen Personen des andern Geschlechts um. Er fühlt nichts als Hochachtung und keine Gefahr. Er bleibt frei; die Zeit vermehret die Verbindlichkeiten des unschuldigen Umgangs, und seiner Güte sich bewußt, wird der Jüngling zuversichtlicher, ohne strafbar zu werden. Sein gesittetes Bezeigen wird mit Vertrauen belohnet, seine Bescheidenheit mit freundschaftlichen Gefälligkeiten. Er wagt eine geringe Vertraulichkeit noch an der Hand der Unschuld. Er erlaubt sich von Zeit zu Zeit die Erneuerung der-

selben, nicht in einer zügellosen Absicht; davor würde er erzittern. Unbekannt mit der wahren Beschaffenheit seiner Empfindungen, glaubt er an seiner Freundin nur die Tugend zu lieben und liebt schon gefährlich; und so schreitet er oft fort und sieht sich in einer unseligen Minute von einer lasterhaften Liebe unter der Gestalt der Freundschaft gefangen und, wenn nicht ein wachsamer Freund oder ein Gedanke der Religion noch sein Schutzengel wird, gefället. — Setze also, mein Sohn, auch bei dem erlaubtesten Umgange mit dem andern Geschlechte, der für sich den angenehmen Sitten zuträglich ist, setze, sage ich, itzt und künftig noch ein edles und geheimes Mißtrauen in Dein Herz und zweifle nicht, daß, wenn Dich die Neigung zu einer Person von der Pflicht Deines Fleißes, von der Liebe der Wissenschaften, von der Seite Deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß sie, sage ich, bald für Dich verderblich sein werde, wofern sie es nicht schon ist.

Deine Fehler, sowohl auf dieser Seite als in den übrigen Verhältnissen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbessern, lasse Dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die sorgfältige Prüfung Deines Herzens, Deiner Gesinnungen, denen Du den Tag über gefolgt bist, und alles dessen, was Du in Deinem Fleiße und in Deinen Erholungen, in Gesellschaft und in der Einsamkeit, gedacht, geredet, getan, von mir väterlich empfohlen sein. Wer war ich in den Vormittagsstunden; wer des Nachmittags; wer diesen Abend? Wer war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund der Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, der vernünftige und gefällige Freund des Umgangs, der Freund der Religion und der Diener Gottes? Werde jeden Tag gelehrter, werde ein Wunder der Gelehrsamkeit; nimmst Du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn, so wirst Du jeden Tag elender.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzufügen, die die Art Deines Studierens und Deiner Ökonomie näher betreffen sollen.

Art zu studieren.

Setze das Lesen der Alten, in deren Sprachen und Werken Du unterrichtest bist, in Deinen akademischen Jahren so wenig beiseite, daß Du Dir vielmehr ein Gesetz daraus machest, die besten noch täglich zu studieren. Bestimme Dir eine Stunde dazu und weiche nicht von dieser Regel ab, wenn Du die höhern Wissenschaften gründlich fassen willst. Die Alten sind in der Geschichte, in der Beredsamkeit und in der Poesie die Quellen und zugleich die Beispiele; sie sind es auch

zum Teile in der Philosophie. Je bekannter Du mit ihnen bist, desto glücklicher wirst Du die Geschichte und Philosophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verstehst, desto nützlicher und angenehmer wirst Du sie lesen. Du wirst in der Folge finden, daß die guten Schriften der Alten nicht Werke sind, die wir nur mit einem unreifen Geiste auf den niedern Schulen durcheilen sollen, bloß um die Sprache der Alten aus ihnen zu erlernen. Die besten unter ihnen sind nicht nur die größten Genies, nicht einsame Gelehrte, deren Welt bloß die Studierstube war, sondern Männer gewesen, die den Staat regiert und Heere angeführet und ihren Verstand in den großen Geschäften des Lebens gebraucht und geschärft haben. Ich weiß es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man sie studieret, ohne sie weiter als zur Prahlerei zu nützen; daß man sie zur Wollust und aus Pedanterei, oft auf Kosten der Religion und seines eignen Herzens liest und ihre Schreibart so liebgewinnt, daß man die Schreibart der Heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und schön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht und gesagt haben. Allein alles dieses hebt die Pflicht nicht auf, die Besten der Alten mit Fleiß und in der großen Absicht zu lesen, daß man seinen Verstand mit ihren guten Einsichten, sein Gedächtnis mit den Kenntnissen ihrer Zeiten, und seine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere und lieber der bloß spekulativen Philosophie, die den Geist anstrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit schenke. Verstehe mich wohl: ich bin kein Feind der gesunden Philosophie, ich müßte sonst ein Feind der Vernunft sein. Ich habe Dir selbst einen Vorschmack der neuern Philosophie gegeben, und Du mußt sie hören und studieren; aber nicht auf Kosten der andern Wissenschaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundsätze eines Systems hast verstehen lernen, daß Du alsdann gelehrt seist, daß Du alsdann die Gabe sebst besitzest, wahr und richtig und schön zu denken; ebensowenig als Du den Geist der Beredsamkeit besitzen wirst, wenn Du ihre Regeln gefaßt hast. Du wirst dereinst viele Männer finden, die ihr philosophisches System auswendig wissen, und die doch so schlechte Skribenten, Redner und Lehrer sind, als hätten sie nie Philosophie gehört. — Lerne insonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktisch anwenden und treibe diese heilsame Übung unter der Aufsicht eines scharfsinnigen Lehrers. Du wirst sehen, was für ein großer

Schritt von der Regel bis zur Anwendung sei. Stelle diese Übung zuerst mit den Begriffen, Sätzen und Beweisen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; sie sind die faßlichsten und gemeinnützigsten. Je gesünder und richtiger Du durch diese Übung und das Lesen der Alten hast denken und urteilen lernen, desto sichrer vor philosophischen Träumen wirst Du Dich alsdann in das Gebiet der bloß spekulativen Weltweisheit und Metaphysik wagen. Du kannst nie zu richtig und scharfsinnig denken lernen, das ist gewiß; aber Du kannst, verliebt in die Geheimnisse der Philosophie, die der Wißbegierde des jugendlichen Verstandes so sehr schmeicheln, mit großer Begierde die Philosophie ganze Jahre hören und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abenteuerliche Abhandlung, eine leere und kindische Rede niederschreiben. Es gehören Anmerkungen und Kritiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken; und Belesenheit, Geschmack und Erfahrung, um überall schön und der Sache würdig zu denken. Die Philosophie seicht erlernen benebelt nur den Geist und macht schwatzhaft; sie gründlich und mit eigner Einsicht erlernen macht heiter und vorsichtig.

Halte Dir bei dem Lesen ein Diarium zu den schönsten Stellen und übe Dein Gedächtnis an ihnen. Überhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführet habe, nicht vielerlei, sondern viel, nicht sowohl alle, als die Besten oft und zehnmal zu lesen. Erinnere Dich im Lesen stets der Regeln, die ich Dir gegeben, daß man, um mit Vorteile zu lesen, nicht sozusagen bloß mit dem Gedächtnisse, sondern mit seinem ganzen Verstande lesen; daß man seinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, sondern ihm mit langsamen und bedächtigen Schritten nachgehen und selbst mit ihm fortdenken; daß man den Plan desselben sorgfältig aufsuchen und durch das Ganze aufmerksam verfolgen; daß man die Art der Ausführung selbst genau bemerken, jeden Beweis sowohl an sich als in der ihm gegebnen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Gesinnung auszeichnen und überhaupt das Beste und Wichtigste des Werkes in einen kurzen Auszug zusammenfassen müsse. Folge diesen Regeln ferner, mein Sohn: so wirst Du nicht, wie viele, nur für das Gedächtnis oder für die Eitelkeit, viel gelesen zu haben, sondern für Deinen Verstand, Dein Herz und die wahre Bereicherung von beiden lesen. Die Alten gehen vor; aber die Neuern folgen. Lies auch diese, aber nie auf Kosten der erstern. Lies die guten französischen Schriftsteller aus

dem Ludwigischen Zeitalter. Du wirst finden, daß sie sich größtenteils durch den Geist der Alten gebildet haben; lies sie, sage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dies muß auch der größte Lohn für die Mühe sein, die Du auf die französische Sprache gewendet hast und künftig auf die englische, vielleicht auch auf die italienische verwenden wirst. Das Lesen der französischen Schriftsteller soll Dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, diese so unentbehrlich gewordne Sprache zu schreiben und zu sprechen. Als ein Gelehrter mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können; dieses ist Pflicht. Vergiß also nicht, Dich in dieser Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; Du wirst den Nutzen dieser Geschicklichkeit in Deinem künftigen Leben sehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Muttersprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies also auch die guten Werke in Deiner Muttersprache und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht besser zu verstehen als Dein Bedienter. Übe Dich unter einer guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe und anderer kleinen Aufsätze und in Deinem letzten akademischen Jahre in der öffentlichen Beredsamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poesie noch in der Prosa. Man muß sein Genie erst mit Wissenschaften nähren und die Begierde zu schreiben nicht für die Kraft zu schreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die ersten Anfälle sind ein gewisser sanfter Kitzel, der sich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wissenschaften verwenden sollte. Lies die klassischen Schriftsteller unsrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die diesen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregister zu lesen. Fliehe das Neumodische und das Allzugemächliche in den Wissenschaften, den Fehler unsers Jahrhunderts. Ich setze Dir jährlich etwas Gewisses zu Büchern aus. Es soll Dir überlassen sein, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabei auch eine Stimme haben. Traue den Urteilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht so geizig, alle gute Bücher besitzen zu wollen; aber sei geizig auf die Nebenstunden, in denen Du viele gute lesen kannst. Ich lasse Dich fünf bis sechs Jahre auf Akademien. Hier sollst Du nicht alles lesen, sondern das Notwendigste und Beste, und sollst Dir neben dem Geschmack am Lesen, der Dich

in Deinem ganzen Leben nicht verlassen müsse, die Kenntnis der besten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie noch lesen kannst. Zu dieser Kenntnis ist der genauere Zutritt zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit belesnen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch nötig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr als die Kenntnis der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographischer, historischer und ökonomischer Wissenschaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannst. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erde sein soll. Und ehe Du die Geographie und das, was zu ihr gehört, vergissest: so lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe Du die reine Mathematik, die ich Dich gelehrt habe, verlernest und Deine gute Hand im Schreiben vernachlässigest: so lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du liesest, will ich alle Quartale sehen. Du wirst mir diese Freude machen und es fortsetzen, wie Du es an meiner Seite angefangen hast. Wie wirst Du Dich einst in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichnis Deiner gelesnen Schriften überschauen und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirst! — Mittelmäßige Schriften, ja, diese lies auch, um Dir einen Ekel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften lies, so gut Dein Herz auch ist, itzo nicht. Dein Vergnügen ist mir so lieb als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungesitteten Werke (und wäre es auch der feinste, der Witz eines Crébillon) ist nichts Bessers als die Schönheit in dem Hause der Unzucht und um desto verführerischer, je mehr er dem Laster die Anmut und Miene der Unschuld zu geben weiß. Die Zeit der Ferien und Messen wende vornehmlich zum Lesen und zur Wiederholung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachsinnen Dein täglicher Lehrer wirst: so kannst Du ewig die Kollegia besuchen und doch auf der Bahn der Wissenschaften nicht weiter fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; sie haben mehr als einen Nutzen. Überhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bei Deinem akademischen Fleiße stets wichtig und gegenwärtig sein muß. Laß die Hauptwissenschaft, mit der Du einst der Welt in einem öffentlichen Amte nützen sollst, und die Du nach einer sorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umstände auf den Rat einsichtsvoller Männer gewählt hast, auch stets das Hauptziel Deines Fleißes sein. Widme ihr

täglich einen beträchtlichen und festgesetzten Teil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenstudien nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, so rauh und mühsam sie auch ist. Sei stets auf Deiner Hut: daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten Dir gegen Deine Hauptwissenschaft nicht einen falschen Ekel beibringe, der für Dein künftiges Amt die gefährlichste Krankheit sein würde. Wie mancher junge Studierende, der nur lauter Witz und Geschmack sein wollte und itzt mit ebensoviel Ungeschicklichkeit als Abneigung sein öffentlich Amt antritt, würde dasselbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er sich vor dieser Krankheit verwahret und mehr für seine Pflicht und sein Amt als für sein Vergnügen studieret hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor diesem Mißbrauche der schönen Wissenschaften um so viel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen ist. Die schönen Wissenschaften sollen Dir den Geschmack an den nützlichern und ernsthaftern nicht benehmen, sondern Dich vielmehr stärken und geschickt machen, Deinen guten Geschmack, Deine feinere Urteilskraft auch hier zu gebrauchen und zu zeigen. Sie sollen Deinen Geschmack nicht verzärteln, sondern läutern; sie sollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, sondern zum gesittetern und anständigern Gelehrten machen.

Ökonomie.

Lerne die Sparsamkeit, die nicht allein für sich, sondern wegen ihres Einflusses in höhere Tugenden schätzbar ist. Kein Fürst ist zu reich, daß ihn die Sparsamkeit nicht ehren und die Verschwendung nicht beschimpfen sollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weiß, wird sich oft in die Umstände setzen, die ihm, wo nicht die notwendigen Bedürfnisse, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geistes und tausend Gelegenheiten, Gutes zu tun, rauben und ihn selbst wider seinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtschaffener Mann zu sein. Deswegen ist die Sparsamkeit eine rühmliche Tugend und, weil sie selten die Tugend des jugendlichen Alters ist, eine Pflicht, zu der ich Dich desto feierlicher ermuntern muß. Sei also haushälterisch zuerst in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen und um desto leichter verführen, die aber in der Folge, zusammengenommen, so gut eine ansehnliche Verschwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal vertan. Nicht kaufsüchtig sein, sagt ein römischer Konsul, dem Könige gehorchten und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kaufsüchtig sein ist ein großes

Einkommen. Tausend Dinge, die ihres Geldes sehr wohl wert sind, aber weder von der Notwendigkeit noch von dem Wohlstande anbefohlen, sondern nur von der Mode, von der Geschicklichkeit des Künstlers und von dem Auge, das das Neue und Seltne liebt, empfohlen werden, gehören in die Klasse der Ausgaben, für die Du zu arm sein mußt, um reich zu Notwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohltaten für Arme und guten Büchern zu sein. Es ist Verschwendung, wenn Du, um ein kostbares Geräte zu haben, das nur das Auge füllt, Dich arm machest, die Kosten eines erlaubten Vergnügens, einer Spazierfahrt und eines Aufwands für den Besuch Deiner Freunde zu bestreiten. Ein nützlich Buch ist eine rühmliche Ausgabe; und oft wird dieses Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe sein. Sei nie so arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen ersparen könntest. Sei nie so sinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, gesetzt, daß sie noch so wenig Aufwand verlangten, versagen könntest; sowohl um Herr über Deine Neigungen als Herr über Dein Vermögen zu sein. An dem Vermögen Deines Vaters sollst Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir selber erwerben wirst. Vor groben Verschwendungen, die unmittelbar in Schulden stürzen, warne ich Dich nicht; Du bist zu weise dazu. Allein auch die bloße Sorglosigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns anfangs zu verschämten und endlich wider unsre Absicht zu bösen und ungerechten Schuldern, nach der Vernunft und Religion zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, so schicke sie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringre Dir Dein Geld wegen unvorsichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dir's nicht anders als freiwillig, und wenn Du es bedarfst. Sei Deines Vaters durch aufrichtige Liebe wert, so wie ich des besten Sohnes durch Sorgfalt wert sein will. Wie Dich die Sparsamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält: so wird sie Dich auch von allen den Gefahren oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit diesen Gegenständen verbunden ist. Ohne sie wirst Du, auch bei dem eifrigsten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten und Deinem Fleiße selbst manches Hindernis erschaffen: so wie Du ohne sie, auch bei der größten Gelehrsamkeit und allen andern Verdiensten, zu vielen öffentlichen Geschäften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater sein wirst. Unser äußerlicher Wohlstand hängt von tausend Kleinigkeiten ab, bei denen wir, sowenig sie einzeln zu sagen scheinen, Auf-

merksamkeit und Sorgfalt anwenden müssen, und die keinen großen Verstand, noch weniger aber Gelehrsamkeit erfordern. Aber eben weil alle Menschen hiezu Einsicht genug haben; so ist es dem Gelehrten um desto schimpflicher, wenn er in den Fällen Verstand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachlässig wird, wo sich die Nachlässigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter selbst bestrafet. — Die Ordnung gehört zur guten Wirtschaft wie der Ton zur guten Aussprache; und die Ordnung ist bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparsamkeit. Viele Bedürfnisse des äußerlichen Wohlstandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir sorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf diese Art ersparen ist eine weise Kunst und für einen Menschen, der gut denkt, eine große Pflicht. Gesetzt, Du könntest, ohne den Wohlstand zu beleidigen, durch diese Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Kosten eines Kleides ersparen und dafür einen rechtschaffnen und armen Freund kleiden; fühlest Du nicht, daß diese Sorgfalt etwas sehr Edles sein würde? Betrachtest Du die Sparsamkeit von dieser Seite, so wird sie sehr ehrwürdig, sie ist alsdann kein bloßer Rat der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, sondern sie ist das Werk der Tugend selbst. Das Vermögen ist ein Mittel zu unzähligen guten Absichten; und es verwahrlosen ist deswegen schon mehr als Torheit. Eine unbesonnene Verwahrlosung oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrlosen; es sei Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Liebe zur Pracht oder eine andre schlimme Neigung. Ebendaher ist eine üble Haushaltung mehr als Torheit, weil sie das Herz unvermerkt verderbt, wenn sie auch unserm äußerlichen Glücke nicht schaden sollte. Ein Verschwender kann nie ein kluger Mann und ebensowenig ein tugendhafter Mann sein. Die Verschwendung aber findet bei geringem Vermögen sowohl als bei großen Schätzen statt. Lerne also sparsam sein als Jüngling, um das gewisse Glück zu haben, es als Mann zu sein. Ein junger Verschwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weise oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals; und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauses sowenig als die Wollust und die Verschwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewisse Kleinigkeiten der Ordnung selbst zu besorgen, sondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen sorgfältig zu sein. Und wenn ich auch noch so viel Reichtümer besäße, die ich doch nicht besitze: so würde ich Dir ebendiese Regeln geben, und niemals mehr zum

Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, sondern die gewissenhafte wird mich stets bei Deinen Ausgaben leiten. — Lebe so auf der Akademie, wie Du einst in Deinem Alter gelebt zu haben wünschen wirst. Lebe so, daß Du einst ohne Schamröte und Zittern, daß Du mit Freuden und unverletztem Gewissen in Deine akademischen Jahre zurückdenken kannst! Hiermit segne ich Dich mit väterlichen Umarmungen und bete, daß Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einst zurück in meine Arme und in die Dienste der Welt kehrest. Mit mehr Gelehrsamkeit und weniger gutem Herzen werde ich Dich kaltsinnig, mit nützlichen Wissenschaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sei das größte Genie der Erden und kein rechtschaffner Mann: so weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, bester Sohn!

Moralische Charaktere.

Regelmäßige Sinnlichkeit,
in dem Charakter des Kriton vorgestellet.

Im gemeinen Leben heißen meistens diejenigen vernünftige, gesittete und ehrbare Menschen, die klug oder arbeitsam genug sind, ihre Handlungen so einzurichten, daß sie Ansehen, Ehre, Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Sinne, Reichtümer und die Freiheit erlangen, nach ihrem Geschmacke leben zu können.

Kriton lebt seit zwanzig Jahren auf seinem väterlichen ererbten Rittersitze ohne Familie. Er hat den Ruf eines vernünftigen, arbeitsamen und gastfreien Mannes für sich, und die ganze Gegend preist ihn glücklich.

Er ist stets beschäftiget und hat keine Zeit zu den Ausschweifungen, die der Müßiggang gebiert. Der Morgen wecket ihn zur Aufsicht über die Arbeiten des Landlebens. Alles, was nützlich und einträglich ist, studieret er durch, unternimmt es emsig, führt es glücklich aus, gewinnt immer mehr Vermögen, kauft die Äcker der Armen, ohne sie ihnen geizig abzudringen, und hat binnen zwanzig Jahren seinen Rittersitz mit drei neuen vermehret.

Er kränket niemanden mit Vorsatz, bezahlet seine Arbeiter richtig und schmückt gern die Kirchen in seinen Dörfern. Ein neuer Altar, eine neue Glocke, eine beßre Orgel ist ihm nicht zuviel. — Kriton ist gastfrei. Wer ihn besucht und ein Liebhaber der Ökonomie ist, der ist ihm bei seiner Tafel willkommen. Sie ist wohleingerichtet, nicht karg, nicht verschwenderisch und seinem Stande gemäß. — Er erlaubt sich selten das Vergnügen der Jagd. Sie raubt die kostbare Zeit, und diese kann er besser anwenden. Er schließt Kontrakte, durchsieht seine Rechnungen, strengt die Arbeiter an und läßt, wie er sagt, für die Nachwelt bauen. — Hier macht er einen unbrauchbaren Acker durch

seine Sorgfalt zum Walde. Dort findet er einen Steinbruch, der seinem Gute einträglich und der Gegend nützlich ist. Stets beschäftiget, so erblickt ihn der Morgen, und so schläfert ihn der Abend ein; und alle Nachbarn lieben ihn wegen seiner Verträglichkeit und preisen ihn als einen glücklichen Mann. Und was hat man auch an diesem Leben des Kriton auszusetzen? Nicht viel, wie es scheint. Alles stimmt ja unter sich und mit einer gewissen Hauptabsicht überein. Aber was ist seine Hauptabsicht? Warum lebt er? Warum sorgt und denkt und arbeitet er so übereinstimmend?

Vielleicht weiß er es selbst nicht. Ein dunkles Gefühl der Glückseligkeit leitet ihn. Es scheint ihm rühmlich, stets beschäftiget zu sein; mehr zu tun, als andre seines Standes; immer mehr Hufen und Güter zu gewinnen und zu wissen, daß er sie gewonnen hat. Ist dieses sein Glück und die Absicht, warum er auf der Welt war?

Um zu wissen, ob Kriton wirklich für sein Glück gelebt habe, so betrachtet ihn in diesem seinem scheinbaren Glücke mit den Augen der Vernunft, und zwar betrachtet ihn auf seinem Sterbebette. Er stirbt, als Herr von sechs Rittergütern. Konnte es sein Beruf sein, zu leben und zu arbeiten, um reicher als andre zu sterben? — War er leutselig, ein Schutz und Rat seiner Untertanen, ein liebreicher Versorger treuer Bedienten, ein williger und kluger Geber von seinem Überflusse? — Er war arbeitsam, um reich zu sein; sorgfältig und ordentlich, um bequem zu wohnen und standesmäßig zu essen und zu trinken; mäßig, um gesund und zu Geschäften geschickt zu sein. Er lebte bei allen seinen Anstalten eigentlich für sich und nie mit Absicht für das Beste der Welt; er lebte für seinen Eigennutz und nicht für die Tugend. Er lebte regelmäßig sinnlich; und so leben die meisten Menschen.

Hätte Kriton, wenn er vernünftig sein wollen, wohl die Hauptabsicht seines Lebens vergessen können? Konnte er nicht wissen, daß seine Seele edler wäre als sein Körper, daß die guten Eigenschaften des Herzens etwas Wichtigers wären als Rittersitze, als eine gute Tafel und die Bewunderung der Nachbarn? Daß es weiser wäre, Güter zu erwerben, die uns im Tode bleiben, als solche, die wir in wenig Jahren verlassen müssen? Daß es mehr Würde sei, ein weiser, guttätiger, gemeinnütziger und gottseliger Mann zu sein, als der Reichste im Lande? Daß die Übungen der Pflichten gegen die Menschen und den Schöpfer unendlich mehr Wert haben als die strengste Ausübung der Regeln der Wirtschaft?

Euphemon, das Gegenteil des Kriton.

Euphemon ist beinahe in Kritons Glücksumständen. Er erhält durch Sorgfalt sein Vermögen und nützt es. Er ist arbeitsam in seinem Stande und sieht die Arbeitsamkeit als einen göttlichen Beruf an, sich und andre zu erhalten, sich und andre weiser, ruhiger und glücklicher zu machen. Dieses ist die Hauptabsicht, die in alle seine Geschäfte einfließt; und er verstattet sich die Begierde, reich zu werden, nicht weiter, als insoweit sie mit den Pflichten gegen Gott und Menschen bestehen kann. Er steht früh auf, und sein erstes Geschäfte ist Andacht. Dadurch wird seine erste Stunde der Segen für sein Herz und für seine Beschäftigungen, die er alsdann überdenkt und ordnet. Er ist des Tags über eifrig in guten Anstalten; allein was sein Verwalter besser ausführen kann, das tut er nicht aus zu großer Geschäftigkeit, wie Kriton, selbst. Er sorgt für das Beste seiner Untertanen, unterstützt den arbeitsamen Dürftigen und sucht den Trägen in Arbeit zu setzen. Er läßt sich herab und behauptet zugleich das Ansehen, das ein Herr haben muß, der aus Pflicht über Ordnung und Gehorsam hält. Seine Untertanen lieben ihn, indem sie ihn ehren. Kriton schmückt die Kirchen, und Euphemon sorgt für die Schulen in seinen Gemeinden. Jener läßt Altäre bauen, und dieser läßt die Kinder von einem geschickten Manne sorgfältig unterrichten. Er belohnet seine saure Arbeit und ermuntert den Geistlichen in seinem Fleiße durch Bücher, durch Bequemlichkeiten, die ihm sein Amt nicht gewähret, und durch einen leutseligen Umgang. — Euphemon ist auch gastfrei; aber außer den Freunden, die er speiset und vergnügt in seiner Gesellschaft unterhält, essen treue und abgelebte Diener, Greise, die keine Versorgung mehr haben, und Kranke, die eines Labsals bedürfen, von seinem Tische. Er hält einen redlichen Bedienten, der sich nach verborgnen Elenden und Unglücklichen erkundigen und ihnen durch die dritte Hand helfen muß. — Euphemon baut nützlich, bequem und zugleich in der Absicht, Müßige und Arbeitlose zu beschäftigen und zu ernähren. Er will nicht immer guttätig sein, um nicht diejenigen, welche es bequem finden, sich von Wohltaten zu nähren, zu Trägen und Unverschämten zu machen. Er ist vorsichtig bei seiner Freigebigkeit und aus Güte zuweilen strenge. Er sieht die beschwerlichen Frondienste seiner Untertanen; die Klugheit wehret ihm, sie ihnen ganz zu erlassen, und doch weiß er sie zu mäßigen, sie dem durch Geld, jenem durch Getreide oder durch den Erlaß eines Zinses von Zeit

zu Zeit zu vergüten und sein Recht in Billigkeit zu verwandeln. — Er ist der Herr, und das Beispiel und die Seele seines Hauses; und es immer gut zu sein, dieses ist seine Sorge und Arbeit. Er hat keine Kinder; aber er läßt Anverwandte bei sich erziehen. Er sorgt für die Sitten seiner Bedienten mit Klugheit, Ernst und Güte, hält sie vom Müßiggange und vom Laster zurück und erweckt sie durch sein Beispiel zu den Übungen in der Religion. — Diese Lebensart hat Euphemon zwanzig Jahre getrieben, keine neuen Güter erworben und manches Jahr sogar sein Vermögen verringert; und hat er gleichwohl nicht unendlich mehr getan als Kriton? Er hat nicht bloß seine Haushaltung nützlich geführt; er hat auch sein Vermögen und sein Ansehen nach seinem Gewissen, zu seinem und andrer Glücke verwandt. Wie ehrwürdig, aber wie selten ist ein Euphemon!

Chryses,

der unbeständig sein Glück in allerhand sinnlichen Vergnügungen sucht.

Chryses, seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre der Herr eines großen Vermögens, sucht sein Glück in allerhand Vergnügungen, die an und für sich erlaubt sind und nur dadurch zur Torheit werden, wenn man sich ihnen ganz überläßt. Die Langeweile nötiget ihn zu Beschäftigungen; und seine Einbildung und seine Sinne wählen sie. Stets unbeständig, wechselt er in seinen Unternehmungen ab, wird dieser satt, flieht zu einer andern, belacht nach kurzer Zeit diese wieder, ergreift einen neuen Gegenstand seines Wunsches mit nicht besserm Glücke, lebt sinnlich, um nach seinem Geschmacke zu leben, und lebt lächerlich und unruhig.

Er kauft sich ein Landgut. Welche Freude! Die Jagd wird seine Wollust und sein Fleiß; und nichts scheint ihm wichtig, was sie nicht angeht, und alles hingegen groß, was zu ihr gehöret. — Die Talente und Taten seiner Jagdhunde, sein Glück in der Jagd, selbst die Beschwerlichkeiten derselben, werden seine Gespräche und Tagebücher. Das Gehege seiner Fasanen ist ihm mehr als eine Provinz dem Eroberer; und der zehnendigte Hirsch, der in seiner Holzung steht, ist sein täglicher Stolz. Er legt sich ein kleines Jagdhaus an und sättiget sich, wenn er nicht jagen kann, mit der Beschauung und Verbesserung seines Jagdgerätes und seiner Gewehrkammer, kauft einen neuen Hund

und verschenkt ein Pferd, das ihm nicht mehr neu ist, damit er die Freude haben könne, ein neues zu kaufen. — So lebt er ein Jahr, zwei Jahre, wird gleichgültig gegen die Jagd und lacht endlich über dieses beschwerliche Vergnügen.

Er wird weiser und sucht sein Vergnügen im Bauen. „O, dieses ist eine weit anständigere und nützlichere Beschäftigung!" sagt Chryses. Er baut nicht, weil er bequemer wohnen will, sondern um nach seinem Geschmacke zu bauen, reißt er hier ein und führt dort auf, baut itzt ein kostbares Gartenhaus und dann, weil ihm der Pferdestall nicht mehr gefällt, einen prächtigen Stall; morgen einen Salon und mit ebender Hitze fällt er auf den Ehrgeiz, das beste Taubenhaus zu haben. Er wagt Risse, kauft Bücher von der Baukunst, die er nicht versteht, prahlet damit, quälet seine Arbeitsleute, verschwendet einen großen Teil seines Geldes und findet seine Wollust im Bauen. — Aber seine Anstalten wollen ihm nicht mehr glücken. Man baut ihm viel zu langsam, nicht nach seinem Sinne. Er wird verdrießlich und gibt diese Beschäftigung auf.

Er wählt eine neue Lebensart, wird gesellschaftlich und sucht den Ruhm der Gastfreiheit. Er öffnet sein Haus, wie er sagt, gesitteten und angenehmen Leuten, aber in der Tat meistens den Schmeichlern und Schmarotzern. Er sinnt auf eine gute Tafel, auf Reinlichkeit und Pracht in seinen Zimmern, auf Vergnügungen für seine Gäste und wird reichlich mit Beifall, Freundschaft und Bewunderung belohnet. Er lebt ein Jahr lang für seine Gäste und Bewunderer und fühlt nunmehr den Zwang und das Leere dieser Lebensart.

Der Schmeichler Brut, die frech des Chryses Tafel hütet,
Die seiner Gnade Strahl erwärmt und ausgebrütet,
    Schwärmt summend um sein Ohr.
Der Tor ist ihr Gespött, selbst da er sie ernähret;
Verlassen, wenn sie ihm sein Gut vertraut verzehret,
    Und arm, und noch ein Tor.

Er wird verdrießlich und kränklich, stellt seine Gastfreiheit ein, will durch Einsamkeit seiner Gesundheit wieder aufhelfen und wird ein stiller Gartenfreund.

Nun hat er die unschuldigsten Freuden nach seiner Meinung, die Freuden der Natur, gefunden. Er wendet sein Geld auf Blumen und seine Sorgen auf die Wartung und Verbesserung derselben, verschreibt mit großen Kosten Blumenzwiebeln, läßt Blumenkenner kommen, hält die Gärtner für die klügsten Sterblichen und wundert sich, wie er diese anmutige Beschäftigung,

die ihn einen ganzen Sommer unterhält, nicht eher gewählet. Aber schon vertilgt der nächste starke Winter viele Geschlechter seiner Blumen, erweckt ihm einen Ekel gegen die Gärten und zugleich eine Liebe für die Bücher.

Chryses wird also gelehrt, schafft sich eine kostbare Bibliothek, liest und studieret. Diesen Monat ist die Geographie seine Weisheit, und diese Woche scheint ihm die Wappenkunst die wahre Gelehrsamkeit zu sein. Er will sie studieren und ermüdet bald, wählt die Geschichte und geht schnell zur Poesie über, hört auf zu lesen, läßt seine Bücher vortrefflich einbinden, bringt sie in Ordnung, widmet ihnen das beste Zimmer, kauft mathematische Instrumente, verläßt seinen gelehrten Hausrat und das Landleben plötzlich, zieht in die Stadt, wird ein Mann nach der großen Welt und verlacht das Landleben. Der Hof scheint ihm nunmehr der Sitz der wahren Vergnügungen zu sein; die Komödie übertrifft alle Gartenlust, die Oper alle Jagden und alle Freuden des Baues. — Die Antichambern sind ihm die Schulen der Weisheit, und, o wie lacht er über seine Bibliothek! — Er beobachtet die Moden mit Scharfsinnigkeit als die Gesetze der guten Sitten, erfreut sich seines guten Geschmacks in der Kleidung und Equipage und kehrt endlich, von seinem abnehmenden Vermögen gerufen, wieder auf sein Landgut und lernt einsehen, daß er, um glücklich zu sein, beinahe zwanzig Jahre ein Verschwender seines Vermögens, seiner Zeit und seines Verstandes gewesen.

Der Mann mit einem Laster und mit vielen Tugenden.

Die Menschen sind selten so verderbt, daß sie sich vielen Lastern zugleich ergeben sollten; und selten so schlimm, daß sie ein Laster, dem sie sich überlassen, nicht durch gewisse Tugenden gleichsam vergüten wollten. Dorant gehört unter diese Klasse. Er dienet der Wollust, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und ist so offenherzig, daß er diesen Fehler selbst gesteht: aber ebendieser Dorant ist gerecht, guttätig, dienstfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künste, das Herz einer Unschuldigen, die seine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden sehen und ohne Hilfe von sich lassen. Man liebt ihn wegen seiner Guttätigkeit selbst in den Gesellschaften, wo man seinen Fehler kennet. Er verabscheut die berüchtigten Häuser der Wollust und würde sie zerstören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beischläferin zu halten, die

er in kurzer Zeit mit einer andern vertauscht: dieses scheint ihm nichts Böses und nichts Gutes zu sein. Er belohnet sie mit etlichen hundert Talern; „denn dieses“, sagt er, „wäre ungerecht, wenn sie hilflos bleiben sollte“. Er verhilft ihr sogar mit seinem Schaden zu einer Heirat, um sie zu versorgen, und man lobt diese Sorgfalt an ihm. „Dorant“, spricht die große Welt, „hat doch im Grunde ein gutes Herz.“ Dieser Dorant, der, durch seine gesittete Lebensart und seinen Stand den Zutritt in die besten Häuser hat, ist also ein gefährlicher Feind der Unschuld, und doch er ist ein Mann von Treu' und Glauben. Er gibt mir sein Wort, daß er mir durch seinen Fürspruch dienen will; und er tut es, ohne meinen Dank zu erwarten. Er tut es mit Vergnügen. Man spricht von einem Bekannten oder auch von einem Fremden Böses; und er gerät darüber in eine edle Hitze, daß man die Ehre des andern kränkt und nicht lieber das Beste vermutet. — Dorant konnte von seiner Anverwandtin, wenn er ihr hätte schmeicheln wollen, eine reiche Erbschaft erlangen. „Nein,“ sagte er, „das wäre ungerecht; sie hat nähere Erben, die es mehr bedürfen. Soll ich reicher werden, um andere arm zu machen?“ — Dorant ist gelinde gegen seine Untergebenen und der gütigste Herr gegen seine Bedienten, wenn sie sich wohl aufführen. — In Gesellschaften ist er bescheiden und hält es für ein Verbrechen, jemanden zu beleidigen und sein Vergnügen zu stören. — Er haßt das Spiel, den Trunk und die Verschwendung. Was soll man also von Doranten urteilen? Nach der Sprache der Welt hat er nur einen Fehler und viele Tugenden; nach der Sprache der Wahrheit hat er eigentlich keine Tugend und nur ein gutes Temperament oder eine natürliche Anlage zur Tugend. Er hat zuviel Verstand, um die Laster alle zu billigen, und zuwenig, um einzusehen, daß ein Laster, dem man sich wissentlich ergibt, das ganze Herz verderbt. Er hat zuviel Gewissen, um ruhig zu sündigen, und will einen Vergleich zwischen dem Bösen und Guten treffen und seine Fehler der Wollust durch die Beobachtung äußerlicher Pflichten der Geselligkeit ersetzen. Er wählt diejenigen Tugenden, die einem weichlichen Herzen die leichtesten und ihm natürlich sind: Güte, Billigkeit, Gelindigkeit, Dienstfertigkeit. Er wählt diejenigen Tugenden, die in Gesellschaften am beliebtesten sind und sich am ersten durch Beifall oder Gegendienste belohnen. Seine Tugenden sind also Temperament und Wohlstand; und sein Abscheu, den er vor gewissen Lastern hat, ist die Frucht des Beispiels und der guten Erziehung, die er in seiner Jugend genossen. Die Exempel zu diesem Charakter sind in dem ge-

meinen Leben sehr häufig und den guten Sitten sehr gefährlich. Das Laster, das sich mit den Farben von zehn Tugenden schmückt, gefällt zur Nachahmung gar zu sehr, und auch ein gutartiger Jüngling wird sich von ihm blenden lassen. Das schlimmste dabei ist noch dieses, daß solche Charaktere mit Hochachtung in der Welt beehrt werden, und daß man von ihrer schlimmen Seite in Gesellschaften gemeiniglich nur scherzhaft und mit einer witzigen Spötterei spricht und die Ausschweifung höchstens von der lächerlichen Seite tadelt. Gleichwohl sollte man über die Unzucht ebensowenig spotten, als man über Mord und Diebstahl spottet; und folget nicht oft beides aus dem ersten? Dorant, der den Personen des andern Geschlechts Unschuld und Tugend rauben kann, hat, solange er diese strafbare Neigung nicht unterdrückt, kein tugendhaftes Herz nach dem Ausspruche der Moral; und seine guten Taten, so glänzend sie auch sind, gehören seinem Blute, seiner Erziehung und seiner Eigenliebe zu oder sind Früchte des bösen Gewissens, das sich beruhigen will. Die Tugend ist der aufrichtige und lebendige Wille, allen Gesetzen der Vernunft und Offenbarung zu gehorchen. Ist ein solcher Wille aufrichtig, wenn er Ausnahmen macht? Ist nicht Dorant, selbst des Beispiels wegen, schuldig, seiner Neigung zu widerstehen; und schwächet er nicht durch sein Exempel bei andern das Ansehen eines göttlichen Gesetzes? Es ist wahr, daß man es in allen Tugenden nicht gleich hoch bringen kann; aber der Vorsatz muß zu keiner mangeln. Es ist wahr, daß die besten Herzen fehlen können und wirklich fehlen; aber in dem Fehler beharren oder ihn nicht erkennen wollen, weil man ihn nicht ablegen will; das ist keine Schwachheit; das ist Verderben des Herzens.

Der regelmäßige Müßiggänger

oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

Crast, mehr einsiedlerisch als gesellschaftlich, lebt für sich und teilet sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Haussorgen, ist Herr seiner Zeit und sorgt, daß er niemanden zur Last falle. Er lebt seit zehn Jahren einen Tag so regelmäßig als den andern; ist gesund und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Tee, die Zeitung und das Fenster beschäftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäfte, das heißt, er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen

gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden ist zugeschickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu seinem Vergnügen oder tritt an seinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er angekleidet. Er speist gut, aber mäßig und weiß seit dreißig Jahren nicht, was ein Rausch ist. Seine Zeit von zwei Uhr nach Tische bis abends um zehn Uhr ist ebenfalls eingeteilet. Eine Stunde schenkt er dem Billard, eine dem Besuche, den er gibt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Lesen einer anmutigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er sich regelmäßig dem Schlafe. Von dieser Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche besucht. Dieser Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß sein Herr alle Morgen bete und alle Abende singe. Und in der Tat, Crast ist mäßig und haushälterisch; kein Freund der Wollust und tobender Vergnügungen. Er spricht von niemanden Böses; läßt jeden in seinen Würden; bezahlt, was er zu geben schuldig ist, richtig; und lebt stille für sich. Gleichwohl, wer ist Crast, wenn man ihn in seinem ganzen Betragen untersucht? Ist er mehr als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was ist die Hauptabsicht seines Plans? Bequemlichkeit und methodisierte Trägheit. Er lebt mäßig, um gesund zu sein; wirtschaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beschwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für sich und nicht für andre. Ist er deswegen in die große Gesellschaft der Menschen gesetzet worden? Er befördert sein Vergnügen; aber ist es das, welches von der Vernunft gebilliget wird? Er geht mit seinem Vermögen sorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen ist. Aber ist nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit, eine Pflicht, eine beständige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung seines Körpers an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt. Er hat eine Seele bloß für seine Sinne und einen Verstand bloß, um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er tue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwirft. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein geschäftiges Wesen ist, weil er

ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung gibt. Warum kann er nicht einsehen, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitsamer Mann zu sein, als ein geschäftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einst ewig für die Mühe belohnen soll, die er auf das Vergnügen seiner Sinne so ordentlich verwandt hat? Könnte er so oft schlafen, als er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Teil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen: so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, seine geringen Talente zum Besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben als ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen, aber er lebt nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeschlossen und mit den nötigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich ist es falsch, daß ein bequemes Leben ein zufriednes Leben ist. Wenn Erast nachdenkt (und er kann doch nicht alle ernsthafte Gedanken durch Trägheit ersticken), macht ihm sein Herz wegen seiner sinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in seiner Seele? keine Besorgnis, daß andre, für die er nichts Nützliches tut, ihn verachten werden? keine Beschämung, daß er vierzig oder funfzig Jahre gelebt hat, ohne ein besserer Mensch geworden zu sein? Kann er sich auf die schützende Hand der Vorsehung verlassen und sich, wenn sein Vermögen, das er itzt nur zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, sich in Mangel verwandeln sollte, mit ihrem Beistande trösten? Kann er auf Hoffnung sterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er diese Vorteile des Geistes nicht, so ist er nicht zufrieden, sondern nur von seiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kitzel auf einige Jahre für seine Dienstbarkeit belohnet und zugleich bestrafet.

Der schwermütige Tugendhafte.

Die Fehler unsers Temperaments mischen sich beständig in unsre Tugend und geben ihr in unserm Verstande die Gestalt, die mit unsrer eigentümlichen Neigung am meisten übereinstimmt. Aus dieser Quelle entspringen unzählige Irrtümer, die wir für Wahrheiten annehmen; und keine Irrtümer sind schwerer zu heben, als die ihren Schutz in dem natürlichen Charakter unsers Geistes und in der besondern Einrichtung

unsers Körpers finden und dabei mit einem guten Herzen sich vertragen.

Aret meint es aufrichtig mit der Tugend; und seine Strenge ist weder Heuchelei noch stolze Frömmigkeit. Nein, aber er ist von Natur schwermütig und furchtsam, und darum liebt er die Schwermut und Furchtsamkeit auch in seiner Tugend oder bildet diese nach seiner Gemütsart. Er flieht die unschuldigen Freuden des Lebens, weil er sie für strafbar hält. Aber warum hält er sie dafür? Hat er nicht so viel Verstand, seinen Irrtum einzusehen? Ja, er hätte ihn; aber sein dickes schwarzes Blut benebelt und verfinstert seinen Verstand. Traurig sein ist ihm natürlich; und diejenigen Begriffe von Tugend, die zur Traurigkeit am besten passen, sind deswegen schon seiner Art zu denken auch natürlicher als das Gegenteil. Aret wird selten lachen; denn seine Tugend hat eine finstre Stirne, und eine frohe Miene hält er für Leichtsinn. Man muß dem andern stets ein gutes Beispiel geben; dieses ist sein richtiger Grundsatz. Aber wie falsch legt er ihn aus! Dies darf uns nicht befremden, denn er sucht die Auslegung dazu in seinem Charakter. Er verbannet alles Freie aus seinem äußerlichen Betragen, grüßt mit ebender Miene, mit der er betet, fragt mit ebendem Tone: „Wie befinden Sie sich?", mit dem er von einer Feuersbrunst redt, und seufzet im ganzen Ernste, daß wir einen erlaubten Scherz sagen, nicht immer die Tugend im Munde führen, nicht seine Leibsprache reden. Um uns ein gutes Beispiel zu geben, klagt er stets über die bösen Sitten, streut in die gleichgültigsten Gespräche erzwungne Tugendlehren ein; und um überall nützlich zu werden, wird er sogar aus den Zeitungen in dem Tone eines Strafpredigers erzählen und, gesetzt daß er es auch bei der Tafel täte, nichts weniger glauben, als daß er zur Unzeit eifere; denn er mißt unsre Empfindung nach der seinigen ab. — Man muntert ihn zu einem Spiele auf. Aret kann es nicht wohl abschlagen; und seht, er spielt mit ebender feierlichen Miene, mit der er einen Kranken besucht. Man muß, denkt er, sich überall gleich sein, das heißt, überall einen finstern Ernst zeigen. — Ihr geht mit ihm spazieren und freuet euch über die Schönheiten der Natur; aber sein Herz läßt diese Freuden nicht ein. Er prediget euch aus guter Meinung die Wunder der Natur; denn das ist ihm leichter als die Freude. — Ein über eine melancholische Höhle herabhangender Felsen wird seine Blicke weit eher und länger an sich ziehen als das anmutigste Tal; denn in jenem findet er Nahrung zu finstern traurigen Betrachtungen. Er ist nicht karg; aber ein geringes

Geld für eine Spazierfahrt oder gute Musik auszugeben, das hält er für Sünde. „Mich", sagt er, „macht die Musik sinnlich"; und wie gut wäre es nicht, wenn er sich zuweilen sinnlich machen ließe! Sie stört ihn in seiner Traurigkeit; darum hält er sie für gefährlich und beklagt andre, die sie lieben. Weil er die Einsamkeit liebt, so zittert er vor allen großen Gesellschaften, hält sie für Schulen der Torheiten und ermahnet alle zur Eingezogenheit, das heißt, zur einsiedlerischen Traurigkeit. Aret ist wirklich dienstfertig, aber mit so vielem schwerfälligen Ernste, daß man glaubt, er sei es nicht, oder seine Dienstfertigkeit koste ihm viel Überwindung. Er liebt die Seinigen, sorgt aufrichtig für ihre Wohlfahrt, und doch so mürrisch, daß seine Sorgfalt wenig fruchtet und oft verspottet wird. Unter seinen beiden Söhnen ist der eine lebhaft und flüchtig, der andre träge und langsam. Er will den ersten in seinem zwölften Jahre zum gesetzten Manne machen und kränkt sich, daß er ihm seinen Geschmack an der Ernsthaftigkeit nicht beibringen kann. Den andern will er in seinem gesetzten Charakter befestigen und freut sich, daß er ihn täglich unempfindlicher werden sieht. Von dem ersten hofft er wenig, von dem letzten alles; und durch seine traurige Erziehung verderbt er mit dem besten väterlichen Herzen alle beide. — Aret ist mitleidig und nimmt an dem geringsten Elende der andern teil, aber selten an ihrer Freude. Er läßt ingeheim Arzeneien und Stärkungen für Kranke zubereiten und sich doch oft vergebens bitten, ehe er seine Verwandten, die sich in seinem Garten vergnügen wollen, mit einer Abendmahlzeit bewirtet. „Das Geld", sagt er, „dauert mich nicht; aber könnte ich meine Zeit nicht noch nützlicher zubringen?" Ja, Aret, bringe sie nur diesen Abend aus Pflicht mit deinen Verwandten zu, unterhalte sie mit Freundlichkeit und befördre dadurch ihr Vergnügen und das Vertrauen, das sie dir und deinen guten Lehren schuldig sind: so hast du die Zeit nützlicher zugebracht, als du denkest. Eine seiner Nichten heiratet einen Landgeistlichen; er stattet sie reichlich aus und wünscht ihr Glück zur Einsamkeit des Landlebens. Die andre, die ebenso vernünftig und gesittet ist, heiratet einen rechtschaffnen Offizier; er gibt ihr nicht so viel und sagt ihr mit Tränen, daß er sie bedaure. Er erzieht Waisen. Der eine will ein Bergmann werden; „ja," sagt Aret, „das ist eine notwendige Beschäftigung. Gott hat die Metalle in die Erde gelegt, daß sie durch den Fleiß der Menschen sollen gesucht und genützt werden; ich will Euch beistehen." Von dem andern erzählet man ihm, daß er eine treffliche Fähigkeit zur Malerei habe. Aret denkt

an die verführerischen Werke dieser Kunst, ohne an ihre guten zu denken, und hört auf, für seinen Waisen zu sorgen. „Nein," spricht er, „die Malerei, die Bildhauerkunst, die Musik — ich tadle sie nicht; aber ich habe meine Ursachen, ich lasse diese Künste niemanden auf meine Kosten lernen."

Welcher liebenswürdige und der Welt nützliche Mann würde Aret sein, wenn er seine Tugend nicht durch seinen traurigen Charakter entehrte und die Anforderungen seiner Gemütsart nicht mit den Pflichten der Tugend vermengte; wenn er lernen wollte, daß man sein Temperament durch die Tugend verbessern, nicht aber dieser zumuten müsse, sich nach jenem zu bequemen! Vielleicht erkennt Aret seinen Fehler und die Notwendigkeit, ihn abzulegen, wenn er auf die Übel sehen will, die daraus in der Gesellschaft entstehen. Er macht bei seinem guten Herzen und bei seinen edlen Absichten die Tugend verdächtig und oft verächtlich. Er raubt sich tausend Gelegenheiten, Gutes zu tun, weil er andre durch seinen kläglichen Ernst von sich entfernt oder aus Einsiedlerei sich ihnen selbst entzieht. Er wird ungerecht und grausam, wo er rechtschaffen sein will, und verdrießlich und widerwärtig, weil er zur Unzeit eifrig ist. Kann er glauben, daß wir darum fromm sein sollen, um uns und andern die unschuldigen Freuden, die uns der Schöpfer angewiesen, zu entziehen und nie zu fühlen, daß wir glücklich sind, und daß dieses die selige Absicht Gottes gegen seine Geschöpfe sei? Er sieht eine natürliche Furchtsamkeit und eine argwöhnische Schwermut für Behutsamkeit und Wachsamkeit an. Die Welt würde freilich in vielen Stücken besser und eingezogner sein, wenn viele Arete wären; das ist wahr: aber sie würde auch bald in eine unfreundliche, mürrische und abergläubische Welt ausarten oder ein wohleingerichtetes Klaghaus werden; das ist ebenso wahr. Unsere Tugend muß ebensowenig in eine natürliche Schwermut als in einen natürlichen Leichtsinn eingekleidet werden.

Der Jüngling von der guten und schlimmen Seite.

Der Jüngling hat alle Eigenschaften, wie sie sein anwachsendes Glück und die auf ihn wartende Welt verlanget. Alles in ihm und außer ihm ist zur Verbesserung und Reife seiner Kräfte, zum künftigen glücklichen Manne und zu einem nützlichen Bürger der Welt angeleget; der, wie er in gewisser Maße der Wohltäter derselben wird, zugleich bei ihr hinwiederum ein

Recht auf ihre Dankbarkeit und auf Gegenwohltaten sich erwirbt. Wir wollen den ganzen Gehalt seines Charakters betrachten; sein Gutes, wie es sich von seinen Schlacken absondern läßt, und die Fehler des Naturells, wie sie durch Unterricht und Bildung zu guten Eigenschaften und der Tugend beförderlich werden können.

Der Jüngling ist meistens von Natur in seinen Wünschen und Unternehmungen kühn, heftig und unbeständig. Der Leichtsinn, eine unstete Ruhmbegierde, eine natürliche Neigung alles hastig nachzuahmen, ein gewaltiger Trieb zu sinnlichen Vergnügungen leiten und führen ihn, bemächtigen sich seines Herzens und leicht auch seines Verstandes zum Dienste der Torheit. Er ist leichtgläubig, bald gewonnen, aber ebensobald beleidiget und schnell zur Ahndung. Er nähert sich gern der Verschwendung und verachtet die Sparsamkeit. Er fühlet den täglichen frischen Anwachs seiner Kräfte und wagt sich kühnlich daran, unbesorgt für seine Gesundheit und oft für sein Leben. Er scheut gemeiniglich den Aufseher, will sich selbst Gesetz und Klugheit sein und stürzet sich in Fehler. Er scheint bald seinen Fehler zu bereuen, aber in der Tat kränkt ihn mehr der Vorwurf und der Schimpf, den er sich dadurch zuzieht, als der Fehltritt selbst. — Dies ist das Bild des Jünglings, wenn man ihn auf der schlechten Seite betrachtet; und dennoch enthält sie bei allen den Fehlern, wodurch sie ihn verunstaltet, die Grundanlage zum guten und nützlichen Menschen.

Der kühne und heftige Jüngling ist der erste Stoff zu dem mutigen und arbeitsamen, der unbeständige und leichtsinnige zu dem folgsamen und gesetzten Menschen. Wie langsam würde sein Gedächtnis, seine Einbildungskraft und sein Verstand mit den notwendigen Gegenständen und Kenntnissen des Lebens erfüllt werden, wenn er nicht unstet und flüchtig in seinen Neigungen und Wünschen wäre! Ein jeder Schritt zur Torheit würde ihm ein Schritt zum Laster sein, wenn er der einzelnen Torheit weniger geschwind überdrüssig würde. So kühn und heftig der Jüngling in seinen Unternehmungen ist: so hat ihn doch die Natur, um dem Mangel seiner Erfahrung und seiner Einsicht zuvorzukommen, mit einer edlen Schamhaftigkeit ausgerüstet. Diese warnet und leitet ihn, wenn er sie nicht frevelhaft unterdrückt. Ebender Jüngling, der gern ungebunden sein will, ist doch zugleich der Jüngling, der durch geheime Bande an die kleine Welt seiner Familie und Verwandten so weise gefesselt ist, daß er sich, gern oder ungern, dennoch ihren Leitungen ergibt. Liebe und Dankbarkeit gegen seine Eltern und Wohltäter ver-

treten öfters bei ihm die Stelle des Verstandes. Er ist hitzig, seinen Gegenstand zu verfolgen; aber ist er nicht auch empfindlich gegen die Bitte einer liebreichen Mutter? Ihn erschreckt der weise Tadel eines gütigen Vaters; und die sanfte Erinnerung eines Freundes wird oft für ihn eine eindringende Sittenlehre.

Der Jüngling ist leichtgläubig, und diese Eigenschaft stürzt ihn in viele Fehler; aber er glaubt auch das Gute leicht, und am leichtesten glaubt er es denen, die seine Hochachtung und Liebe zu verdienen wissen. Auf solche Weise wird an der Seite vernünftiger Menschen seine Leichtgläubigkeit Glück für ihn; und durch ihren Unterricht, durch ihre Erfahrung, zu der noch seine eigne Erfahrung hinzukömmt, wie oft ihn seine Leichtgläubigkeit betrogen, wird sie mit der Vorsichtigkeit verwandt. — Der Jüngling, der itzt seine Fehler gern verbirgt, ist doch zu andrer Zeit offenherzig genug, sie selbst zu verraten, und geschwätzig genug, sich selbst zu beschämen. Er gibt andern dadurch Gelegenheit, sie zu verbessern; und so werden andre immer das für ihn, was er sich selbst noch nicht ist. —

Der Jüngling ist begierig nach Beifalle und Bewunderung und geht mit großen Gedanken von sich und seinen künftigen Unternehmungen einher; eine Leidenschaft, die, von der Hand der Weisheit umgebildet und regieret, zum feurigen Antriebe des Fleißes und der Bestrebung im Guten für ihn wird. Aber sucht der Jüngling nicht auch aus dieser Ruhmbegierde seine Ehre in Gegenständen, die oft nur seine Verachtung oder seinen Haß verdienen sollten? Ja, aber meistenteils aus Mangel der Einsicht und guter Beispiele. Seine Erziehung sei noch so mangelhaft, so ist doch oft ein einziges rühmliches Beispiel genug, seine Begierde nach Ehre auf gute Sitten und edle Neigungen und Unternehmungen zu richten. Ein unglücklich gewagtes Unternehmen gibt ihm Erfahrung, und diese wird ihm, sooft sie ihn an seinen Fehler erinnert, auch das Gesetz einschärfen, daß er weiser und bei der Wahl seiner Ehrbegierde vorsichtiger sein soll. Fällt seine falsche Ruhmsucht gar auf das Laster: so straft ihn das Gewissen und ruft ihn wieder auf den rechten Weg; das Gewissen, das in seinem empfindsamen Herzen ebenso laut spricht als seine unerlaubte Begierde. — Ohne die hohen Gedanken von sich und seinem künftigen Anteile an den Weltbegebenheiten würde der Jüngling in seiner Ehrbegierde und in seinem Fleiße bald ermüden. Er betrügt sich freilich, aber doch zu seinem künftigen Vorteile, wenn er nur will. Selbst aus seinem Stolze wird einst die ihm und der Welt so notwendige Tugend der Bescheidenheit und Demut erwachsen, wenn er nur will. Seine wagende

Ehrbegierde versieht ihn mit nützlichen und angenehmen Eigenschaften. Er erlernt viel Lobenswürdiges, schmeichelt sich, wieviel er wisse, wie gut er sei, ist mutig, geht immer weiter, sieht immer mehr, das er fassen und wagen muß, immer mehr Fehler, die er ablegen, immer mehr Rühmliches, dem er nachstreben muß. Endlich, nachdem seine Einsicht auf diesem Wege stufenweise gestiegen und Erfahrung, Zeit und Tugend ihn gelehret haben, wie klein sein Verdienst und wie unvollkommen seine Tugend sei, verwandelt sich sein Stolz stufenweise in Demut. So verliert die Raupe ihre berstende Hülle und nimmt die Gestalt eines gefälligen Sommervogels an. —

Der Jüngling ist verwegen, und diese natürliche Verwegenheit wird durch die Ausbildung zu einer weisen Herzhaftigkeit und Entschlossenheit in Gefahren; eine Tugend, die künftig seine Familie und sein Vaterland von ihm erwarten. — Sein Blut wallt in seinen Adern und macht ihn stürmisch und heftig, aber auch begierig nach Leibesübungen, die seine Nerven anstrengen und befestigen und seinen Körper zur Erduldung der Arbeit und der mannigfaltigen künftigen Beschwerden des Lebens abhärten sollen. Ohne seine Hastigkeit und Flüchtigkeit würde der Überfluß seiner Säfte entweder der Gesundheit schaden oder die Gliedmaßen des Körpers für die Befehle der Seele ungelenkig werden lassen. —

Die Leidenschaften, die ihren Sitz zugleich in seinem brausenden Blute haben, Zorn und Wollust, scheinen die schlimmsten und verderblichsten Züge in seinem Charakter zu sein. Wie tobt der Zorn eines aufgebrachten Jünglings! Aber, Dank sei es seiner natürlichen Unbeständigkeit! er währet nicht lange. Und wie versöhnlich ist sein junges Herz, gegen das Herz eines beleidigten Alten betrachtet! Er vergibt schnell ein erlittnes Unrecht und bereut ein angetanes ebensoschnell, nachdem er bald sanft, bald ernstlich erinnert wird. Sein Zorn, wenn er verschwunden ist, lehrt ihn die Vorsichtigkeit, sich vor Beleidigungen zu hüten, und wird, wenn er durch die Vernunft angehalten worden, zu einem plötzlichen rühmlichen Widerwillen gegen das, was sein oder andrer Glück unbillig störet. —

Die Neigung gegen das andere Geschlecht, diese süße und zur Erhaltung der Welt und der Gesellschaft unentbehrliche Neigung, würde die gefährlichste Feindin seines Herzens und seines Lebens sein; aber sie wacht zu seinem Glücke nicht eher auf, bis er die Gesetze der Vernunft und der Religion zu erkennen imstande ist. Er fühlt dieser Neigung das Schild der Schamhaftigkeit in sich entgegengesetzet. Begierig nach Beifall und

Ehre; furchtsam vor der Schande; erinnert von einem verständigen und liebreichen Aufseher; folgsam aus Liebe und Scheu gegen seine Eltern und Verwandten; geneigt zu Beschäftigungen; verwickelt in die Vergnügungen der Freundschaft und die erlaubten Freuden der Sinne und der Einbildungskraft; unterhalten durch Fleiß; unterstützt durch Mäßigkeit und das noch frische Gefühl seines Gewissens und der Pflicht, seinem Schöpfer über alles zu gehorchen; durch diese Verfassung, sage ich, wird er stark, seine Neigung zu regieren; und diese Neigung, durch Tugend regieret, wird ein Segen für seine Gesundheit und sein Leben und einst, in dem Schatten der ehelichen Liebe, der Segen der Nachkommenschaft. Ebendieser Trieb, durch Tugend beschützt, macht ihn zum gefälligen und arbeitsamen Jünglinge; und die süße Hoffnung, mit einer liebenswürdigen Person des andern Geschlechts die Freuden des Lebens und einer unauflöslichen Freundschaft künftig zu genießen, ermuntert ihn zu vielen Tugenden, die vorausgesetzt werden, wenn er ein glücklicher Mann soll werden können. —

Seine geringe Liebe zum Gelde, die leicht in Verschwendung ausarten kann, bewahret ihn vor einem großen Feinde der Tugend in seiner Seele, vor dem kriechenden Eigennutze, der ihn außerdem in seinem männlichen Alter zu gebieterisch regieren würde. Ebender Jüngling, der itzt das Geld nicht achtet, soll früh die Neigung der Guttätigkeit und Freigebigkeit, aus der so viel gesellschaftliche Tugenden entsprießen, in sich wurzeln lassen. —

Seine heftige Begierde, andre nachzuahmen, ist eine Quelle vieler Torheiten und gefährlicher Versuche; aber diese Begierde, durch Klugheit eingeschränket, macht ihn zum nützlichen Bürger der Welt. Sein den Sorgen verschloßnes Gemüt erhält ihn in der Heiterkeit, dem Geschäfte, das er erwählet, ganz zu leben; und seine Wißbegierde, ob sie sich gleich anfangs mehr mit den Gegenständen der Sinne und des Gedächtnisses beschäftiget, sammelt doch eben dadurch Reichtümer zum Gebrauche des Verstandes ein. Sein Charakter ist der fruchtbare Baum im Frühlinge; er treibt starke Zweige, treibt Blätter, Knospen und Blüten. Ohne die ersten können die letzten nicht hervorkommen; aber wenn alle Blüten Früchte würden, würde sie der Baum nicht tragen können. Die heftige Neubegierde des Jünglings wehrt dem trägen Müßiggange; und endlich, so sinnlich er ist, so ist er doch zugleich das Geschöpf, das seinen Hunger am leichtesten und mit den einfältigsten Speisen stillen kann, ohne sich zu beklagen. Unbekannt mit den Gemächlichkeiten, die das Alter

fordert und liebet, übernimmt er eine harte Lebensart geduldig, wenn sie mit dem Wunsche seiner Neigung übereinkömmt und von der Pflicht ihm empfohlen wird.

Das jugendliche Herz hat also freilich gefährliche Leidenschaften; aber sie stimmen doch unter einander, wenn sie gut gebildet und regieret werden, dienstfertig zu seinem Glücke überein. Selten ist Geiz, Neid, Tücke, Betrug, Trotz und Grausamkeit der Anteil jugendlicher Neigungen; ein großes Glück für den Charakter des Jünglings. Geselligkeit, Begierde zu gefallen, nachzuahmen und Freunde zu haben, Kühnheit, Ehrliebe, Mitleiden, Dienstfertigkeit sind meistens die kleinen Bäche, die das Herz des Jünglings durchwässern, damit es die Früchte seiner Privatglückseligkeit und des allgemeinen Besten tragen kann. Seiner Fehler sind viel; und doch kömmt es auf die Erziehung, die er genießt, und auf ihn selber an, sie immer mehr zu unterdrücken, immer weiser, vorsichtiger, mäßiger und besser zu werden, und wenn er früh sein Herz der Religion übergibt, sich vor wissentlichen Lastern zu bewahren.

So bild', o Jüngling, denn dein Herz schon in der Jugend;
Sieh auf die Weisheit stets, doch mehr noch auf die Tugend!
Denk', daß nichts glücklich macht als die Gewissensruh',
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du!

Charakter eines feinen Verleumders.

Orgon gibt sich die Miene, daß er Gaben und Verdienste schätze, wo er sie finde, und Fehler lieber verdecke als offenbare. In der Tat kann er Verdienste an niemanden dulden, und er würde fremde Tugenden nicht bemerken, wenn er nicht durch Eifersucht und Stolz auf sie aufmerksam gemacht würde. Er hat das Verlangen, besser zu sein, als andre; aber sein Herz ist verderbt, sie durch wahre Vorzüge übertreffen zu wollen, und deswegen erniedriget er andre durch wahre oder erdichtete Fehler, um alsdann über sie hinwegzuragen. Ein niederträchtiges Geschäfte! und doch ein Geschäfte, worauf Orgon seinen Verstand und seine Wissenschaft verwendet, und wodurch er sich in Gesellschaften den Namen des Scharfsinnigen, des Sittenrichters, des klugen Mannes erwirbt.

Die Form, die er seiner Verleumdung gibt, ist gemeiniglich der Lobspruch. Er flieht die ehrenrührigen Worte und wählet aus der Sprache des Tadels die gelindesten; aber es sind auch

nicht bloß die Worte, durch die er seine Gesinnungen ausdrückt. Nein, durch den Ton, mit dem er sie ausspricht, sagt er das, was er dabei denket. Eine Miene, ein nachsinnender Blick, ein niedergeschlagnes Auge, eine sich faltende Stirne, eine künstliche Bewegung der Hand, alles dieses verleumdet an ihm mehr als die Sprache.

Die Gesellschaft lobt heute Damons Geschicklichkeit, und niemand ist beredter als Orgon. Er deklamieret von Damons Verdiensten, um zu zeigen, daß er das Verdienst kenne und die seltne Tugend besitze, den Vorzug des andern ohne Neid zu schätzen und zu bewundern. „Ich", fährt Orgon fort, „bin ihm und seiner Einsicht sehr viel schuldig; ich kenne ihn, und es kränkt mich um desto mehr, wenn die Welt diesem rechtschaffnen Manne von der Seite des guten Herzens Vorwürfe macht." Hier schweigt er. Ernst und Widerwille auf seiner Stirne machen die Vorwürfe wahrscheinlich, und ein gewisses Zurückwerfen des Kopfs, das sie zu entschuldigen scheint, befestiget den Verdacht in den Augen der Anwesenden. Orgon hat genug gewonnen. Er fährt fort, den Verstand, die Geschicklichkeit, die Höflichkeit des Damons zu bewundern, und sagt kein Wort weiter von seinem guten Herzen.

„Ja," hören wir ihn ein andermal reden, „Amynt ist wirklich ein dienstfertiger, aufrichtiger Mann; von dieser Seite kenne ich ihn. Wenn er nicht der witzigste Mann ist, so ist Rechtschaffenheit doch immer mehr als Witz; und wenn er seinem Amte, wie man sagt, nicht gewachsen ist, so ist das doch nicht der Fehler seines Herzens. Es ist wahr, der Bär in der Fabel, der seinem Freunde, dem Menschen, einen Dienst der Liebe erweisen will und ihm unvorsichtig den Kopf einschlägt, ist ein gefährlicher Freund; aber Aufrichtigkeit bleibt doch eine große Tugend. Der gute Amynt!" Diesen Ausruf spricht er mit einem geschwinden zweideutigen Tone aus. Man fragt ihn, was Amynts Fehler eigentlich sei? Er sieht den Fragenden an, tut, als hörte er die Frage nicht, und beantwortet sie dadurch am boshaftesten, daß er sie nicht beantwortet. Orgon weiß, daß man in der Einbildung mehr hinzusetzen wird, als er tun dürfte.

„Es ist gewiß," spricht Orgon, da man ihm die Beredsamkeit eines Geistlichen rühmt, „er prediget vortrefflich und er verdienet es, daß man ihm dieses ansehnliche Amt der Kirche erteilet hat. Er ist beinahe ein zweiter Bossuet oder Saurin." Nach einer kleinen Vergleichung zwischen diesem Redner und dem Saurin, wo er seine eigne Beredsamkeit zeigt, fährt er mit einem „Aber" fort und stocket. „Nun, Herr Orgon, was haben Sie,

was stocken Sie?" — „Nichts. Haben doch Bossuet und Saurin selbst den Vorwurf der Herrschsucht und des Geizes dulden müssen; denn wer kann es leiden, daß große Männer keine Fehler haben?" — Man redt morgen nicht zum besten in einer großen Gesellschaft von der Tugend einer verheirateten Dame. Orgon fürchtet sich, zu reden, aber seine bedenkliche Miene saget mehr, als nötig ist, den Verdacht gegen ihre Tugend zu bestärken. — Seine Sittensprüche, die er so oft einstreut: „Wer wird immer das Böse von andern glauben?" — „Es ist menschlich, andre so lange für gut zu halten, als uns keine traurige Notwendigkeit das Gegenteil lehret." — „Es ist leichter, andrer Fehler als ihre Tugenden zu bemerken." — „Jeder hat seine Mängel; und der ist der Beste, der die wenigsten hat." — „Man muß die Fehler der Menschen bedecken und dulden; was wäre sonst Nachsicht und Menschenliebe?" — „Die Nachrede vergrößert oft, ohne daß sie es will; man glaube die Hälfte!" — Alle diese seine Grundsätze, die er künstlich einzuflechten weiß, sind Brustwehren, hinter welchen seine verzagte Verleumdung sicher zu sein hofft.

Kleanth, ein Autor, hat den Beifall der Welt und hat ihn mit Recht. Orgon weiß wider diesen Ruhm im Herzen nichts einzuwenden, außer daß er ihm denselben nicht gönnt. „Dieser Autor", spricht er, „ist auch mein Liebling, und wer wollte ihn nicht lesen? Er schreibt für den Verstand, für den Witz und für das Herz zugleich und schreibt so sorgfältig, daß er sich, wie man sagt, beinahe um die Gesundheit geschrieben hat. Es ist ungerecht, daß man diesem Manne kein hinlängliches Auskommen verschafft. Große Genies sollten nie genötiget sein, für Geld zu schreiben und des Gewinns halber sich aufzuopfern. Welcher Schimpf für unser Jahrhundert!" — Mit dieser patriotischen Klage macht er also seinen Liebling, den Autor, zum gewinnsüchtigen Schriftsteller; und seine gelobten Werke zu Früchten eines hungrigen Magens.

Orgon, dieser Meister in seiner Profession, besitzt noch feinere Kunstgriffe als die, welche bereits erwähnt worden. Er läßt sein verleumderisches „Aber" nicht stets unmittelbar auf sein Lob folgen. Nein, er macht heute und morgen die heimliche Anlage zur Verkleinerung des Montans durch verschwenderische Lobsprüche, und die Entwickelung folgt erst, wenn er die Gesellschaften zum Vorteile seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gewonnen hat; sie folgt oft erst nach Wochen und Monaten. Montan, der die Hand eines liebenswürdigen Frauenzimmers sucht, war zeither in Orgons Munde der beste Mann. Heute

fällt die Rede auf die Person, die er sich wünscht, und die ihm Orgon nicht gönnt. Er langt ein zärtliches Gedicht hervor, das Montan vor langer Zeit an ein Frauenzimmer aufgesetzt, und liest es herzhaft ab. Man klopft in die Hände. „Aber wie, Herr Orgon, ist das Gedicht auf die Doris, deren Ja Montan sucht? Es paßt ja nicht alles auf sie.“ — „So?“ fährt er lächelnd und scherzhaft fort, „als ob man nicht an zween Orten sein Glück versuchen dürfte? Das ist das Privilegium der Poesie. Fragen Sie den Montan, an wen es ist? genug, daß es schön ist. Die andern Fragen gehören nicht vor uns, sondern vor den Richterstuhl der Liebe.“ — Mit diesem frostigen Scherze hat er seine Absicht erreicht. Man hält den Montan für unbeständig und hinterlistig. Kaum sieht Orgon diese gute Wirkung, so versiegelt er den Verdacht durch ein: „Aber verraten Sie mich nicht, meine schönen Damen!“ Oft lenkt er das Gespräch auf gewisse Personen, deren Fehler zum Teil bekannt sind, und schweigt, sobald die andern das Amt der Verleumdung über sich genommen haben. Indessen redt er durch Lächeln, durch Beschäftigungen mit dem Stocke, den er bald an den Mund drückt, bald nachdenkend besieht, durch ein einsilbiges „So?“ „Wie?“ „Was?“ Er redt, sage ich, stillschweigend alles Böse von dem andern, das jene kaum laut sagen; und so erwirbt er sich bei den meisten das Verdienst eines scharfsinnigen und billigen Mannes; er, der ein neidischer Verleumder ist, ein Geschöpf, das Sirach in der Rangordnung noch über die Räuber setzet.

Der falsche Schamhafte,

der die wesentliche Wohlanständigkeit der eingebildeten aufopfert.

Adrast, ein ehrbegieriger Jüngling, sucht sich in dem Umgange mit der großen Welt zu bilden und sich Freunde und Beförderer zu erwerben. Seine gute Miene empfiehlt ihn, und seine Lebhaftigkeit, mit einer gewissen Bescheidenheit begleitet, öffnet ihm sowohl als sein Stand den Eintritt in angesehene Gesellschaften. Er errötet über den geringsten Fehler der Übereilung oder der Unwissenheit, der ihm in Absicht auf den Wohlstand entwischt. Aber allzu begierig, Beifall zu haben, und allzu schwach, ein Mißfallen zu ertragen, verkennt er oft die wahre Ehre und opfert sie einer falschen Schamhaftigkeit auf. Er liebt die Wahrheit und wird nie mit kaltem Blute eine Unwahrheit

sagen; dennoch, sobald er in Gesellschaften erzählt, erzählt er ungetreu, vergrößert, verkleinert, läßt Umstände weg, versetzt sie aus großer Begierde, nichts Alltägliches zu erzählen, und beleidiget die Wahrheit, um das Lob eines angenehmen und beredten Gesellschafters zu erbeuten. Er wirft sich oft, wenn er zurück in die Stille kömmt, diesen Fehler vor und begeht ihn in dem Geräusche der Gesellschaften bald vom neuen. — Er hat viel zuviel Religion, als daß er das *Gebet* verachten sollte; aber er sieht, daß die meisten, die itzt von der Tafel aufstehen, zu vornehm sind, die Hände zum Gebete zu falten. Er hübe sie gern auf; aber, denkt er, was wird man von deiner Andacht urteilen? Man wird dich für einen Sonderling, für einen Heuchler oder für einen Menschen ohne Welt halten; und schon läßt er sie mit Wohlstand unempfindlich sinken. Er ist ein Feind von groben Ausschweifungen und haßt den *Trunk*. Der Vornehme, mit dem Glase in der Hand, muntert ihn durch Bitten und Gesundheiten auf. Er schämt sich, diesem Manne zu widerstehen; es würde unhöflich sein; und um nicht unhöflich zu sein, entehrt er seine Vernunft durch einen abgenötigten Rausch und setzt sich in die Gefahr der Krankheit oder des dem Weine benachbarten Lasters. — — Man sagt in der Gesellschaft eine ekle Zweideutigkeit. Sie gefällt Adrasten nicht; aber er *zwingt sich, sie mit zu belachen*, um nicht von einem unverschämten Auge den Vorwurf zu dulden, daß er so einfältig wäre, sie nicht verstanden zu haben. — Er begeht einen Fehler im Tanze. O wie kränkt es *ihn*! Aber um seinen Fehler zu vergüten, sagt er in der Hitze einem Frauenzimmer eine witzige Unverschämtheit; und so setzet er sich wieder in sein voriges Ansehen. — Er begeht einen Fehler der Unachtsamkeit im Spiele, schämt sich, erkauft ihn durch einen Fluch: und schämt sich nicht. — — Adrast scheut den Namen eines Widersprechers, der in Gesellschaften so verhaßt ist. Man spottet unbarmherzig über Amynts Fehler, die man noch dazu ihm bloß andichtet; und es kränkt Adrasten, daß er sie nicht widerlegen soll. Aber die vornehme Verleumderin sieht ihn achtsam an, und schon gibt er seinen Beifall durch Mienen, so sehr ihm auch sein Herz widerspricht; und kaum fragt ihn Clelia laut: „Adrast, haben Sie es nicht auch gehört?" so wird er aus falscher Schamhaftigkeit ein Verleumder und sagt ja. — Adrast ist kein Prahler, aber aus Besorgnis, sich nicht so reich als andre zu tragen, wird er heute ein Verschwender in Kleidern, legt morgen durch eine ehrsüchtige Freigebigkeit den Grund zu einer übeln Ökonomie. — Was hindert Adrasten, sich von dieser widerrechtlichen Schamhaftigkeit, die eine Feindin

seiner Tugend ist, zu befreien? Wenn er aufrichtig sein will, so kann er leicht sehen, daß er nicht sowohl nach guten Sitten als nach dem Ruhme derselben strebt. Aus dieser Quelle fließt der Fehler seines Charakters, und diese muß er zuerst verstopfen. Er läßt sich in seinem Betragen von den Meinungen der Welt regieren; und er weiß doch, daß die wahre Würde oder das wahre Schändliche einer Handlung nicht von den Meinungen abhängt. Wird seine sinnreiche Zweideutigkeit, sein glücklich angebrachter Fluch, sein vernunftloser Rausch durch allen Beifall erlaubt oder schön? Welches ist edler? Der Vorschrift glänzender Gewohnheiten, welche die große Welt beschützt, oder dem Gesetze seines Gewissens zu folgen? „Aber ich verliere den Beifall der andern, der Angesehenen!“ — So verliere ihn denn! Es ist Ehre und Glück für dich; denn der Beifall, der eine Torheit krönet, er komme aus dem Munde eines Königes oder einer Fürstin, eines Helden oder eines Gelehrten, ist allezeit Schande. Willst du die Probe davon machen, Adrast? Du hast aus falscher Schamhaftigkeit heute wider die Warnung deines Gewissens und deiner Überzeugung gehandelt. Eine ganze Gesellschaft hat dich mit ihrer Achtung dafür belohnet. Wohlan, wirf dich auf den Abend denkend auf dein Lager und stelle dir deinen Tod vor, der in dieser Nacht erfolgen kann. Denke die Vorwürfe, die dir dein eignes Herz macht; denke die Stimmen des Beifalls, mit denen dich die Gesellschaft beehrte. Hört die Anklage deines Innersten durch den Gedanken auf: Ich bin bewundert und mit Lächeln und Danksagungen für meine Gefälligkeit aus der Gesellschaft begleitet worden? Gesetzt, ein höherer Geist wäre um dein Lager sichtbar und du fragtest ihn, was er von deinem Zustande dächte; so höre, was er dir wahrscheinlich antworten würde: Armer, ehrgeiziger und betrogner Adrast! Du schämest dich, Menschen zu mißfallen, und mißfällst lieber dir selbst? Du suchst Ehre bei den Menschen und verachtest die Ehre bei dem Schöpfer der Menschen? Du machst dich gegen das Unerlaubte unempfindlich; das ist deine Schande. Du gehorchst dem Beifalle der Elenden und Toren; aber den Anordnungen einer göttlichen Weisheit widerstehest du? Ist das deine Ehre? Du hast ein sehr kriechendes Herz, ehrgieriger Jüngling! und wenn du es nicht achtest, weiser zu werden, so wirst du bald ein sehr böses Herz haben. Suche den Beifall der Vernünftigen, aber nie wider die Stimme deiner Pflicht; denn der wahre Wohlstand im Umgange kann nie mit den Gesetzen der Vernunft und der Religion streiten. Der Große, nach dessen Beifalle du itzt strebst, wird in kurzer Zeit ebender Staub sein, der du werden wirst. Ehre

seinen Stand, in den ihn die Vorsehung gesetzet hat; aber verehre nicht seine Torheiten und Laster und wisse, daß der erhabenste Beifall der Welt, durch eine wissentliche Vergehung erkauft, im Himmel ein Brandmal der tiefsten Niederträchtigkeit ist.

Der stolze Demütige.

Es ist kein Fehler, der uns an andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selbst leichter erlauben oder weniger an uns gewahr werden, als ebenderselbe. So gibt es auch beinahe keine Tugend, die von uns an verdienten Personen so sehr bewundert wird, und die doch unserm Herzen schwerer ankömmt, als die Demut. Aus diesen Ursachen verwehren sich wohlgezogne Menschen die der Welt beschwerlichen Ausbrüche des Stolzes und ernähren ihn doch oft unwissend in sich; und aus ebendiesen Ursachen nehmen sie die Lineamenten der Demut an, ohne ihren Geist anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns selbst nicht leugnen, daß die Demut für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr Anständiges und eine notwendige Tugend sei; aber genug, sie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht leugnen, daß der Stolz für so fehlerhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr Unanständiges und eine Mißgeburt des Herzens sei; aber genug, er schmeichelt uns, und darum mögen wir ihn so ungern aus unserm Herzen entfernen: und darum betrügen wir uns so oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernet haben. — Antenor, ein verständiger Mann, hasset den Stolz und hält sich für demütig. Er ist vom Stande, und nie brüstet er sich mit seiner Geburt. „Es ist töricht," sagt er, „auf einen Vorzug stolz sein, den wir uns nicht selbst gegeben haben. Soll der Adel unsrer Väter ein Vorrecht für uns werden: so müssen wir es durch Verdienste zu unserm Eigentume machen." Er ist in seinem Betragen herablassend und gütig gegen Niedre, bescheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf stolz, daß er alles dieses ist. Man bemerke und ehre seine Herablassung nicht: so wird er verdrießlich und kaltsinnig; und wiederum wird er desto bescheidner und leutseliger, je mehr man seine Leutseligkeit bewundert. Seine Kleidung ist nichts weniger als blendend. „Das Kleid", sagt er, „ist unter allen falschen Verdiensten das lächerlichste; und da ich nicht bei Hofe lebe, so ist der beste Staat für mich Reinlichkeit." Er kleidet sich also

sehr bürgerlich; und er könnte doch, seinem Vermögen nach, sich fürstlich kleiden. Er erweiset dem Verdienste im geringen Kleide ebendie Achtung als dem Verdienste im reichen. Indessen sieht er es gern, wenn man diese seine Kleiderdemut bemerket, und er kömmt selten in das Haus, wo man ihm einst den Vorwurf gemacht, daß seine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz sei. — Antenor achtet die Titel sehr gering und verschmäht die rednerischen Lobsprüche; beides aufrichtig. Aber ebendieser Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gern anhört, der eine offenbare Schmeichelei verabscheut, ein übertriebnes Lob nie annimmt, eine sklavische Verbeugung mit Verdruß ansieht, ist doch im Herzen nach einem feinen, mit Verstande und Bescheidenheit angebrachten Lobspruche sehr lüstern. Eine geistreiche und verdeckte Bewunderung entzückt ihn; und sein Entzücken darüber, so sehr er es zu verbergen sucht, verrät sich doch deutlich genug, wenn er dieselbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnet. Auch weiß er an andern schon eine achtsame und ehrerbietige Miene sehr hochzuschätzen. „Ich kann", spricht er oft, „diesen Mann, der mich so sehr zu verehren scheint, nicht anhören, weil weder in seinem Tone noch in seinen Mienen Verstand ist." Antenor setzt also seine Demut darein, daß er nicht von Toren und Gecken, nicht von Schmeichlern bewundert sein will. Aber bewundert will er dennoch sein; und ist das Demut? Die äußerlichen beschwerlichen und zweideutigen Kennzeichen der Ehrerbietung tun ihm keine Genüge; er verlangt die feinern und zuverlässigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dies keinen Tadel, daß er diesen Erweisungen der Hochachtung in seinem Herzen einen viel größern Wert beilegt als ihnen gebührt; daß er sie zum letzten Ziele seiner Handlungen macht und alles bloß in der Absicht tut, sich derselben zu versichern; daß er denjenigen, der sie ihm versagt, heimlich zu verachten anfängt und den Umgang eines rechtschaffnen und verdienstvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur selten oder gar nicht lobet? Was also bei Antenorn Bescheidenheit und Demut zu sein scheint, das ist im Grunde wahrer Stolz; es ist nur ein feinerer Geschmack desselben. — Er kennt seine Fehler; er gesteht sie sogar; aber nur um sich heimlich das Zeugnis geben zu können, daß er besser als andre sei; andre aber zu reizen, daß sie desto mehr Gutes von ihm sagen oder denken sollen. Doch tun wir ihm nicht unrecht? Ich denke nicht. Warum redt er so oft von seinen Fehlern, und warum gibt er sich gleichwohl so viel Mühe, sie den Augen der Zuschauer zu entfernen? Er ist in seinem Zimmer jähzornig und alsdann

hart gegen seine Bedienten, auch wegen eines geringen Fehlers; aber wenn er Gesellschaft hat, läßt er sich sogar durch den größten Fehler eines Bedienten nicht in Hitze bringen. — Antenor kann den Tadel vertragen. Man setze an seiner Kleidung, seinen Zimmern, an seinen Gärten dieses und jenes aus. Er hört es mit einem gelaßnen Lächeln an und bestätiget des andern Kritiken, wenn sie gegründet sind, ob er gleich die Fehler sehr selten verbessert. — Man tadle hingegen etwas an seiner Bibliothek und lobe alle seine Gebäude und Gärten; und Antenor wird schon stiller und ernsthafter. — Man bewundre seine Bibliothek und die treffliche Wahl der Bücher; und er ist der leutseligste Gelehrte. Man bewundre die Erziehung, die Antenor seinen Kindern gibt, nicht genug, und er wird tiefsinnig. — Seine Gemahlin ist nicht schön, auch nicht angenehm, sondern mehr das Gegenteil. Gleichwohl erscheint er selten ohne sie in Gesellschaft und ist der gefälligste und liebreichste Ehemann gegen sie. Sie betet ihn an; und er erträgt ihre Fehler, ohne seine Liebe zu mindern. „Wir müssen", sagt er, „mit denen Geduld haben, von denen wir ebenfalls Nachsicht verlangen. Ich liebe meine Frau nicht des Verstandes, sondern der Tugend wegen." Ja, Antenor, auch vielleicht deswegen, weil sie deine Anbeterin vor den Augen der ganzen Welt und die Lobrednerin deiner großmütigen Liebe ist. — Antenor besitzet Wissenschaften; und er prahlet so wenig damit als mit seinen Reichtümern. „Man muß auf seine Weisheit", spricht er, „nie stolz sein und nie andre durch seine Einsichten erniedrigen; sondern, ohne daß sie ihre Mängel fühlen, ihnen in Gesellschaft denken und empfinden helfen." Antenor, wenn es die Gelegenheit befiehlt, sagt seine Meinung; aber mit sorgfältiger Bescheidenheit. Gleichwohl, wie hitzig wird er nicht durch den ersten Widerspruch! Sollte er nur wissen, wie sein Gesicht sich entfärbt, wie gebieterisch sein Ton wird, wie hastig und drohend er die Formeln ausspricht: wenn ich nicht sehr irre: ja, ich kann fehlen; aber — Nein, ich will nichts entscheiden. — Ein andermal bricht er ab, sobald man ihm widerspricht, bleibt lange tiefsinnig und widerlegt oder verachtet durch Stillschweigen. Indessen kann er doch allen Tadel bald vergessen. Man zweifle an seiner Einsicht; er kömmt zurück und überwindet den Vorwurf. Man zweifle hingegen an seiner Bescheidenheit und Demut; „nein," sagt er, „das gute Herz muß man mir nicht rauben. Ich hasse den Stolz an andern, sollte ich mir ihn selbst erlauben? Ein Mann mit Verdiensten und zugleich ein stolzer Mann sein heißt das größte Verdienst nicht haben. — Und ich fürchte, Antenor,

du hast dieses Verdienst nicht, sondern willst nur dich und andre bereden, daß du es besitzest, weil die Demut so liebenswürdig und der Stolz so hassenswürdig sind und du sehr ehrgeizig bist. Du darfst es wissen, daß du Vorzüge vor andern hast, und darfst darnach streben und die gebührende Achtung von andern annehmen; dieses verwehrt die Demut nicht. Aber du mußt auch wissen, daß die Demut ihren Sitz im Herzen und nicht im äußerlichen Betragen hat, und daß es einerlei Stolz ist, ob du dich wegen deines Verstandes und deiner Tugenden oder wegen deiner Naturgaben und Glücksgüter anbetest. Hältst du das Gute, was du an dir hast, nicht für unverdiente Geschenke der Vorsehung und erkennest du deine mannigfaltigen Mängel nicht: so verleugne äußerlich deinen Wert noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott noch Menschen demütig, du bist eine Mißgeburt der Moral, ein stolzer Demütiger.

Ein Mann, der seinen Beruf beobachtet, ohne daß er seinem Berufe ganz lebt.

Eusebius, ein Geistlicher auf dem Lande, dem es nicht an Wissenschaft noch an natürlichen Gaben mangelt, verwaltet, nach dem öffentlichen Rufe, sein Amt genau, lebt unanstößig und steht seinem Hause wohl vor. Um zu erfahren, ob seine Lebensart mit dem Charakter eines Geistlichen übereinstimme, wollen wir sie von ihren verschiednen Seiten und in ihren einzelnen Zügen betrachten. Eusebius läßt selten jemanden für sich predigen; „nein," sagt er, „ich bin dazu berufen, meine Gemeine selbst zu unterrichten und zur Gottesfurcht zu erwecken. Ich entwerfe des Sonnabends in einer oder zwo Stunden den größten Teil meiner Predigt und behalte, indem ich sie niederschreibe, zugleich das meiste des Ausdrucks im Gedächtnisse. Ich brauche nicht gelehrt zu predigen." In der Tat hören ihn seine Zuhörer gern. „Auf das Kirchenexamen", sagt er, „darf ich mich nicht vorbereiten. Welch Unglück für mich und mein Amt, wenn ich die Grundsätze der Religion mit ihren Beweisen nicht innehätte! Die Arbeit seines Beichtstuhls ist wegen seiner kleinen Gemeine geringe, und selten ruft ihn sein Amt vor das Bette eines Kranken. Geschieht es, so ist er ebenso ungesäumt da, als er des Sonntags zum Gottesdienste zugegen ist. Eusebius hat nicht das einträglichste Amt und zieht seine meisten Einkünfte aus dem Feldbau, den er selbst besorgt. Indessen würden sie,

auch wenn er ihn verpachtete, zureichen, seine Familie von vier Personen zu erhalten. Dennoch führt er diesen Teil seiner Haushaltung selbst und gibt vor, daß er den Vorteil, den der Pachter billig ziehen würde, selbst nötig habe; und daß es also ein Teil seiner Pflicht sei, ein Ökonom zu sein. Die ganze Gegend lobt auch seinen Feldbau, seine Viehzucht und seine kleine Schäferei. Er hat in der Nachbarschaft ein kleines Bauergut, das seiner Gattin erblich zugefallen ist. Dieses besorgt er durch einen Verwalter und durch sich selbst. „Wenn ich's gekauft hätte," sagt er, „so würde ich mir einen Vorwurf daraus machen. Aber es gehört meiner Frau und meinen Kindern. Diesen kann ich dafür einen Informator halten, und meine älteste Tochter, die ich zu einer Anverwandtin getan, in den Sitten der Stadt erziehen lassen. — Seine Kirchkinder haben ihn gern bei Schließung eines Kontrakts und fragen ihn in ihren häuslichen Angelegenheiten oft um Rat. Er dient ihnen mit seiner Erfahrung und seinen Einsichten, streckt ihnen gegen einen mäßigen Zins kleine Summen vor, verkauft sein Getreide, wenn es guten Preises ist, führt die Rechnung des Hauswesens; denn wer sollte sie sonst führen? und auf diese Weise beschäftiget er sich gemeiniglich die Woche über. Lebt Eusebius nach dieser Beschreibung wirklich seinem Amte oder führt er mehr sein Amt, um zu leben? Ist die Sorge für die geistliche Wohlfahrt seiner Gemeinde in dem ganzen Plane sein Hauptwerk? Er schenkt der Haushaltung so viel Tage und dem Amte so wenige Stunden; ist dieses nicht verdächtig? Wäre es nicht anständiger, er verpachtete sie und ersparte dafür den Aufwand eines Informators, indem er seine Kinder selbst unterrichtete? Ein Geschäffte, das ihm doch weit weniger Zeit hinwegnehmen würde, als ihm itzt die Haushaltung raubt? Ist es nach seinem Amte nicht die wichtigste Pflicht? Und er hat so viel Zeit übrig und überläßt diese Pflicht einem andern, den er noch dazu bezahlen muß? — Daß Eusebius in einer oder zwo Stunden eine nicht unerbauliche Predigt aufsetzen kann, wollen wir glauben. Aber würde er nicht noch lehrreicher, deutlicher, ordentlicher und erbaulicher in seinem Vortrage sein, wenn er noch mehr Zeit auf seine Reden verwendete; eine Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte reichlich erlauben? Befiehlt es nicht sein Amt, daß er täglich in der Schrift forschen und gute Bücher lesen soll, um seine Einsichten zu vermehren, seinen Vortrag zu beleben und die Religion nicht sowohl in das Gedächtnis als in den ungeübten Verstand seiner Zuhörer und in ihr Herz desto glücklicher überzutragen? Er hat für keine gelehrten Zuhörer zu reden; also darf er sorglos

reden? Redt er nicht vor Menschen, die er zur Ewigkeit weise machen soll, und die meistens mit ihrem Herzen nur für das Zeitliche eingenommen sind? — Er schämt sich, auf sein Katechismusexamen sich vorzubereiten; und er sollte doch wissen, daß dieser Unterricht, wenn er seine Absicht erreichen soll, eine sorgfältige Anwendung des Verstandes erfordert, und daß eine lehrreiche Katechisation mehr Nutzen stiftet als zehn seiner besten Predigten. Wäre es keine Pflicht eines sorgfältigen Geistlichen, täglich die Schule in seinem Dorfe eine Stunde zu besuchen und zu sorgen, daß die Kinder mit mehr Verstande in der Religion unterwiesen würden? — Er hat wenig Sterbende, die sein Amt fordern, aber vielleicht desto mehr Lebende, deren Sorglosigkeit oder Laster es ihm abfordern. — Man erholet sich seines Rats in häuslichen Dingen: aber warum nicht lieber in den Sachen der Religion und Sitten? Wo sind in seinen Berufsgeschäften die Werke der Liebe und Guttätigkeit? Wo die Armen, für die er bittet, oder die er in Arbeit zu setzen sucht? — Er läßt seine Tochter in den Sitten der Stadt erziehen und wendet darauf einen Teil seines Landguts. Wieviel priesterlicher würde er handeln, wenn er diesen Aufwand ersparte, um kein Verwalter zu sein, und seine Tochter lieber in seinem eignen Hause vernünftig und tugendhaft erzöge und zur Besorgung der Haushaltungsgeschäfte von seiner Gattin anführen ließe? Er ist ein Beispiel eines häuslichen Mannes, aber kein Beispiel eines gewissenhaften Geistlichen. Sollte er, wenn er auch hundert Taler des Jahres dadurch verlöre, daß er seinen Feldbau einem andern abträte, sie nicht mit Freuden hingeben, um seine Zeit seinem Amte, der Religion und dem Heile der Christen zu schenken? Sollte er bei einer vernünftigen Sparsamkeit und bei einem wahren Eifer für seine wichtige Pflicht nicht getrost zu Gott hoffen können, daß er ihn und seinen Samen nicht würde nach Brote gehen lassen? Kann er mit Wahrheit sagen: Ich lebe und sorge, daß ich das Amt mit Freuden vollende, das mir der Herr übergeben hat? Eusebius scheint nicht von dem Geiste seines Amtes regiert zu werden, wenn wir sein Leben betrachten; sondern er beobachtet mehr sein Amt, um leben zu können.

Briefe.

1.

Gnädiges Fräulein,

Sie in Ihrer Krankheit zu bedauern, ist meine große Schuldigkeit; aber in Ihrer Krankheit an Sie zu schreiben, ist eine Freiheit, die sich nicht ganz durch das Mitleiden entschuldigen läßt, und dennoch begehe ich sie und schmeichle mir sogar, daß Sie meinen Brief nächstens beantworten werden.

Das ist doch eine große, eine recht gelehrte Begehrlichkeit, werden Sie denken. Nein, gnädiges Fräulein, ich begehre nicht zuviel.

Ich werde in meinem Briefe das tun, was ich tun würde, wenn ich die Erlaubnis hätte, Sie in Ihrem Krankenzimmer zu besuchen. Ich werde einige mitleidige Fragen an Sie tun, und damit Sie mir solche nicht beantworten dürfen, will ich sie gleich in Ihren Namen wahrscheinlich beantworten. Unter diese Antworten darf die Mademoiselle Paret nur schreiben: die gnädige Fräulein sagt ja, oder nein — und mir meinen Brief wieder überschicken, so ist er beantwortet, und ich erfahre das, was ich durch einen Besuch würde erfahren haben.

Frage: Sie sind also wohl sehr krank, gnädiges Fräulein? Ich bedaure Sie von Herzen.

Antwort: Nein, Herr Professor. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sehr krank bin? Meine Krankheit ist ein kleines Fieber, das bald vorübergehen und meine Gesundheit sein wird.

Fr.: Wer mir's gesagt hat? Ganz Leipzig, gnädiges Fräulein; z. E. die Herzogin, der General Hausen und achte von meinen Zuhörern, nämlich Ihre beiden Herren Brüder, die beiden Herren von Schulenburge, der Herr von Senf, der Herr von Miltitz, der Graf Werther und der Graf Heinrich von Brühl von

Martinskirchen. Meinen Bruder und etliche Doctores will ich nicht einmal nennen.

A.: Es ist also meiner Krankheit ergangen, wie es den Bataillen in den öffentlichen Nachrichten ergehet; sie sind halb wahr. Genug, ich befinde mich leidlich und danke Ihnen sehr für Ihr Mitleiden.

Fr.: Aber der Schlaf, gnädiges Fräulein, ist der gut? Haben Sie einigen Appetit?

A.: O lieber Herr Professor, fragen Sie mich nicht so medizinisch. Ich habe alle diese Fragen Doktor Ludewigen, der Mademoiselle Paret und der gn. Mama so oft beantworten müssen, daß ich nunmehr ein Privilegium zu haben glaube, niemandem weiter darauf zu antworten.

Fr.: Sie nehmen meine gutherzigen Fragen ungnädig; das ist wirklich ein Zeichen, gn. Fräulein, daß Sie kränker sind, als Sie denken; denn in Ihren gesunden Tagen sind Sie wie Ihre Mama die Gutheit selbst. Nun, ich will keine medizinischen Fragen mehr an Sie tun. Aber womit unterhalten Sie sich denn in Ihrem Krankenzimmer?

A.: Ich lese, wenn es die Augen zulassen, oder lasse mir von der Mademoiselle Paret vorlesen, aber keine Fabeln und Erzählungen, keine Schwedischen Gräfinnen, keine Lustspiele, sondern Schriften, die sich für ein Krankes schicken.

Fr.: Diese kleine Satire auf mich — ist dieses auch Krankheit, gnädiges Fräulein? Ich beklage Sie doch wegen Ihrer Unpäßlichkeit, und wenn Sie auch noch so sehr über meine Schriften spotteten. Allein weil ich mit dieser Frage nicht fortkomme: so erlauben Sie mir eine andere? Möchten Sie nicht eine halbe Stunde auf dem Clavecin spielen, z. E. einige muntere Stücke von Wagenseilen? — Nein, so gesund bin ich noch nicht; und überhaupt werde ich künftig nicht mehr so viel sitzen, sondern mir den Winter hindurch sehr viel Bewegung mit Gehen und Fahren machen. — — Das ist vortrefflich und Sie werden diesen Vorsatz gewiß erfüllen, wenn er auch der gnädigen Mama etwas unwahrscheinlich vorkommen sollte.

Doch, gnädiges Fräulein, es ist wohl Zeit, daß ich mein Geschwätze vor dem Krankenbette schließe, damit ich Sie, anstatt Sie zu ermuntern, nicht gar kränker mache. Ich hätte freilich unter der Zeit, da ich diesen Brief geschrieben, ein Kollegium lesen können; aber einen Kranken unterhalten ist, denke ich, immer mehr als ein trocknes Kollegium lesen. Endlich werde ich nicht öfter an Sie schreiben, als wenn Sie krank sind, und dieses, wie ich hoffe, wird in vielen Jahren nicht wieder ge=

schehen; also haben Sie von meiner Korrespondenz auch nicht viel zu befürchten. Morgen werde ich Ihre Herren Brüder besuchen, und da hoffe ich das zu erfahren, was ich itzt nur wünsche, nämlich daß Sie sich wieder vollkommen wohl befinden. Ich habe keinen Raum mehr zur Unterschrift, aber das versteht sich auch, daß ich Ihr gehorsamster Diener und Verehrer bin.

Leipzig, den 6. Novbr. 1758.

C. F. Gellert.

2.

Leipzig, den 5. Dezbr. 1758.

Gnädiges Fräulein,

Ihr zweiter Leibmedikus, Herr Kadebach, hat mich versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genug, einen zu schreiben. Aber womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? Mit Ihrer ausgestandenen Krankheit? Das wäre sehr grausam. Mit meinen Collegiis? Das wäre noch grausamer. Nein, mein Brief soll ein kleines Kriegsdiarium aus dem schwarzen Brette enthalten; denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind, an meinen Schicksalen Anteil zu nehmen.

Den 18. November ließ sich ein Husarenleutnant von dem Gefolge des General Malakovsky sehr ungestüm bei mir melden. — Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen; fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch, was da will! Sogleich trat ein hagrer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kotigen Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft. Mit der linken Hand hielt er seinen fürchterlichen Säbel und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein Paar Pistolen, die Mütze und eine Korbatsche, mit Draht durchflochten. „Was ist zu Ihrem Befehle, Herr Leutnant", fing ich mit Zittern an? „Haben Sie Ordre, mich zu arretieren? Ich bin unschuldig." — „Nein, mein Herr! Sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?" — „Ja, ich bin Gellert." — „Nun, es erfreut mich, Sie zu sehen und zu umarmen (o wie zitterte ich bei dieser Umarmung!) Ich bin ein großer Verehrer Ihrer

Schriften; sie haben mir in meinen Feldzügen viel Dienste getan, und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu versichern." — „Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Leutnant. (Mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervorbringen.) Haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder." — „Ja, das will ich gern tun. Sagen Sie mir nur, wie Sie's anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher haben schreiben können?" — „Ob meine Bücher schön sind, Herr Leutnant, das weiß ich nicht; aber wie ich's mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie und schrieb, was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten. Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und es alsdenn drucken lassen: so besserte ich und ließ es drucken. Dieses, Herr Leutnant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen." — „Nun, das will ich mir merken", versetzte er. „Ich habe oft Lust und Zeit zum Schreiben, und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Itzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Schatulle, Herr Professor; lesen Sie sich also einen aus. Diese hier sind von einem Kosakenobersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Offiziers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte." — Es lief mir bei diesem Präsente eiskalt über den Leib. „Das sei ferne, daß ich Ihnen einen Teil Ihrer Beute entziehen sollte. Nein, lieber Herr Leutnant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten!" — — „Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind siberische. Und diese Peitsche, das ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, türkisches, tartarisches; es steht bei Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken; ein Wort, ein Mann! Der Soldat hat nichts Kostbareres als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesnes Gewehr." — Hier nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. „Dieses ist mein Gewehr, Herr Leutnant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum

und kaum; denn einen Teil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Not entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen?" — „Ja, geben Sie mir Ihre ‚Trostgründe wider ein sieches Leben', wenn ich etwan noch von den Russen blessieret würde: denn ach, die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und tot, ehe man sie zum Weichen bringt." Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husarenleutnant, daß ich ein Kollegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah meinen Katheder, wünschte mir viel Gutes und ging mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Kameraden besetzt hielt, abnahm. „Peter!" rief der Leutnant, „das ist der Herr, der die ‚Schwedische Gräfin' geschrieben hat." Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen wilden Beifall zu. Die andern Husaren bückten sich auch sehr tief; und unter diesen Umständen begleitete ich den Leutnant die Treppe hinunter. „Kann ich Ihnen", war sein letztes Wort, „noch bei dem General Malakovsky auf irgendeine Weise dienen?" — „Im geringsten nicht." — „Oder bei dem General Dohna?" — „Ich danke untertänig." — „Oder auch bei dem Könige?" — „Nein, Herr Leutnant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfällig!" Und schnell entfloh ich den Husaren.

Den 29. November. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, des Generals, melden. Ich erschrak wieder; aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren, mit einer sanften frommen Miene wie die Ihrige, der alle meine Schriften und selbst den Grandison auswendig wußte; der mich versicherte, daß der wahre Heldenmut im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sei; daß die Freigeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr liebhätte. „Aber", fuhr er fort, „ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen?" — „Nein, Herr Graf, sie müßte sehr groß sein, wenn ich sie Ihnen abschlagen sollte. Was verlangen Sie?" — „Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf." — „Von Herzen gern, Herr Graf. Ein so lieber junger Offizier wie

Sie kann alles von mir bitten." — „Nun," rief er, „so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin oder Lottchen in den ‚Zärtlichen Schwestern' ist. Sie müssen doch solche Personen kennen, weil Sie sie so gut abgeschildert haben." — „Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein; aber sie ist itzt krank; und solange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht." So weit waren wir, als ein Korporal hereintrat. „Die sämtlichen Oberoffiziere", fing er an, „von dem Beverischen Regimente sind vor der Türe und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören." — „Wer?" rief ich, und schon traten zwölf und mehr Offiziere nebst einem Feldprediger herein (es war Mittwochs um 11 Uhr), und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brette zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten. Ich flüchte entweder nach Welkau oder, wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämte, den dritten Bogen zu nehmen! Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gn. Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe! Glrt.

3.

Gnädiges Fräulein,

Sie erhalten nunmehr die kleine deutsche Bibliothek, die ich Ihnen in dem letzten Briefe versprochen habe. Es fehlen uns, wie Sie sehen werden, noch gute deutsche Briefe und zwar Briefe von einem Frauenzimmer, solche wie die Sevigné geschrieben hat; und diese Lücke, gnädiges Fräulein, können Sie künftig ausfüllen. Erschrecken Sie nicht über diese gelehrte Zumutung; ich habe vor zwanzig Jahren auch nicht gedacht, ein Autor zu werden, und ich bin es doch geworden. Sie haben vor sechs Jahren auch nicht gedacht, daß Sie so stark auf dem Clavecin werden würden, und Sie sind es doch geworden. Aber was soll ich denn mit Ihrer deutschen Bibliothek anfangen, sorgfältiger Herr Professor? — Das will ich Ihnen sagen. Sie sollen das Verzeichnis behalten und, wenn Sie Lust haben, ein deutsches Buch zu lesen, sich eins daraus auszeichnen und mir den Titel zuschicken, weil ich alle diese Bücher habe. Wenn Sie endlich itzt oder künftig, für sich oder

Mein lieber Herr Baron,

Was sollte ich Ihnen auf Ihren so freundschaftlichen Brief antworten! Sie lieben mich mehr, als ich mit Recht erwünschen kann. So viel ich mir auch wünsche, und Ihre Verbindlichkeit, die Sie mir bezeugen, hat mich mehr beunruhigt, als erfreut. Ich habe mich zu wenig um Sie verdient machen können. und ich war es Ihnen doch, wegen Ihres edlen Charakters, vor vielen andern schuldig. Ja, mein lieber Baron, Ihr Fleiß, Ihr Genie, Ihr empfindliches Herz haben mich eben so sehr zu Ihrem Schuldner, als zu Ihrem Freunde, gemacht. Möchten Sie doch zeitlebens so glücklich seyn, als ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche! und ich weiß es, Sie werden es seyn; vielleicht nicht in den Augen der großen Welt; aber desto mehr in den Augen der Vernunft u. in Ihrer eignen Seele. Der Hof ist nicht allezeit ein sicherer Nenner u. Belohner unserer Verdienste, aber wir erwarten auch unsre Belohnungen nicht daher. Das Glück der Freundschaft, der Liebe, der Rechtschaffenheit folgt ihren Liebhabern in alle Scenen des Lebens; u. Sie, mein Freund, sind geschaffen, dieses Glück doppelt zu schmecken. Sie kennen die Freude an der Seite Ihrer so liebenswürdigen Mutter, oder in den Armen Ihres besten Lorenz

~~würden~~ Sie schon ganze Jahre des Tumults u. des Hofs, drückte der Höfe reichlich belohnen. So bald Sie glauben, daß es Ihre Umstände zulassen: so entfliehen Sie den Händeln des Hofs, u. suchen Sie das Glück des Lebens in der Liebe einer zärtlichen Gemahlin. Ein Herr, der auf dem Lande lebt, kann sich viel Ämter geben, wenn er nur will. Er kann ein Regent, ein Vater, ein Rathgeber seines Hauses, seiner Freunde u. seiner Unterthanen seyn.

Auch in der Dunkelheit giebts göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Über den Empfang, mit dem Sie von Ihren Unterthanen beehrt worden, habe ich eine außerordentliche Freude gehabt. Ich sehe aber die redlichen u. freudigen Mienen gutherziger Landleute, u. die eifrigen ungeübten Hände, mit denen sie das Gewehr loß brannten, u. wie sie um sich herum sahen, ob es Ihr gn. Herr

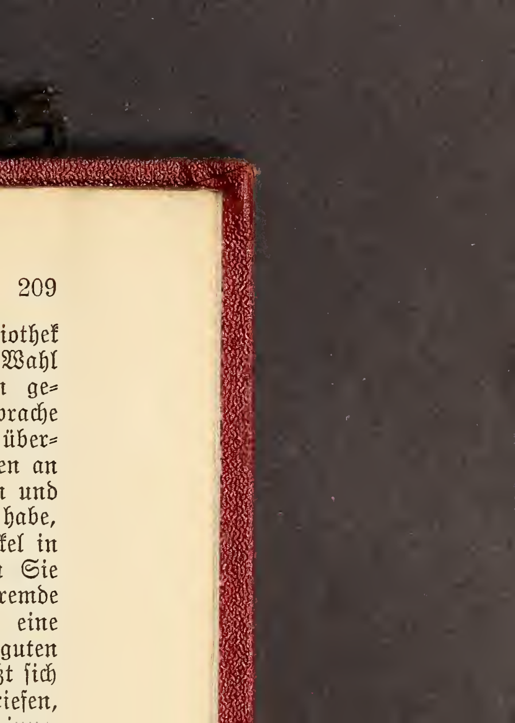
auch bemerkte, wie gut Sie es meynten. Ich danke diesen
Leuten, daß Sie das gethan haben, und ich, wenn ich ein
Bauer wäre, gewiß auch gethan hätte. — — Nun
nun leben Sie wohl, mein lieber Baron! empfehlen
Sie mich auch der ehrerbietigsten Ehre zu. Mama
u. der Fräulein von Breitlach. Vielleicht bin ich noch
so glücklich, das Vergnügen, zu dem Sie mich einladen,
in Ihrer Gegend einmal zu genießen. Itzt stehe ich
im Begriffe, den 10 dieses Monats, wieder aufs
Neue Wochen ins Carlsbad zu gehn. Da erwarte
ich Ihre Briefe, wenn Sie mir welche schicken wollen.
Wenigstens weiß ich, daß Sie mir Gesundheit von
Gott erwünschen werden. Diese suche ich, so weit
es erlaubt ist, sie zu suchen. Ich umarme Sie
u. bin zeitlebens

Ihr ergebenster Freund u. Diener

Gellert.

Leipzig,
den 6 May,
1757.

Brief Gellerts an den Baron von Axthausen.
Original im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.



iothek
Wahl
n ge=
prache
über=
en an
n und
habe,
kel in
n Sie
remde
eine
guten
ßt sich
riefen,

ich höre, kann er nicht. Sein Kummer besteht itzt darinne, daß er kein andres als ein preußischblaues Kleid hat; ich habe ihn aber schon wegen dieses Kummers, der für ihn ein kleines Verdienst ist, getröstet. — Zu Ihrem Schnupfen wünsche ich Ihnen viel Glück und dispensiere Sie auf vier Wochen von allem Briefschreiben; zugleich melde ich Ihnen, daß seit Ihrer Abreise drei bis vier junge Herren krank worden sind, der eine klagt über Schlaflosigkeit, der andre über Herzensangst und der dritte über Ekel am Studieren. Wenn ich bitten darf, so besuchen Sie unsere Akademie nicht so bald wieder. Der Herr von Miltitz geht zwar noch aus; aber er grüßt doch niemanden mehr auf der Gasse. Die beiden Schulenburge sind plötzlich verreiset. Der Graf Heinrich weinet seit drei Tagen, wo er steht und geht. Der Graf Werther klagt über heftige Schmerzen in den Augen, und der kleine Bodenhausen hat mit dem Baron Hohmann auf der Stube duellieret.

Kleine deutsche Bibliothek für das Fräulein v. Schönfeld.

Poetische Schriften.

1) Opitzens Gedichte.
2) v. Canitz — Gedichte. Dresden 1734.
v. Haller. — —
3) v. Hagedorn — — drei Teile 1757.
Schlegels theatralische Werke nebst den Beiträgen dazu.
Utz' Oden und Lieder.

Zachariä, scherzhafte Heldengedichte. Zachariä ist Professor am Carolino zu Braunschweig.

Gesners Idyllen. (Schäfergedichte. 1756.) Gesner ist ein junger Schweizer und lebt als Buchhändler in Zürich; ein trefflich Genie. —

v. Creuz' Oden und Erzählungen. Hr. von Creuz ist Geheimderrat bei der Fürstin — —. Er hatte vor einiger Zeit das Unglück, aus Eifer für seine Fürstin einen harten Arrest zu erdulden. Einige von seinen Oden sind recht schön. Die gn. Mama wird diesen Hrn. v. Creuz wohl in Berlin gekannt haben.

Cramers Übersetzung der Psalmen.

Gellerts Fabeln und Erzählungen. Lehrgedichte und Fabeln, Geistliche Oden und Lieder.

1) Martin Opitz. Der erste, der der deutschen Poesie im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine gute Gestalt gegeben;



Königl.
Der
seinem
Opitz
en sehr
seinen
— und
rofessor

irdiger
gleich
seinen
zelnen
eboren
Wasser=

als sächsischer Legationssekretär nach Dänemark, ward daselbst Professor in Soröe und starb in seinem dreißigsten Jahre 1749.

Utz ist Sekretär in Ansbach. Seine Oden und Lieder sind schön; doch hat er hin und wieder freie Stellen.

Prosaische Schriften.

Geistliche Reden und Schriften.

v. Mosheims Reden. — 7 Teile.
Jerusalems Reden. — 2 Teile.
v. Aken, Reden — 3 Teile.

Der Herr von Aken ist königl. Oberhofprediger in Stockholm, ein Mann von sehr großer Beredsamkeit, der Wunder tun würde, wenn er Cramers Sprache hätte; allein er ist sehr oft undeutsch, nicht bloß in Worten, sondern auch in Touren. Er mag vermutlich viel fremde Sprachen können.

Cramers Reden, 7 Teile und ein Teil Passionspredigten.
Schlegels Reden. — 2 Teile.
Mosheims Sittenlehre, 5 Teile in 4.

Mosheims Sittenlehre ist eins von meinen Leibbüchern, und ich habe eine Schwester, die es vielmal gelesen hat, ob es gleich 5 Quartbände ausmacht. Die junge Gräfin Hoym hat mir auch gesaget, daß sie es ganz durchgelesen hätte.

Der Christ in der Einsamkeit.

Der Christ in der Einsamkeit enthält Morgen- und Abendbetrachtungen in einer sehr lebhaften und zuweilen poetischen Sprache. Es ist ein Werk von wenig Bogen, das Rabener sehr hochhält.

Michaelis Paraphrase (Umschreibung) der kleinen Episteln Pauli.

Aus dem Englischen

übersetzte geistliche Schriften.

Tillotsons Reden — 8 Teile.
Delany, Reden 1 T.
Die ganze Pflicht des Menschen.
Doddridgens Paraphrase des N. Testamentes.
Doddridgens Anfang und Fortgang wahrer Gottseligkeit. 1750.
Law, Ermunterungen an alle Christen.
Wests Betrachtung über die Auferstehung Jesu.

Delany Reden sind die christliche Moral in 17 Reden vorgetragen; ein Buch für die Welt.

Die ganze Pflicht des Menschen. — Dieses Buch, das



nd sich
igt, ist
ür den
Kapitel
or zehn
meinen
können
Buch
ngland
. Der
Lord
r aus,
nahm
Armen
Frau

Spalding und ist ein Landgeistlicher. Sie sind auch ins Französische übersetzet.

Wielands Sammlung prosaischer Schriften 3 Teile. Alle wird sie ein Frauenzimmer nicht lesen. Der Verfasser, der noch ein junger Mann ist, hat sehr viel Genie; allein er lebt seit einigen Jahren in der Schweiz und nimmt die schweizerische Schreibart vielleicht zu sehr an.

Millers historisch-moralische Schilderungen. 3 Teile. Der dritte Teil verdient vorzüglich gelesen zu werden, die ersten beiden Teile sind mehr für Kinder.

Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. 4 Teile. Bremen und Leipzig.

Vermischte Schriften von dem Verfasser der Bremischen Beiträge. 3 Teile. Die Beiträge und Vermischten Schriften hat die gnädige Mama. Das erste insonderheit ist ein sehr rühmliches Werk für eine deutsche Bibliothek, in dem andern sind auch sehr schöne Stücken.

Rabeners Satiren. 4 T.

Gellerts vermischte Schriften.

— — Trostgründe.

— — Leben der Schwedischen Gräfin.

Erfahrungen von Prof. Sucro. 2 Tl.

Basedow, Praktische Philosophie für alle Stände. Kopenhagen, 1757. 2 T. Ein Buch für den Verstand und das Herz zugleich, keine ängstliche und auch keine schwatzhafte Philosophie. Der Verfasser ist Professor an der dänischen Ritterakademie in Soröe.

Stockhausens Entwurf einer kritischen Bibliothek für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften 1758. Der Einfall ist gut, aber die Ausführung leidet viele Verbesserungen. Seine Bücher sind nicht stets die besten und oft nicht richtig genug charakterisiert, indessen kann dieses Werk von gewissen Lesern sehr gut genützet werden.

Lessings Theatralische Bibliothek.

Kernhistorie aller freien Künste und Wissenschaften, L. 1748 bis 1752, ist eine kurze und doch keine seichte Geschichte der Zeichenkunst und Malerei, der Kupferstecher- und Bildhauerkunst, der Schiffs- und Kriegsbaukunst, der Ritterspiele und Turnierkunst, der Wappenkunst — in unserer Sprache das beste Werk von dieser Art.

Bossuets Einleitung in die Geschichte der Welt und Religion, fortgesetzet von Cramern. 4 T. Leipzig. Cramer hat dieses Werk des Bossuet mit dem Geiste eines Bossuet fort-



iothek.
s und
t noch

1759.
über=

ke
n.
er

er
er

ein kleines liebes Buch.

junker in Ansbach an den Blattern, im 25. Jahre. Nicht dieses, daß er schön geschrieben, ist sein Hauptverdienst; nein, daß er schön gelebt. Er starb, wie er gelebt, christlich groß, und seine letzten Worte, die er auf seinem Sterbebette in einem Briefe an seinen Freund geschrieben, waren diese: „Ich sehe die Vorboten des Todes, und ich habe itzt eine harte Stunde gehabt; aber ich erschrecke nicht vor dem Grabe. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ!" — Ich habe tausend Tränen der Liebe über seinen Tod vergossen. Auf seinem Todbette hat er mir den Ring vom Finger und sein Porträt, den Armen seine Bibliothek, in der allein fünfzehnhundert spanische Bücher gewesen, seinen beiden ehmaligen Hofmeistern sein Münz- und Naturalienkabinett und seinem Bedienten sein bares Geld vermacht; denn Herr von seinen Gütern ist er nicht gewesen, weil sein Vater noch lebt. So einen Gemahl wünschte ich Ihnen künftig, gnädiges Fräulein; und o, warum gibt es doch nicht viel solche junge Herren? Er hat mich außerordentlich geliebt und, da er von Reisen kam, mir zu Gefallen eine Reise von dreißig Meilen getan. Das gute selige Kind! Seine Schriften werden bald herauskommen; freilich sind sie noch nicht vollkommen, da er so früh starb.

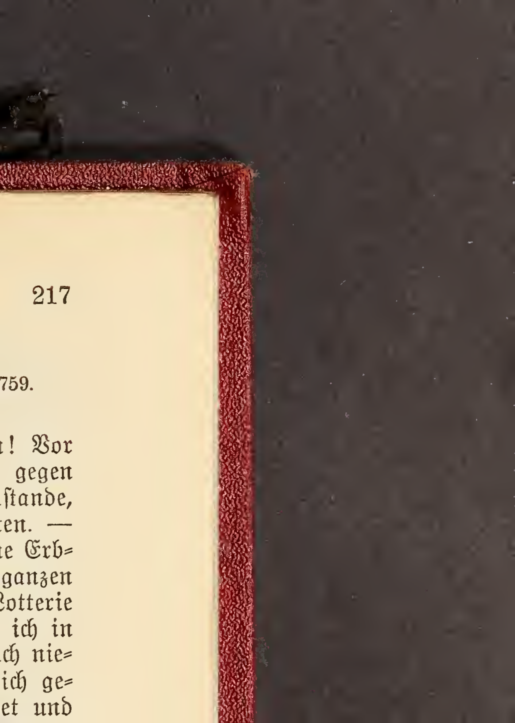
Der Nordische Aufseher.

Wochenblätter aus dem Englischen.

Der Zuschauer, 9 Teile. Aus diesem Buche habe ich zuerst mit denken lernen; Addison, einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, hat beinahe die schönsten Stücken dieses Werks gemacht. Es kam 1712 und 1713 zu London täglich heraus. Man hat es unter dem Titel: Le Spectateur ou le Socrate moderne ins Französische mit französischer Freiheit übersetzet.

Der Aufseher. 2 Teile, ist auch ein Wochenblatt, das Steele unter dem Titel: Guardian 1713 herausgegeben. Es ist ins Französische übersetzt und heißt da: Le Mentor moderne. Die deutsche Übersetzung hat die Frau Gottschedin gemacht.

Ich könnte das Wochenblatt der Tatler, im Deutschen der Schwätzer, nach der franz. Übersetzung Le Babillard ou le Nouvelliste philosophe, an die Seite dieser beiden Werke setzen; allein es ist nicht so interessant als jene, ob es gleich auch von Steelen und älter als der Zuschauer und der Aufseher ist.



759.

! Vor
gegen
ſtande,
en. —
e Erb=
ganzen
Lotterie
ich in
ch nie=
ich ge=
et und

Aber im Ernste, gn. Fräulein, ich habe gestern eine Anweisung zu einer Pension von hundertundfunfzig Talern aus Warschau erhalten, ohne zu wissen, von wem. Vermutlich ist die Ministerin mein Mäzen; denn die Damen haben sich überhaupt mehr um mich verdient gemacht als die Männer; dieses beweist die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die Frau von Zetwitz und viele andere Gräfinnen, Frauen und Fräuleins. — Ob ich eine große Freude über meine Pension habe? Mit Gewissen kann ich's nicht sagen, daß ich sehr froh darüber bin. Die Freigebigkeit ist mir etwas verdächtig, so großmütig sie auch aussieht; und wenn eins sein sollte, so sähe ich's lieber, daß mich eine Freundin in Pension setzte, als eine Ministerin. Und wer kann es in Warschau sonst sein? — Nun, das ist auf diese Woche der letzte Brief; ich würde ihn nicht geschrieben haben, wenn mir's möglich wäre, Ihnen etwas zu verschweigen. — Den Tag nach den Feiertagen werde ich die Ehre haben, der gn. Mama aufzuwarten, wenn ich gesund bin. Glrt.

5.

Gnädiges Fräulein,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne ein Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. Mai ging ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Herrn Famuli und noch eines Studenten herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drei Pferde, ein weißes, schwarzes und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillon versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sei. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmied und ein Wagner herbeigerufen wurden, um eine Visitation an meinem Wagen, der dem Grafen Heinrich gehörte, anzustellen. Der Postillon behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermutlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde ge-



s vier
zte, ſo
er ließ
Wagen
haben,
nicht
gnäd.
hraube
e, und
ſolchen
h alſo
ihrem
Per=
inigen
n hin.

Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — „Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor", fing der erste an. „Dies hier ist der Rittmeister Kowatzsch, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General Salomon. Wo gedenken Sie hin?" „Nach Bonau, Herr General. Komme ich Ihnen etwa verdächtig vor?" — „Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau sein?" — „Um Vergebung; wie hat Ihnen das bekannt werden können?" — „Ebenso, Herr Professor, wie mir's bekannt ist, daß Sie oft in Welkau sind und oft Besuch von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister Kowatzsch ist." — Nunmehr trat dieser Rittmeister näher auf mich zu mit einem sehr freundlichen Gesichte und vielen ungarischen Verbeugungen und sagte mir, daß er mich sehr liebhätte, mich gern läse und mir heute seine Kompagnie präsentieren wollte. „Ich sehe", fuhr er fort, „doch nicht so schrecklich aus wie der Husarenleutnant." — „Nein, Herr Rittmeister, Sie haben ein ganz freundliches Gesicht, aber Ihre Leute nicht, und ich depreziere die Ehre, Ihre Kompagnie zu sehen." — (Der General.) „Herr Professor, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdenn will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen." — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilft's? Gehe mit, ehe man Gewalt braucht! Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, ich saß auch oben an, und Kowatzsch und der General redten mir freundlich zu; aber das Herz schlug mir so sehr, daß ich nicht essen konnte. Das, dachte ich, hast du an dem armen Husarenleutnant verschuldet. Leide, was dir begegnen wird, und laß dieses deine letzte Reise sein. Wärst du in Welkau geblieben, so wäre dir alles dieses nicht begegnet. Siehe nur, wie du dasitzest! Du mußt doch etwas Wildes an dir haben, weil dich Kowatzsch immer so ansieht. Zu meinem Glücke blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillon. „Halten Sie mir's zu Gnaden, Herr General, fing ich an, der Postillon ruft mich"; und sogleich stund ich auf und zitterte heimlich vor der Arretierung. Aber nein, gn. Fräulein, der General ließ mich sehr höflich von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehöret habe. Kowatzsch bot mir einen Windhund und auch ein tartarisches Pferd an. Ich schlug beides aus, schämte mich, lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen und sagte zum Postillon: „Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trinkgeld". Also fuhr ich schrecklich schnell. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — „Wo kommen Sie her?" — „Wo werde ich her kommen? Von der Tafel des Generals." — „Sind Sie der Herr Professor Gellert?" —


221
e nicht
r ſind
Briefe.
ſchlug
t zu!"
r, die
o wie
f, und
i zwei
ie er=
r von
n, ver=
achten
kam.

der gn. Frau Ihre Gesundheit trinken, und da werden wir auch die Schafe scheren und ein öffentliches Dorffestin anstellen. Diese Nacht habe ich eben nicht so wohl geschlafen, und vielleicht führe ich heute wieder nach Leipzig, wenn es gleich anginge.

6.

Gnädiges Fräulein,

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Infanterie und Reiterei, die Grenadier, die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarette, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man singt, man flucht und betet, alles durcheinander. Man löset hier einen Arm ab und setzet dort einen Fuß an. Der eine redt von der Schlacht bei Torgau und hält sie für die blutigste, der andere zieht die von Kollin noch vor. Der eine redt von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der andere versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne. Der eine lobt meine Schriften und weiset auf mein Kammerfenster, und der andere lacht mich aus. Kurz, gnädiges Fräulein, die Szene wird zu ernsthaft und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehen, so sauer mir's auch ankömmt, mein sonst einsames schwarze Brett zu verlassen. In der Stadt ist vielleicht kein Haus sicher, und das sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt. Und wohin? Nach Welkau? Das wünschte ich wohl; aber Hertel hat mir Welkau sehr traurig beschrieben. Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen; und was will ich ohne Beschäftigung in Bonau anfangen? Der Müßiggang ist so gut als ein Lazarett und vielleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl und empfehlen Sie mich der gn. Mama gehorsamst und grüßen Sie die Madem. Paret ergebenst von mir.

Leipzig, den 3. Dezbr. 1760.

Glrt.

7.

Gnädiges Fräulein,

Gestern nachmittag halb drei Uhr sitze ich mit verschloßner Türe (aus Furcht vor den Jüden) und lese zu meiner Er-



angen,
Angst
hrecken
uietus.
esuchen
n, ich
nk bin
tmütze
e mich
ß Sie
Könige
nd ein
haben
r auch
morgen

Der König: Er hat recht. Er mag wohl ein guter Mann sein. Aber weiß Er, was Ihm fehlet? Er sollte reisen und die große Welt kennen lernen; dieses hilft schreiben.

Ich: Ich glaube es sehr wohl, Ihre Majestät. Aber ich bin zu alt und zu krank zum Reisen und auch nicht reich genug dazu.

Der König: Ja, die deutschen Dichter mögen wohl selten unterstützt werden. Es ist nicht gut.

Ich: Vielleicht fehlen uns noch Auguste und Ludwigs quatorze.

Der König: Aber Lafontaine hatte keine Pension von Ludwig XIV.; war auch nicht in der Akademie.

Ich: Vergeben Sie mir, Sire; gegen das Ende seines Lebens war er in der Akademie; und wenn ihm der König keine Pension gab, so hat ihm doch die La Sablière sechzehn Jahre Pension genug in ihrem Hause gegeben.

Der König: Er hat recht. Aber Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt.

Ich: Und wir haben auch in Sachsen schon einen sehr guten Anfang in den schönen Wissenschaften gemacht. Ich rede nicht von Sachsen allein; ich rede von ganz Deutschland.

Der König: Will Er denn, daß *ein* August ganz Deutschland haben soll?

Ich: Das will ich eben nicht. Aber ich wünsche nur, daß die großen Könige in Deutschland die Künste aufmuntern sollen und uns bessere Zeiten geben.

Der König: Sind itzt böse Zeiten?

Ich: Das werden Ew. Majestät besser bestimmen können als ich. Ich wünsche ruhige Zeiten. Geben Sie uns nur Frieden, Sire.

Der König: Kann ich denn, wenn dreie gegen einen sind?

Ich: Das weiß ich nicht zu beantworten. Wenn ich König wäre, so hätten die Deutschen bald Frieden.

Der König: Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?

Ich: Nein, Sire, ich bin ein Original; das kann ich ohne Eitelkeit sagen; aber darum sage ich noch nicht, daß ich ein gutes Original bin.

Der Major: Ja, Ihre Majestät. Man hat in Paris die Gellertschen Fabeln übersetzt und ihn für den deutschen Lafontaine erklärt.

Der König: Das ist viel. Aber warum ist Er krank? Er scheint mir die Hypochondrie zu haben.

Ich: Leider, seit zwanzig Jahren.


225
l Ihn
n, daß
r viel
reiten,
fort;
e nicht
vischer
ll, die
n acht
de ich

Der König: Der König wird wohl nicht viel dazu beitragen.

Ich: Ja, wenn der König ein Kenner ist: so wird das Lob vollwichtig.

Der König: Wenn ich hier bleibe, so besuche Er mich wieder und stecke Er seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.

Dieses, Gnädiges Fräulein, ist der kurze Auszug eines Gesprächs, das beinahe zwo Stunden gedauert hat. Solange ich auf meiner Stube war, zitterte ich. Sobald ich auf die Gasse kam, fassete ich mich und ward beherzt. Und eben weil ich unbesorgt war, Beifall zu erlangen, habe ich ihn erhalten. Gott sei Dank, daß ich's überstanden habe! Läßt er mich wieder rufen, so bin ich vor nichts bange als vor die Religion. Aber Gott wird mir Mut und Klugheit geben, wenn es die Pflicht befiehlt, die Ehre der christlichen Religion auch gegen alle Könige zu bekennen und, wo ich kann, zu retten. Er mag wohl schon wissen, daß ich geistliche Lieder gemacht habe; und das ist mir sehr lieb. Wenn er spotten will, so werde ich ihm sagen: „Sire, diese Lieder werden bei Ihren Armeen gesungen und gebetet, und die christlichen Gedichte machen gute Bürger und gute Soldaten." Wenn er mich fragt, ob ich seine medizinischen Regeln in acht genommen hätte: so werde ich ihm antworten, daß mich seine Mittel nicht gesund machen würden, solange ich vier Lazarette um und neben mir hätte. Beten Sie, daß er ein Christ wird.

Eine Nachricht muß ich Ihnen noch melden, die mich ungemein erfreut hat. Meine Schwester in Hainichen hat mir folgendes geschrieben:

„Unser Städtchen ist mit ganz leichter Einquartierung belegt worden, und der General Hülsen hat dem Rate sagen lassen, dieses geschehe aus Wohlwollen gegen den Herrn Professor Gellert und seine Schriften —"

Ja, diese Nachricht hat mich mehr vergnügt als das: es ist schön, es ist sehr gut, es ist natürlich!

Noch ein Wort! Eben itzt erhalte ich einen Brief aus Hamburg mit dem Antrage einer Profession daselbst. Sie können leicht glauben, daß ich alle Professionen in der Welt ausschlage.

Ich küsse der gn. Mama demütigst die Hand und bin usw.

Leipzig, den 12. Dezember 1760.

Glrt.



hochstehenden Laien damals ziemten. Verfasser mag ein Angehöriger des bayrischen Geschlechts der Herren von Windesbach gewesen sein. Eine Art Fortsetzung unter dem Titel „die Winsbekin“ entwickelte im Gespräch zwischen Mutter und Tochter eine weibliche Tugend- und Anstandslehre.

S. 44. Z. 7f. „ungehirnten Meistersänger“; das ganze 18. Jahrhundert sah mit souveräner Verachtung auf die Meistersinger; erst Goethe wußte den tüchtigen Kern in seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ bloßzulegen.

S. 46. Z. 28. „makaronisch“; so bezeichnet man ein drolliges Gemengsel von Latein und Deutsch, bei dem die deutschen Worte die Narrenkappe lateinischer Endungen erhalten. Das Wort stammt jedenfalls aus dem Italienischen — ein Mantuaner, Teofilo Folengo (1491—1554), gilt als Urheber dieser Art Poesie — und mag, wie J. J. Eschenburg es deutete, von Makkaroni, dem italienischen Nationalgericht, herzuleiten sein. Fischart übersetzte „Makkaroniverse“ mit „Nuddelverse“, was mit elsässischem „nutteln“, herumzerren in Zusammenhang zu bringen ist, nicht mit „Nudel“, wie in der „Germania“, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, Bd. XXIX, S. 135 zu lesen ist.

S. 47. Z. 19f. Der Verfasser des „Gansskönigs“ ist Wolfhart Spangenberg zu Straßburg, ein Schüler Fischarts; mit Wahrscheinlichkeit wird ihm auch der Tierroman „Der Eselkönig“ zugeschrieben.

S. 51. Z. 34. Eine gerechte Würdigung Johann Valentin Andreäs bahnte erst Herder an; s. Herders sämtliche Werke, hsg. von Suphan, Bd. 16, S. 131 und 232 (Berlin 1887). —

Erstes Buch.

Die Geschichte von dem Hute. (S. 57.) Sie ist angeregt durch Swifts „A tale of a tub“, von der die deutsche Wochenschrift „Der Biedermann“ eine Übersetzung gebracht hatte. Swift verspottete in seiner scharfen Weise die drei christlichen Konfessionen; nach dem Testamente des Vaters sollen die Brüder bestimmte Röcke tragen, aber sie wissen das Testament zu umgehen und die Röcke unkenntlich zu machen. — Der Blick zu Lessings „Nathan“ mit seiner Ringparabel zeigt grell den Abstand von Gellert. — V. 7. „ließ“ = hinterließ; wie im 16. und 17. Jahrhundert, so auch bei Lessing. — V. 15. „läßt schön“; lassen = eine äußere Gestalt haben, als unpersönliches Zeitwort oder doch nur in der 3. Endung (Adelung); in dieser Bedeutung seit dem 17. Jahrhundert auch in der Schriftsprache; in älterer Zeit im mitteldeutschen und niederdeutschen Sprachgebiet. Späterer Beleg bei Blumauer.

Das Füllen. (S. 59.) V. 14. „den Zwang gewohnen“ = sich an den Zwang gewöhnen; in älterer Zeit übliche Form, ursprünglich = verweilen, heimisch sein, ist allmählich im Neuhochdeutschen in der Schriftsprache verloren gegangen. Auch bei Schiller belegt.

Chloris. (S. 60.) V. 54. kostbar, nach dem Französischen précieux, geziert, ein Lieblingswort der Zeit.



"; ein,
ekannte
inn des
g: ein

aste der
ene im
ies, das
er den
hr das
.

irmen",
Schlacht=
es Auf=
pert er=
lärmen;

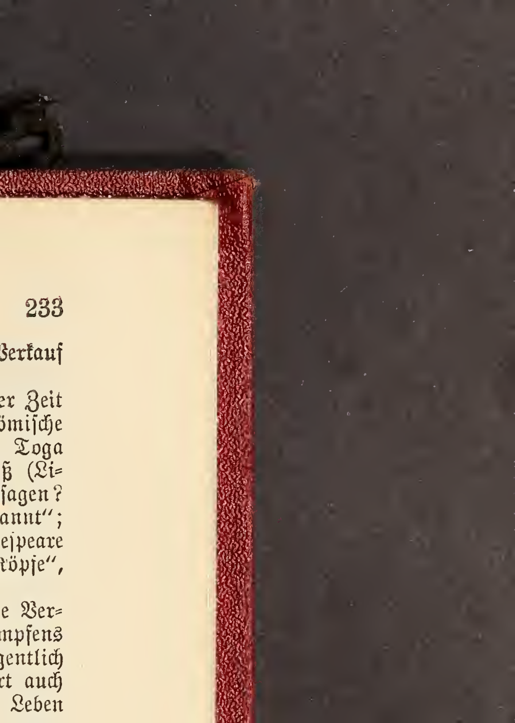
Das Gespenst. (S. 68.) V. 6. „vor keinen Charakteren“, d. i. magischen Figuren. — V. 17. „es . . . dauern“; dauern, wie ausdauern, transitiv gebraucht; so auch bei Goethe. Adelung findet das Wort (= ausstehen) nur im gewöhnlichen Leben gebraucht. — V. 28. „soll von der Güte sein“; statt der Präposition stand im Mittelalter der Genitiv; hohen muotes sîn, Minnesangs Frühling.

Die Betschwester. (S. 70.) Gellerts Angabe nach dem Inhalte einer Komödie, welche ebendiesen Titel führt, beruht wahrscheinlich auf einem Irrtum. Das gleichnamige Lustspiel wird später entstanden sein. Maria Christiane Richardin des Lustspiels wäre schwerlich zur Beate der Erzählung geworden. Auch Cramers bestimmte Angabe („Leben“, S. 51) spricht entscheidend für diese Auffassung: „Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Lustspiel veranlaßt hatte, unterdrücken sollte. Seine Freunde sollten dies entscheiden, und diese waren der Meinung, daß dieselbe ebensowohl als die Komödie gedruckt werden könnte.“ — V. 8. „vorhandnen Tag = gegenwärtigen Tag; so bei Schiller u. a. — V. 49. „Zeitung“ = Nachricht; so bei Hans Sachs; doch auch bei Schiller u. a. — V. 53. „Mildigkeit“ wie das mittelalterliche milte, Gebelust.

Der Blinde und der Lahme. (S. 72.) Gellert verweist auf die „Fabel eines Unbekannten“, die Herr Breitinger in seiner „Kritischen Dichtkunst“, S. 232, anführt; er hat die langatmige lateinische Form stark verdichtet. Auch Burkhard Waldis („Esopus“, IV., 61) hatte den Stoff behandelt. — V. 1. „muß“, eigentlich eine Schickung, Fügung andeutend, manchmal aber abgeschwächt = contigit, es trifft sich; so auch bei Sebastian Brant. — V. 27. „gemein“ = gemeinsam; so noch Goethe von Schiller = „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“.

Der Hund. (S. 73.) V. 5. Lipps Tullian, ein in Sachsen wohlbekannter Räuberhauptmann, dessen eigentlicher Name von Schönknecht war, und der mit 4 Spießgesellen 1715 zu Dresden hingerichtet worden war. — V. 10. „Mithridat“, bekanntes Gegengift, nach dem König von Pontus, Mithridates (120 v. Chr.) genannt. — V. 15. „ausgestanden“, in publicum prodire, hinaustreten, feilstehen; so Fischart im „Gargantua“; Klopstock: „um als Markschreier auszustehn“; Tieck; aber auch seine Lehrzeit beenden (Adelung). — V. 17. „schlimme Post“ = schlimme Nachricht; so im 16. Jahrhundert, bei Opitz; auch bei Moltke.

Der Prozeß. (S. 75.) V. 7. „übertäuben“, durch lautes Reden gleichsam taub machen; Adelung führt nur alte Beispiele an; aus der Bibelübersetzung Luthers. Jetzt nicht mehr gebraucht, wie manch andere gute, früher übliche Zusammensetzung mit über: überhöhen, überlängen u. a. — V. 8. „setz' alles auf“ = setz' alles aufs Spiel; aufsetzen, in die Höhe stellen, besonders bei den ehemaligen Wett- und Ritterspielen, wobei dem Sieger ein gewisser Preis aufgesetzt wurde (Adelung). — Auch bei Luther, Kirchhof (Wendunmut), Opitz, Wieland, Schiller u. a. — V. 17. „vor der Schwedenzeit“, vor dem Dreißigjährigen Kriege. — V. 24. „rückt den Hut die Quere“, bloßer Akkusativ der Richtung, so im 17. Jahrhundert; Adelung setzt schon



Verkauf

er Zeit
ömiſche
Toga
ß (Li=
ſagen?
annt";
eſpeare
köpfe",

e Ver=
mpfens
gentlich
ct auch
Leben

18. Jahrhundert. — V. 10. „größeres Licht von meinem Glück", größere Erleuchtung, mehr Klarheit über mein Glück. — V. 50. „Das Gemahl" neutral, so im 16. Jahrhundert und früher, sowohl Mann als auch Frau umfassend; später, vorzüglich auf die Frau, im Neutrum angewandt; so Luther, Fleming, Hagedorn, Schiller, Voß.

Das Kartenhaus. (S. 88.) V. 11. „Das Schrecken" ist nach Adelung im Oberdeutschen üblich; kommt aber auch bei Luther vor, wird auch von manchen hochdeutschen Schriftstellern in höherer Schreibart gebraucht (Adelung). Noch bei Goethe, Grillparzer; heute ungebräuchlich.

Die zärtliche Frau. (S. 89.) Der zärtliche Mann. (S. 90.) Gellert weist auf Absthemius, Fabel 60 (De muliere, quae pro viro se mori velle dicebat) und Fabel 103 (De viro deflente uxorem mortuam). Auch von Burkhard Waldis, „Esopus" II, 86, behandelt.

Die Biene und die Henne. (S. 92.) V. 30. heisch; mhd. heis und heise, welches als heisch noch lange bis jetzt lebt. — V. 33. „Rost", Roß, Rooß m. n., daneben Rooße f. zurückgehend auf mhd. râz = Honigwabe; häufige Belege im 16. und 17. Jahrhundert.

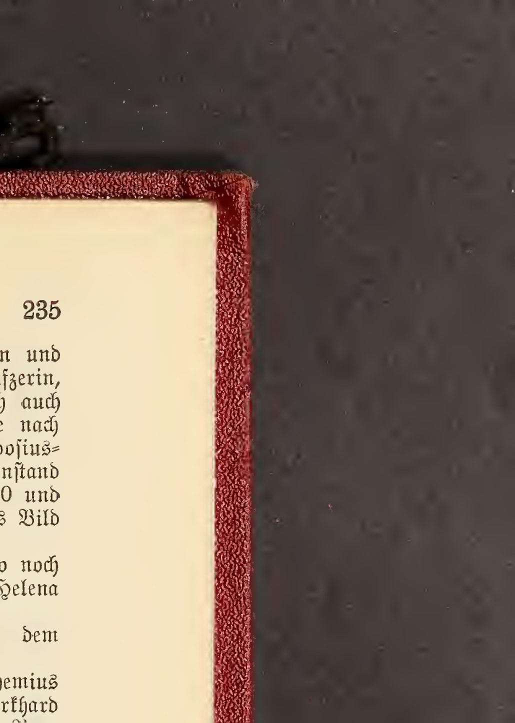
Der erhörte Liebhaber. (S. 96.) V. 32. Wie Cäsar nach dem Sieg an den Senat schrieb: Ich kam, ich sah, ich siegte. — V. 53f. Gellert verspottet den Schwulst, den Hoffmann v. Hoffmannswaldau besonders geliebt hatte; in Briefstellern fristete er zäh sein Leben, so wird er noch in der Novelle „Vetter Gabriel" Heyses auf das liebenswürdigste gehechelt. — V. 92. ein Pistol, meist Femininum: ein goldenes Fünftalerstück (angeblich nach Pistoja in Italien, wo dergleichen zuerst geprägt sein sollen, genannt).

Der gütige Besuch. (S. 99.) Gellert verweist auf des Absthemius 75. Fabel „de agricola et poeta". — Auch bei Burkhard Waldis, „Esopus", III., 1.

Der Arme und der Reiche. (S. 99.) V. 8. „Besuch geben" = franz. donner visite, erst seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlich. — V. 14. „von seinen Schuldnern" = Gläubigern, so besonders im älteren Neuhochdeutschen; aber auch bei Lessing u. a.

Damokles. (S. 100.) Gellert verweist auf Cicero, liber V der „Tusculanae quaestiones". — V. 7. Dionys der Ältere, Tyrann von Syrakus (406—367 v. Chr.).

Die beiden Hunde. (S. 101.) V. 8. „verdringen" = verdrängen; mhd. verdringen; noch bei Schiller, „Carlos" II, 9 „verdrungen von einer Nebenbuhlerin". — V. 19. Joli, „Hübsch", und Fidel, „Treu", sind Charakternamen, wie Gellert sie in den Fabeln liebt. Es ist kein Zweifel, daß diese befremdlichen Namen ebenso wie die Damöt, Phyllis u. a. der Schäferpoesie dem Verständnis einfacher Leute damals ebenso wie heute im Wege waren. Viel verständlicher sind die deutschen Charakternamen wie Herr Glimpf; am glücklichsten sind die Christoph und Görg, Hans, Kunz und Veiten. Auch die bewunderten Engländer, Addison und seine Zeitgenossen, gebrauchten solche Charakternamen (im Witwenklub des „Zuschauers" z. B. Mrs. Snapp, Mrs. Medlar, Lady Katharine Swallow, Deborah Conquest, Mrs. Wildfire). Das Vorbild gab aber sicher die ältere deutsche Ko=


235
n und
fzerin,
) auch
e nach
bofius=
nftand
0 und
s Bild
o noch
Helena
dem
hemius
rkhard

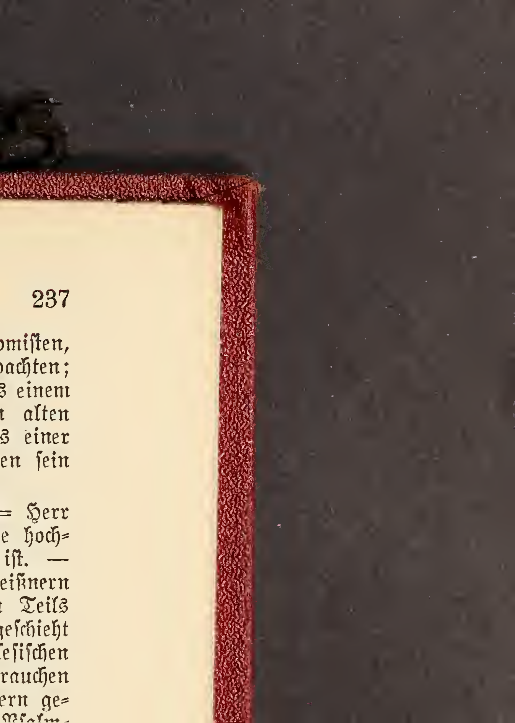
auf den „Zuschauer" I. Teil, S. 150, dessen Einfluß überhaupt weiter geht, als man nach Gellerts Angaben vermuten konnte; er kommt neben andern in Betracht für „Die Betschwester" („Zuschauer", I. Teil, S. 223; V. Teil, S. 171 f.), „Die junge Ente" („Zuschauer", II. Teil, S. 192), den „Freier" („Zuschauer", I. Teil, S. 150), den „armen Greis" („Zuschauer", III. Teil, S. 45), den „Knaben und die Mücken" („Zuschauer", V. Teil, S. 178), „Das Testament" („Zuschauer", II. Teil, S. 160).

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben. (S. 122.) V. 26. „Mosheime". Mosheim (1694—1755), Kanzler der Universität Göttingen, der berühmteste Kanzelredner der Zeit. Sein rein deutscher Stil verdiente eine eingehende Würdigung. — V. 32. Leibniz (1646—1716), der größte deutsche Philosoph vor Kant. — V. 37. Hagedorn (1708 bis 1754), der beliebteste deutsche Fabeldichter vor Gellert.

Der sterbende Vater. (S. 125.) Man erfreue sich des vortrefflichen Kupfers von Chodowiecki; leicht zugänglich in Koenneckes Bilderatlas. — V. 9. „Die sollen dein", sollen = gebühren; so bei Luther, Logau, Musäus, Schiller; Grimm, „Deutsche Grammatik" 4 (156, Neudruck), nimmt Ellipse von sein an.

Der junge Drescher. (S. 126.) Diese Fabel ist auf Daniel Stoppe (1697—1747) zurückzuführen: „Neue Fabeln oder Moralische Gedichte, der Jugend zu einem nützlichen Zeitvertreibe aufgesetzt." Breslau 1740. Er hat ferner Anteil bei dem Gedicht „Die Nachtigall und die Lerche" (Stoppe: „Die Nachtigall und der Zeisig"), „Das Land der Hinkenden" (Stoppe: „Die Kropfländer"), „Die Ente" (Stoppe: „Die Gans") und den „beiden Wanderern" (Stoppe: „Die zween Bauern"). — V. 8. Flegel = Dreschflegel. — V. 22. „Der Pfarr": in Niedersachsen Parrer und zusammengezogen Parr, auch im gemeinen Leben der Hoch- und Oberdeutschen zusammengezogen Parr (Adelung). — V. 32. „Unterscheid", so nhd., mhd. In einigen gemeinen breiten Mundarten noch jetzt Unterscheid, welche Form auch in der deutschen Bibel vorkommt (Adelung). — V. 72. „Mandate" = obrigkeitliche Erlasse. — V. 73. „Quatember" von quattuor tempora, Vierjahrtag, an dem die vierteljährliche Abgabe zu entrichten war. Die Abgaben, welche im sächsischen Erzgebirge die Gewerke vierteljährlich gemeinschaftlich für den zum Bergbau überlassenen Boden dem Landesherrn zu entrichten hatten (Schullerus). — V. 74. Der „Landknecht" ein Gerichtsdiener auf dem Lande oder sofern er in gerichtlichen Angelegenheiten auf dem Lande gebraucht wird; zum Unterschied von einem Stadtknecht (Adelung); also nicht = Landsknecht. — V. 78. „Jetzt pocht mich jeder Narr heraus" erinnert an die alte Erzählung, wie der Vater mit seinem Jungen in der Nacht zum Schulzen geht, ihn aus dem Schlafe herausklopft und dann den Sohn aufklärt: „Sieh, das ist das Recht eines Hildesheimer Bürgers, daß er in aller und jeder Zeit den Bürgermeister sprechen kann. Nichts für ungut, Herr Bürgermeister" (Schullerus). — V. 79. hunzen, wie einen Hund behandeln; so auch bei Fr. Müller.



omiſten,
achten;
s einem
n alten
s einer
en ſein

= Herr
e hoch=
iſt. —
eißnern
Teils
geſchieht
leſiſchen
rauchen
ern ge=

sophischen Gesprächen" (4 Bücher). — V. 24. Zenon, Stifter der stoischen Schule, um 300 v. Chr.

Der betrübte Witwer. (S. 157.) Gellert verweist auf den Artikel „Asklepiades" des Dictionnaire von Bayle, dem er streng folgt. Bayle selbst gibt als seine Quelle die Menagiana an (S. 117 f. der Ausgabe des Gille Ménage, 1693).

Der junge Prinz. (S. 159.) Hinweis Gellerts auf „Elite de bons mots", Bd. 2, S. 65.

Das neue Ehepaar. (S. 159.) Die Quelle ist, wie Gellert angibt, „The Tatler", Bd. 2, Nr. 82.

Crast. (S. 164.) Man erzählt, fügt Gellert hinzu, eine ebenso großmütige Handlung von dem Herrn Saurin; s. „Lettres sérieuses et badines", S. 616.

Der beherzte Entschluß. (S. 166.) Gellert führt Burkhard Waldis, „Esopus" IV., 67 an; bei diesem wird ein junges Mädchen von rechtschaffenen Freunden zum Losbitten bewogen. Wenn ein Verurteilter (Mann oder Weib) von einem Angehörigen des andern Geschlechts zur Ehe begehrt wurde, so war er frei; auch bei Hans Sachs IV, 213. Diese Rechtsgewohnheit ist durch zahlreiche Fälle des 16. und 17. Jahrhunderts belegt; vgl. Osenbrüggen, „Gnade bei Recht" (in den Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte, Schaffhausen 1868), S. 381: „Man pflegt solche Fälle auf einen favor matrimonii zurückzuführen, aber tiefer liegt wohl der Gedanke, daß die Verbindung mit einer reinen Jungfrau sühnende Kraft habe . . . Aber der Grundgedanke kam in Vergessenheit, und eine solche Rettung wurde als Gnadenmittel auf beide Geschlechter ausgedehnt und die Eheschließung als Pforte zu einem ordentlichen Leben aufgefaßt"; s. a. Alexander Kaufmann, „Über das Freibitten Verurteilter durch Jungfrauen" (Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands 1881, S. 257—270).

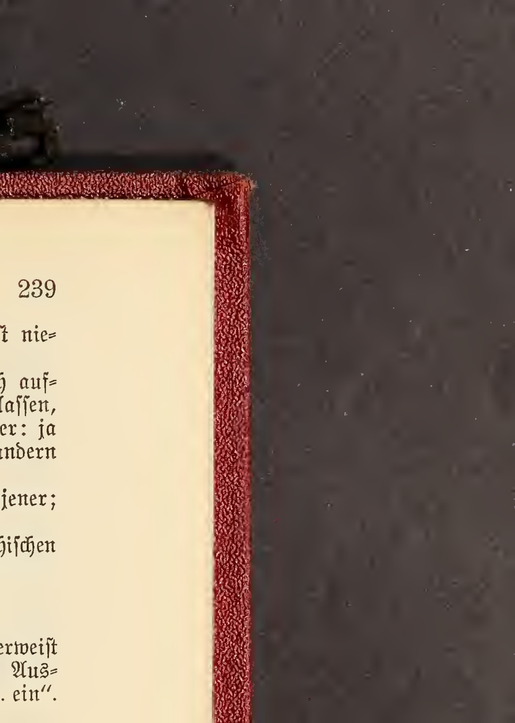
Das junge Mädchen. (S. 167.) Die Quelle nach Gellert Zincgrefs „Deutsche Apophthegmata", im 3. Teile, S. 353. („Die Teutschen Scharpffinnige Kluge Sprüch durch Zincgrefen", Ausgabe Frankfurt und Leipzig, 1693.)

Die Bauern und der Amtmann. (S. 169.) V. 21. Amphion soll nach der griechischen Sage durch die Töne seiner Leier die Steine zur Mauer von Theben gefügt haben.

Emil. (S. 171.) Quelle nach Gellert: Vaniere, Opuscula, S. 213.

Der Lügner. (S. 172.) Nach dem 504. Stück des „Zuschauers" im VII. Teile (Gellert). — Es ist in London der Gebrauch, daß die Ärzte den verurteilten Missetätern ihren Leib abkaufen (Gellert).

Die Frau und der Geist. (S. 173.) V. 21. „Die Nacht ist keines Menschen Freund" ist zum Sprichwort geworden; in ähnlicher Wendung schon in alten Sprichwörtersammlungen; s. Wanders deutsches Sprichwörterlexikon III, S. 845, Nr. 41 und 42. Man hat auch hingewiesen auf Andreas Gryphius, „Das verliebte Gespenst" (Lustspiel, hsg. v. Palm, S. 295), „la nuit est niemands freund" und desselben „Horribilicribrifax" (ebenda S. 68): „Die Nacht ist niemands Freund";



t nie=

h auf=
lassen,
er: ja
andern

jener;

hischen

erweist
Aus=
. ein".

zucht sind die Höschen linsenförmige Anhänge an den Hinterbeinen der Arbeitsbienen, welche eigentlich aus Bienenbrot oder Wachsmehl bestehen; daher dieses Bienenbrot selbst auch wohl „die Höschen“ genannt wird (Adelung). — V. 29. „Weiser“ heißt der Bienenkönig; volkstümlich „Weisel“ für Bienenkönigin.

Der Held und der Reutknecht. (S. 198.) Wer ist des Paradieses würdig? — Dieses Thema ist schon häufig von den Meistersingern, meist mit Wendung gegen den Papst und seinen Anhang, behandelt. Die Bibelstelle Matthäus 25, 21: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“ war allen vorbildlich.

Die Wachtel und der Hänfling. (S. 200.) V. 10. „den Ton der Liebe und der Freude“: die Vogelsteller ahmen den Ton der Vögel nach; „die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie... in ihrem Garn zu sehen wünschen“, Goethe.

Der Hochzeittag. (S. 201.) Die Quelle nach Gellert: „The Tatler“ I, 251 ff. — Eine ähnliche grelle Geschichte in der Vorgeschichte Steeleys („Schwedische Gräfin“, T. II, S. 79 unserer Ausgabe).

Der Geheimnisvolle. (S. 204.) Muncker („Bremer Beiträge“, S. 209) verweist auf Worte Celimènes in Molières „Misanthrope“, die Elias Schlegel gewissermaßen zum Motto seines Lustspiels „Der Geheimnisvolle“ machte. — V. 5. Beugen = sich vor jemanden beugen; so nur im Oberdeutschen und in der edlern und höhern Schreibart des Hochdeutschen üblich (Adelung).

Die beiden Wanderer. (S. 205.) V. 2. Velten, Verkürzung von Valentin. — V. 13. „Die Dunst“: in einigen Mundarten ist dieses Wort weiblichen Geschlechts (Adelung); auch bei Fleming so gebraucht. — V. 25. Interessanter Beleg noch damals lebendigen Aberglaubens; der Drache, der Teufel, bringt seinen Verehrern allerlei Gaben; wenn man ihm den Namen des Herrn zuruft, muß er die Gaben fallen lassen: s. Jakob Grimm, „Deutsche Mythologie“, 4. Ausgabe, Bd. III, S. 452; ferner Eugen Mogk in der Sächsischen Volkskunde, hsg. von Wuttke, Dresden 1901. 2. Aufl. S. 326: „In der Lausitz bringt er (der Drache) den Frauen auch Butter und Milch.“ 1669 verbot der Große Kurfürst in seinen Landen die Quickrute, die vor dem fliegenden Drachen schützen sollte; siehe Elard Hugo Meyer, „Deutsche Volkskunde“, 1898, S. 141. — V. 34. „wütend Heer“: Wodans Heer: s. Mogk a. a. O., S. 328. — V. 37. Rübezahl zu Gehofen; Gehofen, Flecken unweit der Unstrut, Provinz Sachsen, Merseburg, Kreis Sangerhausen. Rübezahl sonst nur als Spukgeist des Riesengebirges bekannt; vgl. Rübezahl 1884, S. 99 f. — Oder wie wohl Kleindorf nur fingiert? — Ich stelle kurz zusammen, was an Volksaberglauben noch bei Gellert erwähnenswert ist: „Der Kranke“ (S. 62), auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen und Euch mit dem gefallnen Tau dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen; „Das Gespenst“ (S. 68), um Mitternacht im weißen Tuch; „Der glücklich gewordene Ehemann“ (S. 98) geht mit dem Teufel ein Bündnis ein; „Die Mißgeburt“ (S. 139), das Neugeborene soll ein Ungeheuer sein; „Die Frau und der Geist“ (S. 173),

euſch=
t ihn
Tote
phäre
h die
hat
; die

ux":
Stück
einen
Kur
). —
Nach=
erſion

Werken am höchsten; das bekannte er auch in seinem Kolleg über Stockhausen. Cramer, der den geringen Erfolg nicht verschweigt, bestätigte dieses Urteil („Gellerts Leben“, S. 72).

Der Menschenfreund. (S. 223.) V. 23. „in den beglückten Orden“, Orden, im erweiterten Sinn = Genossenschaft, Stand; „der Freundschaft Orden“, Opitz; ähnlich bei Haller, Wieland, Lessing. — V. 51. „fluch' ich auf mein Glück“; in gleicher Weise bei Lessing, Goethe. — V. 86. „gesund Gerücht“; Adelung hat nur Gericht. — V. 159. „Acker feist zu bauen“; guten feisten Acker auch bei Henisch.

Reichtum und Ehre. (S. 228.) V. 234. gewohnen = sich gewöhnen an; so noch Schiller, Uhland u. a.

Der Christ. (S. 235.) Man kann dieses Gedicht, für das Rabener dem Freunde die Unsterblichkeit verhieß (Lebensbild S. XXIV), Gellerts rationalistische Theodizee nennen. „Möchte ich doch dieses Gedichte“, so schrieb er in sein Tagebuch von 1754 (Cramer, „Gellerts Leben“, S. 73), „zu meiner eigenen Ruhe verfertigt haben! Möchte mich der Gedanke davon in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß es nur meiner Seele zum Vorteile dienen!“ — An Fräulein Lucius schreibt er (Döring, „Gellerts Leben“ II, 96): „Von diesem Gedicht muß ich Ihnen im Vorbeigehen eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beiden Tage hatt' ich ungefähr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmut aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, abends um sechs Uhr (es war Messe, und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig und las mir's alsdann zum ersten Male laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!“ — V. 31 f. sind nach Gellerts eigenem Zeugnis von dem Geh. Assistenzrat Gutschmidt eingefügt und von Gellert aufgenommen worden. — V. 171 f. Gellert wendet sich gegen den Zweikampf. — V. 205. „er schmeckt Heil und Leben“; schmecken = genießen, Lieblingswort Gellerts; so auch Cronegk, Göcking, Goethe. — V. 219. Gehorsam gegen die Obrigkeit, übereinstimmend mit Luthers Auffassung. — V. 276. „Kränkt dies den Christen nicht?“ kränken = schwach machen, wie im Mittelalter. — V. 369. „blöder Jüden“, der einfältigen Apostel. — V. 400. „daß dein Verstand umschränkt“, umschränken; im übertragenen Sinne auch bei Cronegk.

Die Freundschaft. (S. 251.) V. 59. Vermögen = Kraft, im alten Sinn.

Geistliche Oden und Lieder.

Der in der Einleitung erwähnten Literatur möchte ich noch die sorgfältige Dissertation von Karl Schneiderwirth, „Das katholische deutsche Kirchenlied unter dem Einflusse Gellerts und Klopstocks“,



ſtark
Franz
Schule
ch . . .
. Her=
ein
rektor
dem
Vor=
a. O.
ß ſie
geteilt
buch",
weſer
zahl=
ſeiner

treffliche Mann! Bald ist er mein Zensor, bald mein Abschreiber gewesen."

Bitten. (S. 257.) Vgl. Gellerts Brief an Borchward, den 22. Dezember 1755 (Döring, a. a. O., I, 117).

Passionslied. (S. 277.) Von Borchward scharf angegriffen; vgl. Döring, a. a. O., I, 117. — V. 16. „Des Zornes Gottes Stund", zwei vorgeschobene Genitive; einfach vorgeschobenen Genitiv liebt Gellert; so V. 35: Der Frechen Schar, V. 53: deines Volkes Missetat, und viele andere Stellen. — V. 63. „große Farren"; Gellert denkt an den Farren, der auf Gottes Geheiß statt des Sohnes von Abraham geopfert wird; jetzt muß das Lamm, der eingeborene Sohn, bluten, während die großen Farren es umgeben und gefristet werden. — V. 83. „Die Arbeit" = die Not, Pein, in der alten Bedeutung; Adelung bemerkt: in dieser Bedeutung nicht mehr üblich, außer daß es noch Mühe heißen kann.

Preis des Schöpfers. (S. 287.) V. 38. „gepreist"; preisen ursprünglich schwach; so in der Lutherbibel; so noch bei Voß.

Trost der Erlösung. (S. 288.) V. 40. „schmecke Fried' und Ruhe", vgl. die Anm. zu „Der Christ" (S. 240), V. 205; so noch „Vom Worte Gottes" (S. 291), V. 9; „Trost des ewigen Lebens" (S. 334), V. 7, und viele andere Belege.

Lied am Geburtstage. (S. 290.) V. 22. „begonnte"; vgl. die Anm. zu „Der baronisierte Bürger" (S. 109), V. 24.

Am Kommuniontage. (S. 301.) V. 13. „Du hast die Handschrift abgetan"; das alte Gesetz, das buchstäbliche Erfüllung forderte, ist im neuen Geist aufgegangen.

Die Liebe der Feinde. (S. 307.) V. 37. „untertreten"; mhd. undertreten = niedertreten, so auch bei Herder.

Das Glück eines guten Gewissens. (S. 311.) V. 43. „wornach"; bei den vokalisch anlautenden Adverbien hat sich bei „wo" ebenso wie bei „da" das auslautende „r" des Althochdeutschen erhalten: woran, worauf; danach wird zuweilen das „r" auch vor Konsonanten wiederhergestellt: worbei, wormit, wornach (öfter bei Goethe). — V. 63. „Laß unter mir den Bau der Erde brechen!" in Anlehnung an die stolzen Horazverse „Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae" (Oden IV, 3).

Passionslied. (S. 316.) V. 28. „gepreist", vgl. Anm. zu „Preis des Schöpfers" (S. 287), V. 38. — V. 51. Vgl. Anm. zu „Die Liebe der Feinde!" (S. 307), V. 37.

Wider den Geiz. (S. 323.) V. 34. abzubrechen" = verringern; so im 16. und 17. Jahrhundert; so noch bei Schiller.

Der Schutz der Kirche. (S. 333.) Eine schwächliche Umdichtung von Luthers Kernlied „Ein' feste Burg ist unser Gott".


245
ßung
zes",
en.
Geld
den
ht an
habt,
torie,

S. 377. Z. 24. beten oder mit dem lieben Gott zu reden?

Z. 26. blos den Himmel zum Freunde machen will, damit er ihr erlauben soll, nach . . .

Z. 29. Ferdinand. Ich bitte Sie von Herzen, sagen . . .

S. 378. Z. 14. daß sie Gott . . .

Z. 17. daß sie Gott nicht in der Hälfte ihrer Tage wegnehmen soll.

Z. 20ff. Mops, der hat die Freiheit, auf ihrem Tische und auf den Gebetbüchern herumzuspazieren. Ferdinand. Hat sie nicht etwan auch die Katze bei sich liegen? Lorchen. Jawohl. Die Katze hätte ich bald vergessen. Diese kömmt nicht von ihrer Seite. Und die Frau Muhme bleibt beständig dabei, daß das Tier Menschenverstand hätte, weil es ihr im Beten so aufmerksam zuhörte. Ferdinand. Vielleicht ist es auch die Katze allein, die sie durch ihre Andacht erbaut und betrügt.

Z. 34. vernünftig und christlich.

Z. 37. ist ein Segen des Herrn.

Z. 40ff. Ferdinand. Also ist sie wohl so andächtig, damit der Himmel wieder erkenntlich sein und sie noch reicher machen soll? Lorchen. Jawohl. Eben deswegen singt und betet sie alle Stunden, weil sie alle Stunden reicher werden will. Ihre Andacht ist eigentlich ein Vertrag, den sie mit dem lieben Gott in ihren Gedanken gemacht hat, kraft dessen er ihre Kapitalia vermehren, ihre Interessen segnen, und ihr Haus wohl in Acht nehmen soll; dafür will sie ihm den Dienst erweisen, und alle Tage so viel Stunden beten, so viel Stunden singen, und so viel Kapitel in der Bibel lesen. Ferdinand. Ein solcher Vertrag ist auch recht vernünftig. Auf diese Art weiß man doch, worauf man sich zu verlassen hat, und warum man so andächtig ist. Wir einfältigen Leute sehen die Andacht für ein Mittel an, das uns in der Tugend stärken soll. Allein meine Frau Muhme kennt die Religion besser. Was ist es denn mit der Tugend und mit der Gemüthsruhe? Wer kann davon leben? Am besten, wenn man durch seine Andacht die Hand der Vorsicht öffnen kann, daß sie uns Schätze zuwirft. Lorchen. Ich wollte auch nicht dafür stehen . . .

Z. 42f. Frau Mariane.

S. 379. Z. 2. ginge. Ich höre . . .

Z. 7. denken. Nichts zu haben, und doch so viel Kinder . . . Ich mag nicht reden. So geht es, wenn man nicht nachsinnt. Wir haben ja unsern freien Willen. Ich rede von niemanden etwas Böses; aber die Geistlichen sind doch selten reich und haben immer so viel Kinder. Und sie sollten doch am meisten beten und singen. Und das Gebet verläßt niemanden. Wer an Gott denkt, an den denkt er wieder, und giebt ihm Gutes und die Fülle. Ich will nicht richten. Lorchen gehen Sie doch . . .

Z. 21. einer Erbse.

Z. 23. Ach, lieber Gott, was . . .

Z. 25. Tochter? Ach gütiger Gott, alles nach deinem heiligen Willen, nur nicht in der Hälfte meiner Tage, nur dies nicht.



n . . .

verſetzt

h ver=

. . .
Fer=
n. Es
Nein,
Tag.
Mein
ingſte,
Fer=

S. 386. Z. 6. Französisch lernen.
Z. 14. weiß es gewiß.

S. 387. Z. 20. lassen. Doch in ihrer Betstunde wird sie Ihren Besuch wohl nicht annehmen. Suchen Sie sie mir auf: sie wird doch wenigstens mit Ihnen in diese Stube gehen müssen.
Z. 29. außen bleiben.

S. 388. Z. 14. muß in die Steuer.
Z. 19f. allemal Ihren Weg zu mir.
Z. 21. Frau Richardin. Zum Gebete, wollen Sie sagen, ja zum Gebete will ich meine Zuflucht nehmen. Ich habe der Heirat wegen heute meine Übungsstunde ausgesetzt. Gott wird mirs vergeben. Ich will es ein andermal einbringen. Und ich habe mich entschlossen, Gott morgen etwas zu seinem Dienste zu schenken, wenn Sie etwas dazu beitragen wollen.
Z. 27. Freuden! Ich wollte, daß ich alle Menschen glücklich machen könnte.
Z. 28. „Ach! das Armut."
Z. 34. kommen. Ich arme Frau! Doch laß deine Rechte nicht wissen, was deine Linke thut. Wer der Kirche giebt, der leihet dem Herrn, und der wird es ihm wieder vergelten.
Z. 38. Hausarmen! Bedenken Sie nur, ich gebe zuweilen einem armen Manne, der sich bei meinem Hausbau zu Schanden gefallen hat, ein Almosen. Letzthin treffe ich ihn vor dem Thore auf der Straße sitzend an. Können Sie sich wohl einbilden, daß er eine Semmel in der Hand hatte und aß? Das gottlose und verschwenderische Volk. Simon. Wer weiß, wer sie ihm gegeben hat? Gesetzt, er hätte sie auch gekauft. So ist er vielleicht so elend, daß er kein Brot mehr zu sich nehmen kann. Und endlich hat er ja, als ein Armer, auch Recht zu einer kleinen Erquickung. Frau Richardin. So? Soll er nicht sparen? Nicht zu Rate halten? Könnte er sich nicht auch Bier dazu holen lassen? Es kömmt das ganze Jahr keine Semmel in mein Haus, und ich lebe immer. Wenn ich und mein seliger Herr nicht gespart hätten, wo hätte es herkommen sollen? Ich habe siebenmal . . .
Z. 42. Theologiä.

S. 389. Z. 5. hatte es Gott . . .
Z. 11. mirs Gott anderwärts ersetzt.
Z. 15. etwan.
Z. 29. „Pamela", der berühmte Roman Richardsons.
Z. 34. Simon. Die Pamela ist . . .
Z. 36. sucht. Ein Priester in England hat ihn selber auf der Kanzel zum Lesen angepriesen. Frau Richardin. Und wenn es zehn Priester getan hätten: so soll meine Tochter keinen Roman lesen. Was will ein englischer Priester von der Tugend wissen? Haben diese Leute nicht die kalvinische Religion? Wollen Sie meine Tochter gar zu einer Kalvinistin machen? Simon. Liebe Mama, Sie übereilen sich in Ihrem Eifer. Frau Richardin. Ich übereile . . .

S. 390. Z. 20. beten. Frau Richardin. Soll man denn etwan gar aus dem Kopfe beten? Simon. Wer die Religion und sein Herz



t, der
o gut

ährige
Kranz
Latune
g im
neun=
lassen.
Erde
ihrem
istiane
der in
Kranz,
hin=
Leute

S. 394. Z. 36. reden. Lorchen. Nein, sagen Sie in seiner Gegenwart, was zu Ihren Diensten ist. Wir brauchen nicht, ohne Zeugen miteinander zu reden. Simon. Herr Ferdinand, gehen Sie immer voran, ich will gleich nachkommen. Doch nein . . .

S. 397. Z. 22. sollte! Gott weiß es, daß ichs aufrichtig meine.

Z. 32. Lorchen. Gott, was . . .

S. 398. Z. 29f. „einen Aufsatz von gutem Porzellan ausnehmen" = auf Kredit kaufen (Adelung); doch auch ohne diesen Nebensinn = auswählen; so bei Fischart, Rabener.

S. 399. Z. 15. Mutter? Ich bete kein Vaterunser mehr für dich, wenn du nicht von ihm abläßt.

Z. 24. haben? Hättest du ihm doch lieber gleich alles eingeräumt. Wer weiß so, was schon geschehen ist! du . . .

Z. 25. mit. Bedenken Sie doch, daß ich Ihre Tochter bin und quälen Sie mich nicht mit einem so unverdienten Verdachte. Ich . . .

Z. 30. Tochter? Du wirst gewiß nicht Zeit genug zu einer Herde kleiner Kinder kommen. (Christianchen . . .

S. 400. Z. 3. tot. Willst du deine Mutter mit aller Gewalt um das Leben bringen, damit du nach deinem Willen schalten und walten, und mein sauer erworbenes Vermögen einem tollen Manne an den Hals hängen kannst? Ich . . .

Z. 12. hassen. Es ist ja wider die Bibel, daß man einen hassen soll. Frau Richardin. Wider die Bibel? Das ist eine schöne Antwort. Wer wird die Schrift besser verstehen, die Mutter, die seit vierzig Jahren alle Tage eine Stunde darin gelesen hat, oder das Töchterchen, das kaum seit sechs Jahren lesen kann? Du unverständiges Kind! Ich will es haben, du sollst ihn hassen, weil ich ihn hasse. Ein Mensch: . . .

Z. 16. lieben? Habe ich deswegen den alten Magister sieben Jahre zu dir ins Haus kommen lassen, daß du im Christentum nicht besser unterrichtet bist? Ich arme Frau! So viel Schulgeld umsonst hinaus zu werfen! Du sollst . . .

S. 402. Z. 4. Richardin, ich habe das Vertrauen zum Himmel, daß ich, so lange ich lebe, genug haben werde.

Z. 10. sehen. Ihre Lebensart, ich wills Ihr kurz sagen, ist unwiedergeboren; versteht Sie mich? Hält Sie eine solche Lebensart wohl für gut? Ich bitte Sie sehr, mache Sie sich nur nicht zu einer keuschen Susanna, zu einer andächtigen Maria und zu einer geschäftigen Martha. Ist Sie nicht . . .

S. 403. Z. 19. Lorchen. Ja, er wird . . .

Z. 25. hätte. Lorchen. Er nimmt nichts, ich habe ihm schon etwas angeboten. Frau Richardin. Sollte er nichts nehmen? Wenn ich nur klein Geld hätte, ich wollte ihm doch ein paar Dreier zu einer Kanne Bier geben. Denn wenn man ihm wenig giebt, so kann es sein Herr doch nicht übel nehmen, als wenn man ihm etwan einen halben Gulden gäbe. Es ließe, als wollte man das Geschenke bezahlen. Lorchen. Machen Sie sich keinen Kummer.



reden.
einzeln
etwas
e noch
e ihm
rn an=
wäre,
roschen.
ardin.
en Be=
elleicht
genau.
t dem
ebegeld
on mir
arme

S. 411. Z. 10. Frau Richardin. Gott vergebe . . .
S. 412. Z. 11. liebwertheste Frau.
Z. 25. gesprochen? Ferdinand. Hier kömmt sie gleich.
S. 414. Z. 12. sein. Ich gebe Ihnen hiermit die aufrichtigste Versicherung, daß ich Sie liebe. (Sie küßt ihn.) Allein . . .
Z. 20. Simon. Um des Himmels willen, was . . .
S. 415. Z. 33. werden? Bin ich denn in einem Traume oder . . .
S. 416. Z. 4. für „erwies" früher: erließ, wohl Druckfehler.
Z. 9. der besten Ehe.



verneurin im Schloß Taninska aufsucht, Katharina I. (T. II, S. 124). Weiteren Anhalt könnte die Stelle (T. II, S. 103) bieten: „Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reich vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg [gegründet 1703] und den großen Anstalten Peters des Ersten, die sowohl in die Natur des Landes als in die Gemütsart der Einwohner einen großen Einfluß gehabt haben." Sie ist aber wohl aus der Besorgnis des Schriftstellers eingefügt worden. Welche Werke über Rußland Gellert gelesen hat, vermochte ich nicht festzustellen. The history of the life and reign of the empress Catharine . . by John Mottley, vol. 1. 2. London 1744, hat keinen greifbaren Niederschlag hinterlassen. Da Gellert durchaus nicht feste historische Umrisse bieten will, ist die Frage von geringerer Bedeutung.

S. 25. Z. 30. „kostbar vorkommen wollen": kostbar im 18. Jahrhundert viel nach dem französischen précieux gebraucht = sich zierend, affektiert, sich kostbar machend; so auch bei Picander-Henrici, Rabener u. a.

S. 26. Z. 13f. „von Ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen" = Vorzügen.

S. 30. Z. 16. „wem dieses Kind wäre"; sein mit Dativ = gehören, häufig im 18. Jahrhundert.

S. 33. Z. 21f. „Er war die Gutheit — selbst" = Güte; so bei Hagedorn, Heinse, Goethe, Auerbach.

S. 34. Z. 18. „Schwulst" = Geschwulst; mhd. swulst; in dieser Form auch bei Campe.

S. 35. Z. 9. „außer die Soldaten"; hier als Konjunktion zu fassen; in dieser Eigenschaft hat es entweder den Kasus des dazugehörigen Verbs (wie hier: ich weiß niemanden) oder die Partikel: daß, wo, wenn bei sich (Adelung).

Z. 19. „die Ruhe des Lebens schmeck'", vgl. T. I, S. 240, V. 205.

S. 41. Z. 12. „etwan" irgendwann; mhd. ettewan neben etteswanne; etwan noch bei Heinrich v. Kleist, Goethe.

S. 42. Z. 10f. „französischen und schwedischen Bücher"; der Einfluß der französischen Kultur auf das schwedische Geistesleben dauert von Ludwigs XIV. Zeit ab; verstärkt wurde er noch durch die Dynastie Bernadottes, der als Karl XIV. Johann 1818 den schwedischen Thron bestieg. In der letzten Generation flaut dieser Einfluß ab.

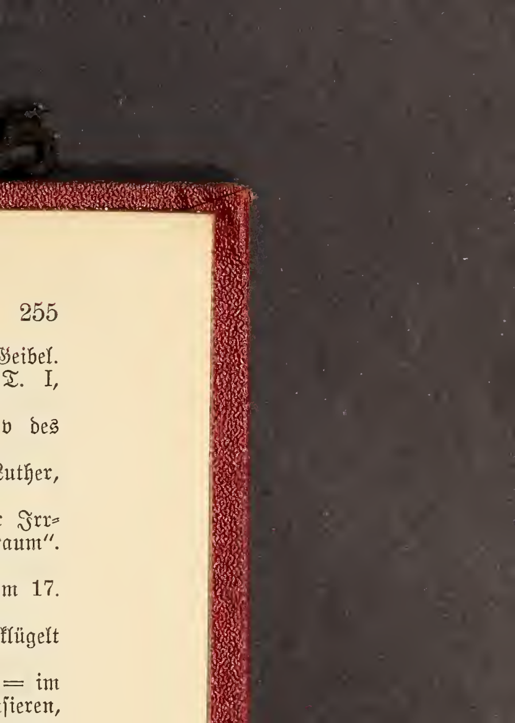
S. 43. Z. 36f. „Sie geben . . . zu meiner Wohnung ein" = einräumen, übergeben; so häufig im 16. und 17. Jahrhundert; auch bei Bürger.

S. 45. Z. 33. „Bildung" = Erscheinung; vgl. Anm. zu „Selinde", T. I, S. 103, V. 24.

S. 46. Z. 2. „bei mir selben vorwand"; sich selbst vortäuschen; so bei Wieland, Zimmermann.

Z. 35. „die mir anständig ist" = ansteht; so Lessing, Wieland, Schiller.

S. 47. Z. 34. „Ihnen mein Herz sehen zu lassen", so Fabel 1, 4; nach Adelung müßte der Akkusativ stehen, jedoch ist der Dativ im 18. Jahrhundert nicht selten.


255
Geibel.
T. I,
v des
uther,
Irr=
aum".
m 17.
flügelt
= im
fieren,

S. 92. Z. 7. „betriegen", mhd. betriegen; diese Form ist noch im 18. Jahrhundert häufig; unter Anlehnung an „Betrug" entwickelt sich „betrügen", das bereits im 17. Jahrhundert (Grimmelshausen) vorkommt und langsam der alten Form den Boden abgewinnt.

S. 93. Z. 10f. „mir . . . sehen zu lassen", vgl. Anm. zu T. II, S. 46, Z. 35.

Z. 35. „nicht vermögend" = nicht imstande, in Kraft; so bei Luther; bis ins 18. Jahrhundert.

S. 94. Z. 33. „reicht ihm . . . das Trinken"; „das Trinken, welches im gewöhnlichen Leben das Getränk bezeichnet" (Adelung).

S. 95. Z. 3. wohlgebildet = wohlgestaltet.

S. 96. Z. 35. Werst, russisches Meilenmaß, das etwa den 6. Teil einer deutschen Meile beträgt.

S. 98. Z. 7. „beständiges Schrecken", vgl. Anm. zu T. II, S. 67, Z. 31.

Z. 16f. „eine Antwort übernahm" = übersenden; in der Umgangssprache üblich (Adelung); in Goethes Briefen.

S. 101. Z. 40. Memoriale, eigentlich = Gedenkschrift; dann jede Eingabe.

S. 104. Z. 28f. „sein Unvermögen" = seine Schwäche; vgl. Anm. zu T. II, S. 93, Z. 35.

S. 107. Z. 21. „mein Tage"; meine Tage oder häufiger mein Tag, ein im gemeinen Leben sehr üblicher Ausdruck für in meinem Leben (Adelung).

Z. 25. „gibt Euch ihr bestes Zimmer ein"; eingeben = einräumen, so auch bei Luther, Opitz, Goethe.

S. 109. Z. 18. „Flaschenkeller"; wie Flaschenfutter = Behältnis, Getränk in Flaschen darin auf der Reise mitzuführen (Adelung).

S. 111. Z. 1. „in Amazonenkleidern"; Adelung: „Amazonenkleid, eine in den neuern Zeiten aufgekommene Frauenzimmertracht, welche diesen Namen deswegen bekommen hat, weil sie der männlichen Tracht gleicht und dem schönen Geschlecht ein männliches Ansehen gibt."

Z. 20. „Freund, den Sie mir hinterlassen haben" = zurückgelassen haben; so im 16. und 17. Jahrhundert häufiger.

S. 113. Z. 22. „Sah er vornehm"; sehen = aussehen; so in älterer Zeit und im 18. Jahrhundert durchaus; jetzt noch erhalten in wenigen Wendungen: sauer sehen, scheel sehen.

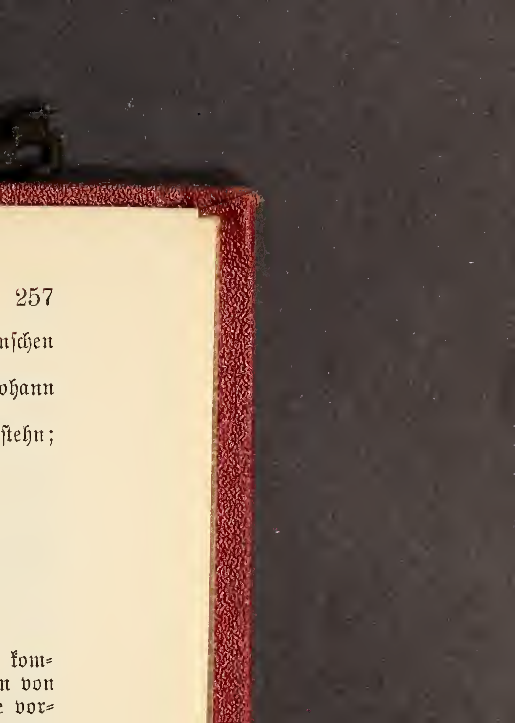
S. 117. Z. 5f. „eine Wohnung ausmachen" = ermitteln; so Goethe; häufig im 18. Jahrhundert auch so von geistigen Dingen.

Z. 42. „Flaschenfutter"; vgl. Anm. zu S. 109, Z. 18; so Schupp, Fleming, Kanitz.

S. 120. Z. 43. „studierte . . . aus"; vgl. T. I, S. 204, V. 3.

S. 121. Z. 35f. „fast ganzer acht Tage hindurch", bei Adelung als Rede des gemeinen Lebens; doch findet sich ganz im Genitiv Pluralis bei Zahlen noch bei Thümmel, Sturz, Engel; häufig während des 16. und 17. Jahrhunderts.

S. 127. Z. 19. „an das zu gedenken"; so auch Rabener, Herder, Fichte; für unser Denken wurde früher häufig „gedenken" gebraucht, ohne


257
nſchen
ohann
ſtehn;
kom=
n von
e vor=

Briefe.

S. 205. Z. 19. Schwarzes Brett, so hieß das Haus, in dem Gellert zu Leipzig wohnte; s. Julius Vogel, „Goethes Leipziger Studentenjahre“, Leipzig 1899, S. 10.

Z. 31. „Korbatsche“, gewöhnlich Karbatsche, eine von ledernen Riemen geflochtene Peitsche, deren Stiel gleichfalls mit Leder überzogen ist.

S. 206. Z. 36. „Gewehr“ = Waffe überhaupt; so Luther, Lessing, Wieland, Schiller u. a.

S. 207. Z. 7f. „Sie (die Russen) stehen wie Berge so fest“; so urteilte auch Friedrich der Große; vgl. Archenholtz, „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ über die Schlacht bei Zorndorf.

S. 208. Z. 26. „die Sevigné; Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sevigné (geb. 1626 in Paris, gest. 1696), berühmt durch ihren Briefwechsel mit ihrer Tochter. Die Hauptausgabe der „Lettres“ ist die von Monmarqué (Paris 1818—19, 10 Bde., 1862ff. 14 Bde.; zuletzt 1887ff., mit Biographie von Mesnard, Album und Lexikon).

Z. 31f. „stark auf dem Clavecin werden“ = geschickt, fertig; heute in der Redensart: seine starke Seite; clavecin, franz., ital. clavicembalo, deutsch Klavizimbel, ein musikalisches Instrument mit Klaviatur, bei welchem die Saiten von Rabenkielen berührt werden.

S. 209. Z. 8. „eine Dacier“, berühmt wegen ihrer Gelehrsamkeit (1654—1720); außer vielen Editionen und Übersetzungen antiker Autoren ist ihr „Traité des causes de la corruption du goût“ (1714) zu nennen, in dem sie Homer gegen La Motte verteidigte.

S. 210. Z. 17ff. Interessant ist der Vergleich mit dem „Frauenzimmerbibliothekchen“ (1705), worin einem „Frauenzimmer von aufgewecktem Verstande“ Bücher zum Lesen empfohlen werden; abgedruckt bei Karl Biedermann, „Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert“, II, 1 (1858), S. 546.

S. 211. Z. 39. „trepanieren“, mit dem Trepan behandeln, d. h. einem Bohrer der Wundärzte in Gestalt einer Rennspindel, die Hirnschale bei Verwundungen des Kopfes damit zu durchbohren (Adelung).

S. 217. Z. 13f. „Kauflabet und Eilfern“; Kauflabet, ein harmloses Kartenspiel; vgl. Amaranthes' (Gottlieb Wilhelm Corvinus) Frauenzimmer-Lexikon, Leipzig 1715, Spalte 1035. Auch Eilfer, Elfer wird ein Kartenspiel sein.

Z. 20. „ein vergoldeter Schreckenberger“, Bezeichnung einer ehemaligen kursächsischen Münze, die besonders unter Friedrich dem Weisen geprägt wurde und nach dem Bergwerke und Dorfe Schreckenberg, dem jetzigen Annaberg, genannt ist. Als Rechenmünze kennt man die Schreckenberger noch in neuerer Zeit, so nach Adelung in Meißen für 3 Gr. 6 Pf., nach Vilmar in Hessen bis 1806 offiziell bei der Exemptensteuer.

Z. 28. „Perpetuellkleid“, die gewöhnliche Hausmannstracht.

S. 218. Z. 3f. „die Ministerin“, v. Brühl.



delung
chſen.
g mit
anderer

Name
egiſches
ihn in
r beſte
as ihm
Mann
an der
ug ſich

rhaave
zin zu

en.

Seite

IX





